

Johann Nicolaus Tetens

nach seiner Gesamtentwicklung betrachtet
mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses
zu Kant.

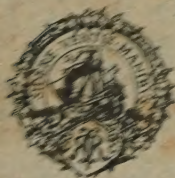
Unter Benützung bisher unbekannt gebliebener Quellen.

Von

Dr. Wilhelm Uebele

Professor.

Mit einem Bildnis von Tetens.




Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1912.

Ladenpreis: Mk. 8,—.

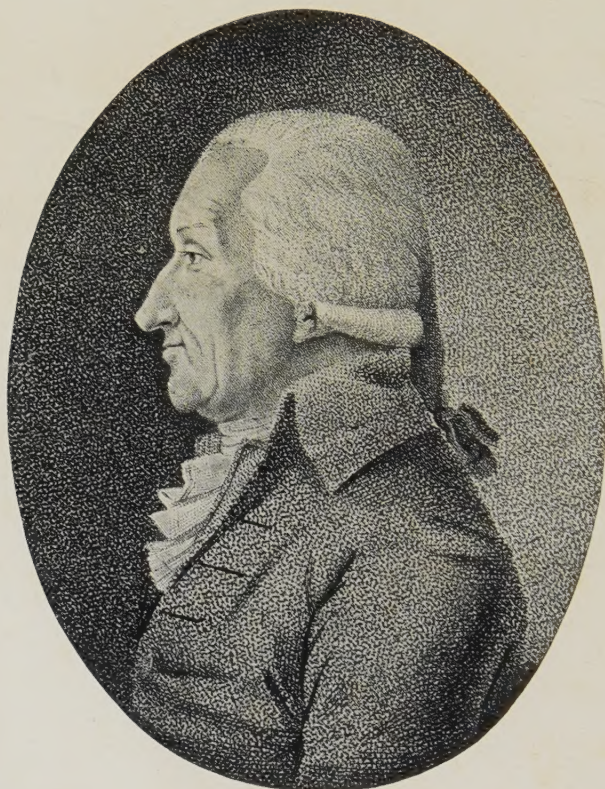
*Für die Abonnenten der „Kantstudien“: Mk. 6,—.
Für Jahresmitglieder der „Kantgesellschaft“ kostenfrei.
Zum Band XVI (Jahrg. 1911) der „Kantstudien.“*

u

Met. Met 92, 136
166



Digitized by the Internet Archive
in 2025





Joh. Nicolaus Tetens

Königl. Dänischer Conferenz.

*Rath Mitglied der Societät der
Wissenschaften zu Copenhagen*

geboren d. 16 September 1736.

„Kantstudien“. 
Ergänzungshefte im Auftrag der Kantgesellschaft
 herausgegeben von H. Vaihinger und B. Bauch. No. 24.

Johann Nicolaus Tetens

nach seiner Gesamtentwicklung betrachtet,
mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses
zu Kant.

Unter Benützung bisher unbekannt gebliebener Quellen.

Von

Dr. Wilhelm Uebele

Professor.

Mit einem Bildnis von Tetens.



Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1911.

===== Alle Rechte vorbehalten. =====

Jahresmitglieder der „Kantgesellschaft“
erhalten die „Kantstudien“, sowie die Ergänzungshefte zu denselben
gratis.

Satzungen der Gesellschaft
(Geschäftsführer: Professor Dr. Vaihinger in Halle a. S.)
durch den stellv. Geschäftsführer Dr. A. Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstr. 48,
welcher auch Beitrittserklärungen entgegennimmt.

Diese Abhandlung ist eine Promotionsschrift der philosophischen Fakultät
Tübingen (Referent Professor Dr. Heinrich Maier). Nur die Seiten 1—68
sind als Tübinger Dissertation gedruckt.

Inhalt.

Einleitung pag. 1—4.

Neuere Urteile über Tetens' historische Bedeutung (Beneke, Ed. Erdmann, Dessoir, B. Erdmann, J. B. Meyer) pag. 1—2, besonders über sein Verhältnis zu Kant (F. Günther, Riehl, K. Stumpf, Ziegler, Brenke) pag. 2—3, zu Hume, Locke, Leibniz (Störing, Ed. Zeller) pag. 3. Fixierung der Aufgabe pag. 3—4.

I. Kap. Übersicht über Leben und Wirken 5—25.

1. Geburt und Bildungslauf 5—6.
2. Tätigkeit in Rostock und Bützow 6—18: Schriftenverzeichnis bei Kordes 7 f. Außerphilosophisches (Mathematik, Physik, Meteorologie, Heimatkunde, Pädagogium, Aufklärung) 8—10. Recensionen und Kontroversen 10 f. Die philosophischen Schriften bis 1777 nach ihrer Genesis 11—18.
3. Wirken in Kiel 18—22: Beziehungen zu Cramer 19 f.: philosophisch-theologische Aufsätze in dessen Zeitschrift. Sonstige Tätigkeit: Mathematik (Deichbau, Rentenberechnung), Physik, Zeitfragen, Lehrberuf 20—22.
4. Praktische Laufbahn in Kopenhagen 22—24: Akademie 22 f. Studien (Laplace) und letzte Schriften 23. Charakter 23 f.
5. Zusammenfassung, besonders Vergleich mit Kant (Beobachter u. Denker) 24 f.

II. Kap. Die früheren philosophischen Arbeiten 26—68.

1. Die überkommene Lage 26—36: Allgemeines 26 f., Baumgarten 27, Eschenbach 27—31, Reimarus 31—33, Crusius 33—36.
2. Die Disputationen 36 f.
3. Die metaphysischen Schriften 37—53.
 - a) Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik so wenige ausgemachte Wahrheiten sind, 1760: 37—48. α) Darstellung: 1. Ursache zu wenig entwickelte Begriffe 39 f.; 2. U. zu wenig fixierte wissenschaftliche Sprache 40 f.; 3. U. zu wenig apriorische Untersuchungen über Möglichkeit der Begriffe 41 f.; 4. U. zu wenig Erfahrungen 41—43; 5. und 6. U. Grenzüberschreitung und Vorurteile 43. β) Besprechung: mathematische Methode 44 f., 1. U. 45—47: Ziel Lockes und Leibnizens gleichgesetzt, Zweiteilung des Analysisresultats, Tafel der Grundbegriffe. 4.—6. U. 47 f.
 - b) Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen des Daseins Gottes, 1761: 48—53. α) Darstellung: Einteilung der seitherigen Beweise und T.' eigener Beweis 49—51. β) Besprechung: Kritik von T., Verhältnis zu Hume, zu Kants „Beweisgrund“ 51—53.

4. Die psychologischen Aufsätze 53--61.

- a) Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen, 1759: 53 f. Mittelweg zwischen Überschätzung und Leugnung dieses Einflusses, Methode dabei das Verfahren der Mathematiker.
 - b) Schreiben an Pastor Volquarts über die Frage: Ob die Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen der Menschen in einer angeborenen Verschiedenheit oder in den äußerlichen Umständen seinen Grund habe, 1761; und: Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen, 1762: 54—58. Äußere Ursachen (Helvetius) und angeborene Verschiedenheit wirken zusammen; Kritik der 4 Temperamente; Schema der Seelenfähigkeiten, speziell der Neigungen unter Anregungen Sulzers.
 - c) Über den Ursprung der Ehrbegierde, 1766: 58 f. Plan eines Werks „über die Grundtriebe“, 3. Anlauf zur Fixierung der Grundfähigkeiten unter Aufhebung der Parallelität von theoretisch und praktisch; Verhältnis der 4 Menschenklassen zur Ehrliebe.
 - d) Über die Rangordnung der Wissenschaften, 1765: 60 f. Nutzen jeder Wissenschaft für die Glückseligkeit; 4 Rangstufen.
5. Die sprachphilosophischen Arbeiten 61—67.
- a) Die 2 Artikel: Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie, 1765; Über den Nutzen der Etymologie, 1766: 62.
 - b) Über den Ursprung der Sprachen und Schrift, 1772: 62—67. Anlaß 62 f. Verhältnis tierischer und menschlicher Intelligenz 63 f. 2 Sätze über Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit 64 f. Entstehung der T'schen Verhältnislehre 65 f.
6. Die Recensionen: 67 f. Humesche Abhandlungen, Mendelssohn, Reinhard.

III. Kap. Der Höhepunkt: Die „philosophischen Versuche“ in ihrer Vollzahl 69—156.

1. Der für sich veröffentlichte Versuch „Über die allgemeine spekulative Philosophie, 1775: 69—111.
- a) Darstellung: Vorstufe der gemeine Menschenverstand 71—74. Notwendigkeit und Möglichkeit der Spekulation 74—78. Realisieren der Grundsätze 78—81 (psychologisch 78; metaphysisch 80) und Grundbegriffe 81—88 (speziell des Causalbegriffs 83—85; des Raumbegriffs 85—88). Realisieren als Achten auf die Empfindungsgattung 88—90. Realisieren als Bestimmen 90. Zusammenfassung des Verhältnisses von spekulativer und beobachtender Philosophie: Vervollkommenung 90 f. und Evidenz 91—94 der Metaphysik (Mathematik und Philosophie 91; die Gegenwart gehört der Analyse, die Zukunft wieder mehr der Synthese; die Engländer treiben bewußt erstere, die Deutschen, bes. Leibniz treffen instinktiv den richtigen Inhalt).
 - b) Besprechung: Verhältnis zur englischen Philosophie betreffs Ziel 94 f. (Vergleich mit Hauptwerk) und Methode 95 f.; psychologische Methode in 3fachem Sinn: der immanenten Wahrheit, der Genesisfrage, der Erklärung aus Naturgesetzlichkeit; Verhältnis zur deutschen Philosophie 99, speziell zu Leibniz (Lockestudium, Versöhnlichkeit) und Wolff (mathematische Methode, Ontologie, Gründlichkeit, Systematik, Satz

v. Grund) 99 f., zu Lambert (Grundlehre, transcendent, Form, kein Realisieren) 100—102, Kants Preisschrift (Mathematik und Philosophie, Analyse und Synthese) 102 f. und Kants Dissertation (a. sie war Anlaß der Schrift 103; b. Kants Grundgedanke und T.' Realisieren betreffs der Begriffsklassen materiell-immateriell u. betreffs der transcendenten Begriffe 103—109; c. Raumtheorie 109 f.; d. die Unterscheidung abstrahentes, nicht abstracti 110). Synthese von englisch und deutsch angeblich und faktisch 111.

2. Überblick über das Hauptwerk „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“, 1777: 111—156.

a) Allgemeines: Methode (diejenige Lockes und der Physiker, opp. die metaphysische; Beobachtung und Spekulation) 111, Plan (psychologisch) 112, Seelenvermögen (am besten Vierzahl; das Gefühl: Verhältnis zu Kant) 113—115, Freiheit (Versöhnung von Determinismus und Indeterminismus) 115, Ethisches (Wille und Neigung) und Anthropologisches (Entwicklungsfaktoren, Fortschritt der Menschheit, Glück und Vollkommenheit, Unsterblichkeit) 115—117.

b) Erkenntnislehre 117—150:

α) Elementaraktionen 117—129: Empfinden (zuerst drei, dann noch weitere Merkmale) 117 f.; Vorstellen (Spuren und Zeichen; ursprüngliche Vorstellungen: Empfindungsvorst., ruhende Vorst. und Wiedervorst., und abgeleitete: fingierte; Ideenassociation) 118—120; Wahrnehmen (Denkakt = Unterscheiden; Vorarbeit des Empfindens und Vorstellens = Schaffen bildlicher Klarheit; unbewußte Vorstellungen; Aktivität) 120—122; Denken (Verhältnisse setzen 122—124; Form 124; Verhältnisgefühl 124 f.; spezielle Verhältnisse Ähnlichkeit 125, raumzeitliche 125 f., kausale 126—129 — Debatte Störing-Riehl 126 f.) 122—129.

β) Ergebnisse ihres Zusammenwirkens 129—148:

1. Ursprung unserer Kenntnisse von der objektivischen Existenz der Dinge 129—135 (Scheidung von inner und außer in unseren Empfindungen 130; Entstehung des Objektbegriffs 131—133; die 3 Empfindungshaufen, von denen er genommen 133; zeitliche Reihenfolge der Entstehung 134; Grundregel der subjektiven oder objektiven Ansetzung 134, Beurteilung 134 f.).

2. Sinnliche und vernünftige Erkenntnis 135—148. a. Die vernünftige hat das Merkmal allgemein: streng a. opp. induktiv a. 137 f.; das Merkmal notwendig 138—146, α. subjektiv notwendig 138—143: psychologisch und logisch, formal und material, absolut und bedingt, natürlich und gewohnheitsmäßig notwendig. β. objektiv notwendig 144—146: objektiv wahr 144 f. und objektiv notwendig 145 f. — b. Beziehung von sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis 146—148: Behandlung der Widersprüche von Vernunft und Verstand, Vernunft mit selbst, Verstand mit sich selbst.

- γ) Psychologische Hauptfrage 148—150: seelisches Grundprincip. Steigerung der Spontaneität durch Empfinden, Vorstellen, Denken, Handeln hindurch. Perfektibilität. Charakter der Menschheit.
- e) Verhältnis zu Hume 150 f., Leibniz 151 f., Locke 151 f., Kants Dissertation 152—156 (Naturgesetz 152; subjektiv - objektiv 155; Verhältnisse 155).

IV. Kap. Die späteren philosophischen Veröffentlichungen 157—179.

1. Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit 157—164.
 1. Aufsatz 1778: 157—162: Gedankengang 158. Relationstheorie 159. Höchste Begriffe Etwas und Nichts 160. „Läutern“ der Begriffe 161. —
 2. Aufsatz 1783: 162—164: Allgemeiner Inhalt 162 f. Kausalität, Raum 163 f.
2. Von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, 1783: 164—169. Inhalt des Dialogs 164—166. Verhältnis zur Kritik d. r. V. 166—169 (Mathematik und Philosophie, metaphysische Verwendung des Satzes vom Grunde, Erfahrung).
3. Recensionen 169—176.

Speziell Eberhard 170—173; jüngerer Reimar 173—175 (reine Mathematik und reine Vernunft, Glaubensstandpunkt, immanenter Begriff von Substanz und Kausalität bei Kant, Abweisung der Metaphysik); Versuch über Gott, die Welt und die menschliche Seele 175 f. (nicht bloß Glauben, sondern Wissen).
4. Zusammenfassung des späteren Standpunkts 176—179.

V. Kap. Die Aufnahme von Tetens durch die Zeitgenossen 180—210.

1. Vor Erscheinen von Kants Kritik d. r. V. 180—184.

Speziell durch Lossius 180 f. (Differenz zwischen ihm und T. ein Missverständnis, Grundsätze auch Fakta, Selbsttätigkeit als Grundprinzip); durch Feder 181—184 (Ideenassociation, Kausalität, Grundsätze auch Erfahrungssache z. B. Nichts ohne Ursache, objektive Wahrheit, Schlußurteil).
2. Aufnahme durch Kant 184—198.
 - a) Direkte Äußerungen 184—187: an Herz 1778, die Reflexionen Nr. 230 und 231, an Herz 1781, an Garve und Mendelssohn 1783. b) Indirekte Bezugnahme 188—198: befaßt T. unter den Typus [Locke 188—191, Aristoteles 191, Crusius (Präformation) 191; Vorrede und Einleitung zu 1. Aufl. u. a. 192; Brenkes Analogon zu transz. Einheit des Bewußtseins bei T. 193 f.; die Einbildungskraft bei der Wahrnehmung 194; Synthesis und Verhältnis 195; innerer Sinn und Apperception 195 f.; synthetisch 197; Mathematik und Philosophie 197; Gesamturteil Kants 197 f.
3. Versuche der Verbindung von Kant und Tetens 198—209.
 - a) Platner 198—202: dessen Entwicklung 198; Urteile über T. 199; ausdrücklicher Bezug auf T. in der Lehre von Verhältnis, Kausalität, Urteil, Reproduktion 199 f.; ungenannter Bezug auf T. bei Aktivität, Kategorien, Grundstellung etc. 200—202.
 - b) Neeb 202—206: Interesse für T. 202; Bewußtseinssatz 202, Spontan und receptiv zusammen 203, Phänomenalität 204, Kausalität 204, Urteil 205, Auffassung Kants 205 f.

- c) Fries 206—209: Reinhold, Fries, Platner 206 f.; 3 Punkte der psychologischen Strömung bei Fries: unmittelbare und reflektierte Erkenntnis, anthropologische Methode, Subjektivität; daneben die ontologische Richtung bei ihm 207—209.

4. Ergebnis der Aufnahme durch die Zeitgenossen 209 f.

Schluß 211—238.

I. Tetens 211—228.

1. Philosophische Eigenart: T. nicht produktiv und nicht systematisch, aber mit Sinn für die Wirklichkeit ausgestattet; Art seines Eklekticismus 211
2. Geschichtliche Position: 211 f.
3. Bedeutung seiner psychologischen Bestrebungen: a. in der innerpsychologischen Arbeit 212—214, b. in der Verwendung für die Metaphysik, speziell die Ontologie: α . Ontologische Principien analog logischen, mathematischen, physikalischen 215 f., ihre Allgemeinheit 216, Notwendigkeit 217, Zahl 218, formaler Charakter 219, Beziehung auf Wirklichkeit 219—222. Die Erkenntnisgrenze 222. Kritik der Prinzipienlehre 223 f. β . Doppelte Betätigung der Psychologie: für Erkennen und für objektive Giltigkeit der Prinzipien 224—228.

II. Gegenüberstellung Kants 228—238.

Sichtlichste Veränderungen 228, dieselben auf richtiges Maß reduziert in der Ontologie (logische, mathematische, physikalische Analogie 229, Inhaltlichkeit 229, Raum und Zeit als Anschauungsformen 230, Apriori und Erfahrung 230, metaphysische Deduktion 230, Ort der Erkenntnis der Prinzipien 231, ihre Beziehung auf die Wirklichkeit 231—233), sowie in der Methode 233—238. T. als Vorläufer, Doppelgänger; Irrgänger, Gegner, Freund 228.

*Das diesem Bande beigegebene Bildnis von Tetens stammt aus Nicolai's
Allgemeiner Deutscher Bibliothek.*

Einleitung.

Die Erinnerung an Johann Nicolaus Tetens, den „deutschen Locke“, wie ihn die Zeitgenossen genannt hatten,¹⁾ wurde wieder ausgegraben durch die psychologische Richtung. Beneke in seinen „Psychologischen Skizzen“ von 1825²⁾ sprach von dem „über die Kantische Reform leider zu früh vergessenen, an Schärfe des Denkens Kant gewiß nicht nachstehenden, und in Betreff der Fortführung der Humeschen Untersuchungen . . . auf einem weit richtigeren Wege wandelnden Tetens“. Es sei sehr zu bedauern, daß die — freilich in einem sehr gedehnten und unbehülflichen Stile geschriebenen — Werke dieses scharfsinnigen Philosophen beinahe gänzlich unbeachtet geblieben seien. Da er in der Geschichte der Philosophie kaum flüchtig erwähnt zu werden pflege, habe er ihn erst sehr spät kennen gelernt und sei zuweilen durch die genaue Übereinstimmung seiner Sätze mit den von ihm selbst aufgefundenen überrascht worden.

Ed. Erdmann behauptete, für die empirische Psychologie möchte T. mehr geleistet haben als irgend einer vor oder nach ihm;³⁾ dabei versucht er den Nachweis, daß Kant hinsichtlich seiner Psychologie ganz an T. gebunden gewesen sei, besonders in dem Punkt der Seelenvermögen, mit Bezug auf die bekannte Hamannsche Notiz,⁴⁾ T. liege Kant immer vor Augen.

Den ersten Teil der Erdmannschen Behauptung hat Max Dessoir wieder aufgenommen, der in dem Jahre 1777, hauptsächlich deshalb, weil es das Erscheinungsjahr des T.schen Hauptwerks ist, den Höhepunkt der psychologischen Entwicklung jenes Zeitalters erblickt.⁵⁾ Er charakterisiert T. als „objektiven Ana-

1) Rosenkranz, Kants Werke XII, S. 65.

2) II, 601 f.

3) Gesch. d. neueren Phil. 1842, II, 2, S. 495.

4) Brief an Herder vom 17. Mai 1779.

5) Gesch. der neueren deutsch. Psychologie 1902, I², S. 114. 355.

lytiker“, d. h. als einen Forscher, der außer der Selbstbeobachtung auch das von anderen gefundene Material benützt. Der zweite Teil der Erdmannschen Behauptung, betr. Abhängigkeit Kants von T. in der Psychologie, ist limitiert worden; doch hält noch B. Erdmann sie beim inneren Sinn aufrecht,¹⁾ während J. B. Meyer bei den Seelenvermögen diesen Einfluß bedeutend zurückstellt.²⁾

Aber auch Benekes Urteil über die allgemeine philosophische Tätigkeit von T., die Gleichstellung mit, womöglich noch Bevorzugung vor Kant, hat Nachfolger gehabt. Selbstverständlich findet sich auch der entgegengesetzte Standpunkt, namentlich im Kantischen Lager, das über T. die verwerfenden Worte des Meisters in verstärkter Tonart wiederholt.

Neuerdings ist man maßvoller geworden, sucht T. in seiner geschichtlichen Bedingtheit, ebenso wie Kant zu begreifen und beide dann vergleichend gegen einander zu stellen. Dabei wurde T. gern geschildert als Vorläufer des Kritizismus. Er war „eine der Persönlichkeiten, wie sie in Zeiten, in denen geistige Umwälzungen sich vorbereiten, häufig aufzutauchen pflegen: ein Moses im Reiche der Wissenschaft, als Führer durch Irrtum und Mühsal, der aus dem Dunkel metaphysischer Befangenheit den Weg zum Lichte kritischer Freiheit wies und doch an den Toren eines neuen wissenschaftlichen Lebens sein Führeramt einem anderen überlassen mußte, der GröÙte, aber auch der Bescheidenste und vielleicht deshalb bis in unsere Zeit der Verkannteste unter den Psychologen der vorkritischen Periode.“³⁾ Riehl spricht von den „den kritischen verwandten Bestrebungen bei Lambert und Tetens“ und sagt, wenn man die Kr. d. r. V. unter dem psychologistischen Gesichtswinkel lese, dazu veranlaßt etwa durch die Überschriften in derselben, so wäre T. „der eigentliche und wahre Vorgänger, ja zum Teile selbst Doppelgänger Kants auf deutschem Boden.“⁴⁾ Freilich vom richtigen Verständnis Kants aus erscheine der Weg von T. als ein Irrweg; man kann an T. Werk sehen,

1) Kants Kritizismus 1878, S. 51, 214 f.; auch Vaihinger Kommentar zu Kants Kr. d. r. V. II, 128.

2) Kants Psychologie S. 58 ff.

3) Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, in Lamprechts Geschichtl. Untersuchungen 5. Band, 1. Heft, S. 82.

4) Kritizismus I^a, S. 233.

„wie weit man durch rein psychologische Untersuchungen in der Lösung erkenntnistheoretischer Fragen gelangen kann, und wo die Grenzen sind, an denen jede nur psychologische Forschung mit ihrer Lösung jener Probleme anstoßen muß“. ¹⁾ Karl Stumpf ²⁾ kommt zu einer gewissen Einschränkung des Lobes, das dem Psychologen T. besonders von Nichtpsychologen, Erkenntnistheoretikern gespendet zu werden pflege; T. habe öfters die psychologische Analyse zu weit treiben wollen. Dem Erkenntnistheoretiker T., speziell dessen Verhältnislehre, zollt er Anerkennung; nur in der Notwendigkeit bekunde er eine Neigung zum Psychologismus, zur Verwechslung von Notwendigkeit und Nötigung. Er rechnet ihn aber als „Vorläufer“ Kants nicht nur zusammen mit Lambert im Formbegriff, sondern darin, daß er zu den apriorischen Erkenntnissen auch synthetische Sätze ziehe.

Hatte der Versuch von O. Ziegler, T. und Kant in Beziehung zu setzen, gelitten unter Hineintragen der Kantischen Begriffe in T., so kamen zwei neuere Arbeiten dem Bedürfnis einer „genauen Feststellung der erkenntnistheoretischen Position“ ³⁾ wieder besser entgegen, die von M. Brenke ⁴⁾ und von G. Stör-ring. ⁵⁾ Aber auch ersterer hält sich nicht ganz frei von allzu unmittelbarer Parallelisierung mit Kant, während Stör-rings verdienstvolle Arbeit den Einfluß Humes überschätzen dürfte, wenn sie T.' Eigenart charakterisiert als Synthese von Hume und Leibniz. Vorher (z. B. von Ed. Zeller) war diese Eigenart, soweit nicht einseitige Schlagworte, wie „Sensualist“, „Empiriker“ u. ä. zur Verwendung kamen, als „Mittelstellung zwischen Locke und Leibniz“ gefaßt worden.

Alle die genannten und die noch zu nennenden Arbeiten über T. verwenden bloß dessen Hauptwerk. Soll aber die Doppelaufgabe, die ich mir gesetzt habe, richtig gelöst werden, einmal die historische Stellung von T. im allgemeinen, sodann besonders

1) *ibid.* S. 235.

2) *Abh. der phil. histor. Klasse der Bayr. Akad. d. Wiss.* 19. Band 1892, S. 516. Von ihm war wohl W. Schlegtendal zu seiner Diss. über J. N. T. Erkenntnistheorie, Halle 1885, angeregt.

3) Elsenhans bei Besprechung der beiden Schriften im XXI. Band des „Archivs für Philos.“ 1907, S. 115.

4) J. N. T. Erkenntnistheorie vom Standpunkt des Kritizismus, Diss. Rostock 1901.

5) Die Erkenntnistheorie von T., Leipzig 1901.

sein Verhältnis zu Kant objektiv getreu zu fixieren, so ist auf Grund des gesamten von T. hinterlassenen schriftlichen Materials ein Bild der philosophischen Entwicklung des Mannes zu gewinnen, wie es in diesem Heft versucht wird. Infolgedessen ist das schon viel behandelte Hauptwerk nicht in der Ausführlichkeit, die ihm zukäme, sondern nur in einem über Inhalt und strittige Punkte orientierenden Überblick behandelt, anderes, weil zum erstenmal beigezogen und oft schwer erhältlich, breiter berücksichtigt.

I. Kapitel.

Übersicht über Leben und Wirken.

T. Leben scheint in eine Mannigfaltigkeit zusammenhangloser Betätigungen zu zerflattern. Bei näherem Zusehen heben sich doch etliche Grundlinien deutlich hervor und zwar nicht als Parallelen, sondern mit einer Neigung zu einem gemeinsamen Schnittpunkt.

In den Personaldaten herrscht Verwirrung. Nach Mitteilung des Pfarramts Tetenbüll in Schleswig verzeichnet das dortige Taufregister für September 1736 die Geburt eines Sohnes Jan Claßen von einem Vater Jakob Tetens. Ähnlich berichtet Kordes¹⁾ und die Unterschrift unter dem auch von uns reproduzierten Bildnis von T. in Nicolais Neuer allg. deutsch. Bibliothek,²⁾ T. sei am 16. September 1736 geboren, nach Kordes in Tetenbüll. Hingegen nach der beim Tod seiner Hausfrau aufgenommenen Teilungs-urkunde³⁾ wäre T. den 5. November 1738 geboren und zwar in Tönning, also etwas südlicher, als Sohn eines Gastwirts Jakob Tetens daselbst.⁴⁾ Als Studienjahre nennt Kordes 1755—58 und als Universitäten, die T. besuchte, Rostock und Kopenhagen. „Die

1) Lexikon Schleswig-Holstein. Schriftsteller 1797, S. 325.

2) 83. Band 1803.

3) Nach Th. Hauch Fausböll, Personalhistoriske Samlinger 1900, S. 21 f.

4) Für Kordes u. Nicolai scheint zu sprechen, daß T. doch wohl die Personalangaben, die sie machten, eingesehen hat, falls sie nicht, wie das Schriftenverzeichnis bei Kordes, direkt von ihm stammen. Mit Tönning als Geburtsort würde stimmen, daß T. anlässlich einer Disputation in Rostock 1760 einen Theologiekandidaten Breiding aus Tönning zum Respondenten hat, von dem er sagt: nostra familiaritas jam illis vixit temporibus, quibus uterque puerorum aetatem vix attigerat. — Tetens ist Patronymikon von dem Vornamen Tete = Titus, ein jetzt noch in Schleswig und Dänemark häufiger Familienname. Tetenbüll heißt so (= Tetenswohnung) von einem Besitzer des dortigen Hofguts, dessen Familie aber mit dem Philosophen nicht verwandt zu sein scheint (Mitt. des Pfarramts Tetenbüll).

exakten Wissenschaften und vorzüglich die Mathematik, Physik und Philosophie waren es, die seine Wißbegierde in erster Linie beschäftigten,“ sagt die Gedächtnisrede der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften über T.¹⁾ Die Universität Kopenhagen war damals gut in Mathematik und Physik. In Rostock war wohl der bedeutendste Dozent Joh. Christian Eschenbach (1719—59), Philosoph und Jurist, für die Weltweisheit begeistert durch die Vorlesungen und den Umgang des als Lehrer packenden Eklektikers Darjes in Jena, in dessen Bahnen er wesentlich verblieb; er schrieb gegen Mechanismus und gegen Idealismus (Berkeley und Collier). Aepinus vertrat die Wolff-Baumgartensche Richtung. Karsten kommt als hervorragender Mathematiker für T. in Betracht; er las auch Logik und Sittenlehre, hier nach Eschenbachs Vorgang philosophische und christliche Moral nicht übel harmonisierend. T. war ein selbständiger Schüler, erhielt aber doch von diesen Lehrern einen gewissen Grundstock von Anregungen. 1759 wurde er Magister und fing an zu lesen. 1760 den 26. Juli leitete er eine Disputation über die von ihm verfaßte Abhandlung *De causa caerulei coeli coloris*, sowie über 16 hauptsächlich philosophische Leitsätze. Der 7jährige Krieg, in welchem Mecklenburg mit Frankreich verbündet war, zog preußische Okkupationstruppen nach Rostock, was die Studierenden „zur geschwinden Verreisung“ bewog. Herzog Friedrich, verärgert, gründete eine neue Akademie in dem warnowaufwärts gelegenen Landstädtchen Bützow, während die Preußen die Universität Rostock aufrecht hielten. Unter den Lehrern, welche die Übersiedlung von Rostock nach Bützow mitmachten, befanden sich Aepinus, Karsten und als mit Besoldung angestellter Privatdozent auch Tetens. Die Eröffnung fand statt am 20. Oktober 1760. Auch in Bützow lag preußisches Militär unter dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der aber dem Betrieb der Wissenschaften Schutz und Sicherheit Gewähr leistete. 1763 wurde eine große akademische Friedensfeier veranstaltet, anlässlich welcher Aepinus „einige Bewegungsgründe, warum die Menschen die kriegerische Lebensart erwählen, beurteilte“. T. zeigte seine Vorlesungen für das erste Bützower

1) Von dem Astronomen Thomas Bugge, enthalten in *Videnskabernes-Selskabs Skriver* 1807/8, 5. Band, S. 1—13; eine Übersetzung davon in den „Schleswig-Holst.-Lauenb. Provinzialberichten“ 1834, S. 598. Bugge ist in Einzelheiten unrichtig; der folg. Darstellung liegen außer Meusel u. Kordes die Rostocker, Bützower, Hamburger Gel. Nachrichten u. ä. zugrunde.

Semester an mit der Einladungsschrift „Gedanken von einigen Ursachen, warum in der Metaphysik so wenig ausgemachte Wahrheiten sind“, ein Jahr später mit dem Programm „De vi cohaesionis“. Winter 1760 las er Logik nach Corvins Lehrbuch, künftig nach der vortrefflichen Vernunftlehre des Reimarus, Metaphysik nach Baumgarten, Naturrecht und philosophische Moral nach Darjes, Naturlehre nach Segner; 1761 wesentlich dasselbe. Es waren das die hergebrachten Vorlesungen. Für seinen Physikunterricht war geschickt, daß der Herzog die Akademie „mit einem vortrefflichen Vorrat physikalischer Instrumente gnädigst zu beschenken geruhet“ hatte. 1763 disputierte unter T. Leitung über einige Experimente Wolffs mit dem Heber (Siphon bicuralis) Joh. Jak. Engel (1741 bis 1802), Rostocker Professors Sohn, später in Berlin Vertreter der Aufklärung und W. v. Humboldts Lehrer, der „den Philosophen für die Welt“ herausgab. T. rühmte damals dessen *cognitio scientiarum et elegantiorum et profundiorum*. Im selben Jahr 1763 wurde T. ordentlicher Professor der Physik.

Für eine Übersicht über die schriftstellerische Tätigkeit von T. ist günstig, daß er dem Lexikon von Kordes eine größtenteils autographische Liste seiner bis dahin erfolgten Veröffentlichungen eingesandt hat mit der Vorbemerkung: „Die meisten meiner Druckschriften, deren Verzeichnis ich mir selbst gemacht habe, im Fall ich einmal eine Revision darüber anstellen und mir selbst Rechenschaft davon ablegen würde, sind unbedeutend und allenfalls wären nur die mit einem Sternchen bezeichneten insonderheit aufzuführen.“ Mit einem Sternchen bezeichnet sind folgende Schriften:

1. *Methodus inveniendi curvas Maximum vel Minimum offerentes*. Act. erudit. 1763.
2. *Commentatio de principio Minimi*. Bützow 1769.
3. *De via facillima in motu corporum*. Act. erudit. 1769.
4. Schulprogramme zur Feier des herzogl. Geburtsfestes 1765 bis 1769, ebenso Ausführliche Nachricht von der Einrichtung des herzogl. Pädagogiums zu Bützow 1767.
5. Über den Ursprung der Sprachen und Schrift 1772.
6. *Jens Kraftii Mechanica latine reddita* 1773.
7. Über die allgemeine spekulativische Philosophie 1775.¹⁾

1) Künftig zitiert „Spekul.“ 1775.

8. Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, 2 Bände 1777.¹⁾
9. Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit, Cramers Zeitschrift 1778 und 83.²⁾
10. Einleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften, die vom Leben und Tode einer oder mehrerer Personen abhängen, 1785 und 86.
11. Reisen in die Marschländer an der Nordsee zur Beobachtung des Deichbaus, in Briefen, 1. Teil 1788.
12. Interpretation af logarithm. Differentialer, Kopenhag. Gesellschaft der Wiss. Teil 3.

Wenn das Urteil von T. über seine am höchsten zu prädiszierenden Schriften auch wohl vor einem objektiven Richterstuhl Stand hält, so ist doch klar, daß für die Eruierung seiner Entwicklung auch noch andere Schriften zu berücksichtigen sind.

Was speziell die mathematisch-physikalischen Arbeiten betrifft, so wird die lateinische Übersetzung und Kommentierung von des Dänen Jens Kraft Mechanik auch von Bugge gerühmt. Ebenderselbe führt über die Bedeutung von T. als Mathematiker das Urteil „eines der berühmtesten Mathematiker Europas“, Lamberts, an. In der Vorrede zu seinen „Mathematischen Beiträgen“, in welchen er eine neue Art vortrage, die Statik oder Theorie über das Gleichgewicht der festen Körper zu behandeln,³⁾ unterwerfe dieser seinen Vorschlag der Entscheidung von T., indem er beifüge, von einem solchen Mann wie T. wolle er seine Arbeiten beurteilen lassen. Für die frühere Zeit muß noch genannt werden und zwar wegen einer dasselbe Thema behandelnden Schrift von Kant der 2. Leitsatz der Disputation von 1760: *Mensura virium vivarum Leibniziana . . . Cartesianae revera non opposita, sed potius haec ipsa est, ad determinatos casus applicata etc.* In einem Aufsatz von 1762 „Von dem Maß der lebendigen Kräfte“ kommt T. noch einmal auf die Frage, stellt daselbst aber nicht Leibniz und Cartesius, sondern Leibniz und Mersennus mit ihren Methoden sich gegenüber. Sieht man von der Frage ab, was Leibnizens eigentliche Ansicht war, so stimmt T. mit Kants „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ (1747)

1) Hauptwerk, künftig zitiert als „Hw.“

2) Künftig zitiert als „Gottesbegriff“ A und B.

3) Im II. Band 1770.

in der Auffassung überein, daß die kartesianische Formel mv als Kräftemaß für einen Teil der Fälle zutreffe.¹⁾

Das mathematisch-physikalische Interesse hat von Anfang an einen starken Prozentsatz des T.schen Talentcs verbraucht, aber nicht im Gegensatz zum philosophischen. Als Vernunftwissenschaft gehört die Mathematik in die Nachbarschaft der Philosophie, die Physik aber als empirische Kosmologie zur Metaphysik in dem weiten Sinne, den T. ihr offen hält. Freilich die Erfahrungsseelenlehre gehört noch näher dahin als Physik; das immaterielle Gebiet ist der Vernunft noch verwandter als das materielle. Soviel ist sicher, auch die physikalischen Schriften zeigen immer wieder große, umfassende Gesichtspunkte; T. fühlt sich als „philosophischen Naturforscher“.²⁾ Er hat auch ein Bewußtsein von dem unvollkommenen Stand der damaligen Physik und sagt, „daß der menschliche Verstand, der in der Mathematik fast uneingeschränkt zu sein scheint, ein Kind sei, wenn er in die Natur der wirklichen Dinge zu dringen sich bemühe“.³⁾ Eine Parallele zu der Ansicht über die Erkennbarkeit der psychischen Grundkräfte⁴⁾ ist die Äußerung bei Besprechung einer Theorie von Elektrizität und Magnetismus: „Der Mensch wird schwerlich so weit in die Geheimnisse der Natur dringen, daß ihm ihre ersten Grundkräfte, davon alle übrigen abhängen, werden vollkommen bekannt werden.“⁵⁾

T. hat eine Vorliebe für Meteorologie, „diesen noch so unvollständigen Teil der Naturlehre“. Seit 1759 macht er sich „die Nebenarbeit, täglich die Veränderungen der Luft und der Wettergläser zu bemerken und aufzuzeichnen“, anfangs freilich nicht exakt genug. Er geht aus auf „eine philosophische Meteorologie oder allgemeine Veränderungsregeln“.⁶⁾ Auch hier berührt er sich in Bezugnahme auf die damaligen Theorien der Winde mit Kant.⁷⁾

1) Näheres in Überweg-Heinze, Grundriß der Gesch. der Phil. 3. Teil, 10. Aufl., S. 287.

2) Gel. Beitr. z. d. Mecklenb. Schwer. Nachr. 1763, S. 183.

3) Schluß von „De vi cohaesionis“.

4) Hw. I, S. 296.

5) Rostock. Nachr. 1760, S. 432.

6) Gel. Beitr. z. d. Meckl. Schwer. Nachr. 1767, S. 129.

7) Tetens 1766 „Sammlung einiger Erfahrungen über die Beschaffenheit der Winde“ u. a.; Kant 1756 „Neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde“, 1757 „Entwurf und Ankündigung eines Kollegii über die phys. Geographie.“

Endlich widmet er dem noch nicht betretenen Weg der heimatlichen Naturkunde Beachtung, wie seine Beschreibung des heiligen Damms bei Doberan zeigt.¹⁾

Eine neue Berufsaufgabe stellt ihm 1765 die Übertragung der Direktion des neben der Universität und als Vorbereitung auf sie von dem Herzog gestifteten Pädagogiums (Gymnasium und Internat). In seinen „Schulschriften“, die aus dieser Tätigkeit entstanden, handelt er z. B. von der Methode des Sprachenlehrens, vom dem Ziel, mit dem Klassenbetrieb den Vorzug des privatunterrichtlichen Individualisierens zu verbinden etc.

Das Zeitprogramm der Aufklärung, nützliche Kenntnisse unters Volk zu bringen, war ihm wichtig. Ein Beispiel ist die Empfehlung der Einpfropfung der Pocken, bei der Süßmilch, ein Vorläufer der modernen Soziologie, vorangegangen war. Es gelte hier, sagt T., die Idee des unbedingten Schicksals oder das mit Recht sogen. faule Vertrauen auf Gott zu bekämpfen, aber mit Vorsicht, weil es zugleich bei vielen die einzige Stütze ihres Muts in gefährlichen Unternehmungen sei. An dem Zipfel sei die Sache zu fassen, daß man den gemeinen Mann auf eine andere praktische Maxime hinweise, die er habe: Man muß tun, was man kann. Wie der Wut des Meeres durch Dämme und der Pest durch Flucht zuvorkommen Pflicht sei, so der Niederlage, die diese Seuche anrichte, durch Impfung.

Seine Rezensionsarbeit, wie auch sein Verhalten bei wissenschaftlichen Kontroversen hebt sich durch wohlwollende Gerechtigkeit erfreulich ab von der sonstigen Praxis. Ziemlich sicher ist T. der Rezensent, der den Handel mit dem von der Berliner Akademie unverdienter Weise durch den Preis für die Arbeit über den Optimismus (Prüfung des Systems von Pope) ausgezeichneten Crusianer Reinhard bekam, als dieser sich gekränkt fühlte durch den Vorwurf „verschiedener harter Ausdrücke, die jederzeit eine wahre Unzierde eines philosophischen Vortrags sind.“²⁾ Der Rezensent belegt auf empfindlichen Vorhalt seine Behauptung mit einzelnen Stellen. Als Beattie seine heftige Schreibart gegen Hume verteidigt, sagt T.:³⁾ „Warum sollte einem so redlichen und warmen Verteidiger nicht eine menschliche Schwachheit zu gute gehalten werden; aber gerechtfertigt wird sie dadurch

1) Gel. Beitr. z. d. Meckl. Schwer. Nachr. 1763, S. 183.

2) Bützow. Gel. Nachr. 1762, S. 11 ff.; 148 ff.

3) Kieler Gel. Zeit. 1780, S. 458.

nicht. Sein Gegner Hume hat in diesem Punkt der Mäßigkeit im Ausdruck vieles vor ihm voraus. Hat man die Wahrheit hell und deutlich vor Augen, so lasse man lieber ihre Bestreiter in die Verlegenheit kommen, zu Deklamationen greifen zu müssen, weil die Gründe nicht Stich halten, als daß man sich selbst dieses Notbehelfs zu bedienen suche.“ Eine weitere Mahnung von ihm ist: man soll die Meinungen der Philosophen nicht aus dem Zusammenhang reißen, sonst sehen sie freilich oft so schwach aus als ein halbvertrockneter Zweig, den man aus seinem Stamm herausgerissen hat. Leibnizens Satz, daß wir eher zu allgemeinen Ideen kommen als zu individuellen, würde von dem Verfasser¹⁾ vielleicht nicht getadelt noch so widerlegt worden sein, wie es hier geschieht, wenn er seinem Sinn gemäß erklärt worden.²⁾ — Kant war entschieden weniger im Stand, sich in die Motive von Gegnern hineinzupfinden, als T. .

Die philosophischen Schriften der Bützower Periode ihrem Inhalt nach wiederzugeben, verschiebe ich aufs nächste Kapitel. Hier möge nur die Art der Entstehung derselben ihren Ort finden. Die Philosophie teilt mit allen anderen Disziplinen das Schicksal eines bloß allmäligen Fortschritts. Darum ist Mitarbeit an den von dem jetzigen Stand gestellten Aufgaben unseres Philosophen Ziel. Das innere Interesse, häufig aber dazu noch äußere Anregungen durch neue Bücher, Umgang mit Freunden, öffentliche Diskussionen, wie sie damals besonders durch Preisaufgaben in Gang kamen, locken diese Mitarbeit heraus. Schon die Leitsätze der Disputation 1760 beziehen sich auf *dubia doctissimorum dissentientium speciosissima*. Die Einladungsschrift desselben Jahrs „Gedanken von einigen Ursachen, warum in der Metaphysik so wenige ausgemachte Wahrheiten sind“,³⁾ ist hervorgewachsen aus der damaligen Lage der Metaphysik. Der Streit der Wolffgegner teils gegen die Wolffanhänger, teils unter sich selbst lassen ganz abgesehen von prinzipiellen Feinden der Metaphysik so ziemlich alle Resultate als unsicher erscheinen. Speziell in seiner Umgebung hat er das Schauspiel, daß der schon genannte Reinhard die 1757 erschienene Metaphysik Eschenbachs im allgemeinen als ein Buch preißt, „welches von jedem Liebhaber der

1) Tiedemann.

2) Kieler Zeit. 1777, S. 441. — Die Rezensionen sind durchgängig anonym, aber die von T. meist unschwer kenntlich.

3) Künftig zitiert als „Ursachen“ 1760.

Wahrheit verdienet gelesen und erwogen zu werden“, besonders da, wo es gegen Wolff geht, wie bei der Freiheitslehre, im einzelnen aber doch an ihm wie an vielen anderen Zeiterscheinungen ziemlich starke Ausstellungen macht, besonders da, wo gegen Crusius polemisiert wird. — Der Gottesbegriff kam in das Licht allgemeinerer Diskussion durch die von den Kuratoren des Stolpischen Vermächtnisses zu Leyden gestellte Preisaufgabe: *ex eo, quod aliquid est, solidis rationibus efficere, dari ens neccessarium, aeternum, immutabile et ab hoc universo distinctum*. Die preisgekrönte Arbeit von Maas wurde mit 3 andern 1760 gedruckt.¹⁾ Die sich anschließenden Verhandlungen sind vermutlich als Anlaß sowohl der T.schen „Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen des Daseins Gottes“ 1761, als auch von Kants „Einzig möglichem Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ 1763 zu betrachten.

Am meisten von innen heraus angeregte Arbeit liegt bei T. vor auf dem Gebiet der empirischen Psychologie. Eine Reihe von gedruckten Aufsätzen, aber auch offenbar viel gesammeltes Material und immer wieder ansetzendes Nachdenken dreht sich um die Frage der „Hauptneigungen“, „Grundtriebe“ der Menschen, deren Lösung dann zugleich über eine den Einteilungen auf botanischem und zoologischem Gebiet analoge „Klassifikation der menschlichen Gemüter“ entscheiden würde. Eine „weitläufigere Schrift“ mit dem Titel „Über die Grundtriebe der Menschen“ war geplant.²⁾ Am meisten Verwandtschaft mit dem Ziel seiner Untersuchungen empfindet T. gegenüber Sulzers „unvergleichlicher Abhandlung über die Empfindungen“ (1762). Sozusagen Vorarbeiten sind etliche Gelegenheitsaufsätze. Die „Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen“³⁾ waren veranlaßt durch einen Artikel des Konsistorialrats Schütze in derselben Zeitschrift. Dieser mußte sich gegen französische Invektiven verteidigen, welche, von einer Art „Patridomanie“ besessen, die Inferiorität des deutschen Nationalcharakters als eine naturnotwendige und zwar aus Gründen des deutschen und nordischen Klimas abzuleitende hinstellten; er ging aber T. in der

1) Rostock. Gel. Nachr. 1760, S. 102; Bützow. Gel. Nachr. 1762, S. 8.

2) „Über den Ursprung der Ehrbegierde“, Schleswig-Holst. Anzeigen 1766, S. 689 Anm.; „Von der Verschiedenheit der Menschen“ etc., Mecklenb. Nachr. 1762, S. 308.

3) Schleswig-Holst. Anzeigen 1759, S. 454; Kordes hat fälschlich 1757.

Polemik gegen Klimaeinflüsse zu weit. Das Schreiben an den Pastor Volquarts zu Lunden, einen Freund, über die Frage: „Ob die Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen der Menschen in einer angeborenen Verschiedenheit oder in den äußerlichen Umständen seinen Grund habe“, ¹⁾ setzt sich mit Helvetius auseinander. Die Untersuchung über die „Ehrliche“ ²⁾ war inhaltlich als Teil des genannten größeren Werks in Aussicht genommen, aber die Schriften, die erschienen waren gelegentlich der Preisfrage der Akademie zu Besançon von 1761: „Ob die Begierde, sich zu verewigen, der Natur und der Vernunft gemäß sei“, bildeten für T. den Grund, „diesen Teil aus den übrigen herauszunehmen und einem periodischen Blatt entsprechend einzurichten“. Diese Versicherung soll ihn als Deutschen von dem Vorwurf reinigen, die Franzosen nachgeahmt zu haben. Eine Arbeit, bei Kordes genannt „Über die Rangordnung der Wissenschaften, in den Glückstädter Intelligenzblättern 1764“, trägt in Wirklichkeit die Überschrift „Über den verschiedenen Nutzen der menschlichen Erkenntnisse“ und steht in den Schleswig-Holst. Anzeigen 1765. ³⁾ Sie ist ebenfalls psychologisch orientiert. Sie entstand als Verbesserung des Versuchs eines schweizerischen Philosophen, ⁴⁾ der d'Alemberts Abhandlung von der Verbindung der Künste und Wissenschaften ins Deutsche übertrug und mit scharfsinnigen Anmerkungen bereicherte, eine Art Rangordnung unter den Wissenschaften festzusetzen.

Wegelin

Die Diskussionen über die Preisaufgaben der Berliner Akademie verfolgte T. mit lebhafter Beteiligung. Diese Aufgaben schnitten deshalb so ein, weil sie mit glücklicher Wahl dem Zeitbedürfnis der Auseinandersetzung zwischen empiristischer und rationalistischer, englischer und deutscher Richtung entgegenkamen, ⁵⁾ so die über die Monadenlehre, über Optimismus, besonders aber die aufs Jahr 1763 aufgegebenen, in der Mendelssohn den

1) Nachträglich veröffentlicht in den „Hamburg. Nachr. aus d. Reiche der Gelehrsamkeit“ 1761, S. 276. Ein weiterer Artikel, dieselben Gedanken näher ausführend, mit der Überschrift: „Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen“ steht „Mecklenburg. Nachrichten“ 1762, S. 305.

2) „Schleswig-Holst. Anzeigen“ 1766, S. 689 ff.

3) S. 605. Die Unterschrift N. S. S. nach Bibliothekar Dr. Lüdtko Kiel zu deuten Nicolau]S. [Teten]S.

4) Vielleicht einer der Mitarbeiter an der späteren „Schweiz. Encyclopädie“ (Überweg-Heinze S. 258).

5) Harnack, Gesch. der Berl. Akad. I, 1, S. 396 ff.

Preis, Kant das Accessit erhielt.¹⁾ Sulzer hatte die Frage gestellt; die Wolff abgewandten, auf Newtons Methode sich beziehenden Ausführungen Kants hatten ihm, dem Wolffianer, nicht recht gefallen wollen. Beide Arbeiten wurden 1764 gedruckt und gaben die Grundlage ausgedehnter Debatten.²⁾ Kant selbst beabsichtigte eine weitere Ausführung seiner Arbeit, kam aber nicht dazu. T. will offensichtlich zur Debatte seine Ansicht sagen am Schluß der Schrift von 1775 „Über die allgemeine spekulativische Philosophie“. Das Verhältnis von Mathematik und Philosophie beschäftigte ihn dauernd, schon in den „Ursachen“ 1760 bis zu den letzten philosophischen Äußerungen (1787).

Ein glücklicher Griff der Akademie war auch das sprachphilosophische Problem. Am bekanntesten wurde die Preisaufgabe für 1770: *en supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?*³⁾ Nach einer Seite war auch diese Frage eine Auseinandersetzung zwischen Leibniz und dem Empirismus, nach der andern standen diese beiden vereinigt gegen den Supranaturalismus. Der Präsident der Akademie Maupertuis, gestützt auf Condillac, hatte 1756 in der Akademie eine empiristisch gehaltene Erklärung des Sprachursprungs gegeben; gegen ihn hatte sich das Akademiemitglied Süßmilch erhoben, indem er noch im selben Jahr einen gründlich geführten Beweis für übernatürlichen Sprachursprung verlas. Aus der Debatte ergab sich die Preisfrage für 1759 *à l'influence mutuelle des opinions sur le langage et du langage sur les opinions*, deren gekrönte Bearbeitung durch den Orientalisten Michaëlis die besondere Zufriedenheit des Protektors der Akademie, Friedrichs des Großen, errang. Auch T. ließ sich durch dieselbe zur Aufmerksamkeit auf die Etymologie anregen.⁴⁾ Als ein Freund von ihm diese Wissenschaft als einen „Spaziergang, wo man bloß tändeln kann“, bezeichnete, also von ihr verächtlicher dachte, als man von irgend einer Zunft der gelehrten Republik denken muß,

1) Mendelssohn „Über die Evidenz der metaphys. Wissenschaften“; Kant „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürl. Theologie und der Moral“.

2) Harnack I, 1, S. 411.

3) Bartholmèss, Hist. phil. de l'Acad. de Prusse II, 260, 268; Harnack, Gesch. ders. I, 1, 413.

4) Gel. Beitr. zu den Mecklenburg-Schwerin. Nachr. 1766, S. 142.

äußerte sich T. in zwei Aufsätzen „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ und „Über den Nutzen der Etymologie“. ¹⁾ Neue Nahrung bekam die öffentliche Sprachdebatte durch den Druck von Süßmilchs 1756 verlesener Abhandlung im Jahre 1766; die Verhandlungen über sie haben die Akademie zur Stellung der erstgenannten Preisaufgabe für 1770 bestimmt. Daß diese des Reizes nicht entbehrte, zeigen die 31 eingegangenen Bewerbungen, unter denen die Herders die 29. war und den Preis erhielt. Herder, der von sich selbst sagt: „Kein Mensch hat mehr Anlage zur Philosophie der Sprache als ich“, fühlte schon lange den Wunsch, gegen Süßmilch und den früheren Rousseau und für Mendelssohn, der in einem Schreiben an Lessing anläßlich der Übersetzung von Rousseaus Schrift „Ursprung und Gründe der Ungleichheit der Menschen“ sich gegen Rousseau ausgesprochen hatte, Partei zu nehmen. Im wesentlichen auf Leibnizischen Grund gestützt, tat er das in der schließlich rasch entstandenen Preisbewerbung, deren einzelne Bogen Goethe im Straßburger Krankenzimmer Herders zu lesen bekam. Im selben Jahr 1772, in dem Herders Arbeit gedruckt wurde, nahm auch T. das Wort in der anonymen Schrift: „Über den Ursprung der Sprachen und Schrift“. Die Beziehung zur Preisfrage geht, auch wenn T. sie später nicht selbst bezeugt hätte, ²⁾ hervor schon daraus, daß die Schrift mit der Fragestellung der Preisaufgabe beginnt und in der Anlage von ihr beherrscht ist. Die Frage der Akademie wird von ihm übergeführt in das Problem Süßmilchs, der einen Zirkel zwischen Vernunft und Sprache konstatiert hatte: erstere setze letztere und letztere erstere voraus. T. findet den Ausweg aus ihm darin, daß er zu den beiden ein drittes Moment hinzufügt, das die Vorstufe zur Vernunft sowohl als zur Sprache bildet, die sinnliche Natur des Menschen. Auch seinem Standpunkt, wie dem von Mendelssohn und Herder liegt Leibniz zu Grund. Es ist die Frage, ob T. unter den Bewerbern um den Preis war, etwa unter den 6 honorablement mentionnés, oder ob er erst nachträglich das Wort ergriff. Wahrscheinlicher ist das letztere: er selbst unterscheidet sich von den „Philosophen, die sich mit der Auflösung der Aufgabe beschäftigt“. ³⁾

1) ib. 1765, S. 53; 1766, S. 139.

2) Hw. I, 768 f., 772.

3) Hw. I, 768.

Die philosophisch fruchtbarsten Jahre sind die nach 1772 bis 1776. Wohl lief noch anderes, wie die Übersetzung von Krafts Mechanik ins Lateinische nebenher, aber auf der Philosophie lag der Hauptnachdruck. Philosophisch gedacht und gelesen hat T. immer. Mehr zufällig hingegen war die schriftliche Fixierung, die hing oft von einer äußeren Anregung ab. Nun wollte er wirklich sein Wort gegenüber dem damaligen Stand der psychologischen Fragen und was damit zusammenhing, in die Wagschale werfen. Der Verfasser mache hier Untersuchungen bekannt, sagt der Rezensent des Hauptwerks in der Kieler Gel. Zeitung 1777,¹⁾ vielleicht sein Kollege Ehlers, die er seit verschiedenen Jahren über den menschlichen Verstand, über die tätige Grundkraft, über die Freiheit, über die Natur der Seele und über ihre Entwicklung angestellt habe. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen: das Werk „Über die Grundtriebe“, das er früher projektierte, aber nicht zustand brachte, hat er jetzt in den „Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“ fertig gestellt. Natürlich hat sich vieles im Lauf der Jahre verschoben oder wurde jetzt noch umgegossen. Manches fügte sich neu ein: die theoretische Seite des Geistes war in der jetzigen Darstellung Selbstzweck, nicht mehr leibnizisch Unterlage, Ableitungsprinzip für die praktischen Seite. Dafür mußte anderes wegbleiben, so auf der praktischen Seite spezielle Themata wie die Ehrliche. Wenn wir die philosophische Arbeit dieser Jahre überblicken, dürfen wir aber nicht bloß die Versuche von 1777 ansehen, sondern dazu noch den Versuch „Über die allgemeine spekulativische Philosophie“ 1775. „Anfangs war dieser Versuch“, heißt es in der Vorerinnerung dieser Schrift, „bestimmt, der erste in einer Sammlung von mehreren zu sein, die zu der beobachtenden Philosophie gehören und sich mit einigen der erheblichsten Grundzüge der Menschennatur, mit dem Prinzip des Empfindens und des Denkens, mit der Selbstständigkeit und Freiheit, mit der Seelennatur der Menschen und ihrer Perfektibilität und Entwicklung beschäftigen. Als die Betrachtung einer Seite des Verstandes konnte der vorliegende Aufsatz unter jenen einen Platz haben und auf einige von ihnen aufmerksam machen. Aber nachher riet seine innere Beziehung auf den größeren Teil desselben [des Verstandes] ihn abzusondern und voranzuschicken.“ Die Erwägung des Autors, daß der jetzige

1) S. 193.

Versuch nicht bloß *primus inter pares* sei, sondern eine allgemeinere, die meisten Einzeluntersuchungen über den menschlichen Verstand erst ins rechte Licht setzende und insofern selbständige Bedeutung beanspruche, ist ohne Zweifel richtig. Aber die äußerliche Abtrennung dieses Versuchs hat Hand in Hand mit der Anonymität ein bis heute währendes Ignorieren desselben verursacht, das für die Gesamtauffassung der T.schen Philosophie vom Übel war. Über das Hw. ergibt sich aus jenen beiden Stellen, daß es zum größten Teil jedenfalls in der Bützower Zeit schon ausgearbeitet vorlag und als Manuskript mit nach Kiel wanderte. Sonst könnte T. nicht die Schrift von 1775 mit dem Inhalt der einzelnen Versuche des Hw. vergleichen.¹⁾ Merkwürdig ist, daß beide Äußerungen auf den Inhalt des II. Bandes viel ausführlicher verweisen, als auf den des I., wohl nur, weil es dafür keine so geschickten Sammelnamen gab wie beim I. („Prinzip des Empfindens und Denkens“ oder „Über den menschlichen Verstand und die tätige Grundkraft“). Das Werk hat den psychologischen Gesichtswinkel, behandelt aber auch allgemeinere logisch-metaphysische Fragen. Ausgeschlossen ist Theologie und Kosmologie, ebenso eine ausgeführte Ontologie. Gerade die letztere ist aber, wenigstens was die prinzipielle Frage der Methode betrifft, in der Schrift von 1775 enthalten. Die Anregung zu dieser Arbeit ist, wie sich zeigen wird, vor allem von Kants Inauguraldissertation 1770 und von Lamberts Architektonik 1771 ausgegangen. Auch im Hw. bilden die deutschen Philosophen, Wolff, Reimarus, Sulzer, die eigentlichen Vorgänger in der psychologischen Arbeit, obgleich fast keine bedeutendere einschlägige Erscheinung ist, die zitiert oder unzitiert nicht darin Berücksichtigung fände. Als Ziel schwebt T. dabei nicht ein Lehrbuch oder Sammelwerk vor, sondern ein Forscherwerk. „Er hat die Materialien in abgesonderte Versuche verteilt, um von dem Zwang der systematischen Ordnung frei zu sein und desto füglicher das übergehen oder nur kurz berühren zu dürfen, was von andern schon genug ins Licht gesetzt ist, dagegen desto weniger da eingeschränkt zu sein, wo er auf Sachen kam, die ihm noch einige Aufhellung nötig zu haben schienen“, sagt jener Kollege.²⁾ Was das Publikum betrifft, das sich T. wünscht, so wollte er „seinen Vortrag von der philosophischen Kunstsprache

1) Ebenso zitiert er Hw. II, 372 nur die 6 ersten, bis 1775 erschienenen Bände von Verdier.

2) Kiel. Gel. Zeit. 1777, S. 193.

unabhängig und so faßlich machen für nachdenkende Leser, als die Beschaffenheit der Materialien es erlaubte“. ¹⁾ Diese Tendenz ist nicht in Beziehung zu setzen zu der teilweisen Popularisierungssucht der damaligen Philosophen, sondern zu seinem Streben nach Unabhängigkeit von den einzelnen Systemen. ²⁾ Nach einer Äußerung Buhles ³⁾ ist das Hw. nicht abgeschlossen. Geht dieselbe auf Willenskundgebungen von Tetens selber zurück, so könnte man sich als Inhalt der Fortsetzung *Themata* der speziellen Psychologie denken, wie er z. B. früher die Ehrliche behandelt hatte, auch *Themata* der Geschichtsphilosophie. Andere Gegenstände hätten noch Platz, wenn man als Titel des Werks bloß behielte: „Philos. Versuche.“

Die Kiel. Gel. Zeit. von 1776 berichten; ⁴⁾ „H. Prof. Tetens in Bützow, der als Philosoph, Mathematiker und Naturkundiger den Gelehrten durch mehr als eine gründliche und lesenswürdige Schrift bekannt ist, hat einen Ruf als ordentlicher Prof. der Philosophie auf unsere Universität erhalten.“ Sodann: ⁵⁾ „H. Prof. T. . . . ist am 7. Oktober hierselbst eingetroffen und wird seine schon im Lektionskatalog angekündigten Vorlesungen zu gehöriger Zeit anfangen.“ Diese Vorlesungen in Philosophie waren: Geschichte der Philosophie, erzählt nach Büschings Grundriß, dann Logik nach Reimarus. Im selben Wintersemester 1776 zeigt er aber schon 4 mathematische Vorlesungen an. Im Sommersemester 1777 erläutert er Geßners *Isagoge* in erudit. universalem, liest Logik und Metaphysik nach Ulrichs Lehrbuch und wieder 3 mathematische Kollegs. Bei den mathematischen legt er Karsten, Wolff, Kästner, Schönmark zugrund; außer den gewöhnlichen Disziplinen kommen hie und da vor Optik, Astronomie, Geographie, *Mathesis Forensis*, ein mathematischer Kurs über *Belidor* für die, welche sich dem Kriegswissenschaften widmen, vor allem aber jedes Jahr aus der angewandten Mathematik *Deichbaukunst*. Hingegen werden die philosophischen Vorlesungen bald einförmig: Winters liest er *Metaphysik* und

1) *ibid.*

2) Küttner bei Jördens, *Lexikon deutsch. Dichter u. Prosaisten* 1880, 5. Band, S. 33: „Er schreibt für die Fassungskraft erleuchteter Leser, nicht für die Belustigung des großen Haufens.“

3) *Gesch. der neueren Philos.* 1805, 6. Band, 2. Abt., S. 531: „Das Werk ist noch nicht vollendet; es ist aber seit der Versetzung des Vf. nach Kopenhagen nichts mehr davon erschienen.“

4) S. 192.

5) S. 352.

zwar nach eigenen Diktaten,¹⁾ Sommers Logik nach Reimarus. Eine jüngere Kraft, Valentiner, trat ihm bald mit Übernahme ähnlicher, besonders mathematischer Vorlesungen an die Seite.

T. hat sich nach seinem Eintritt in Kiel bei seinen Kollegen rasch ein Ansehen erworben. „Umfang an Kenntnissen“, „geruhig und scharf forschender Blick und redliche Wahrheitsliebe“ wird an ihm von seinem Amtsgenossen Ehlers gerühmt. Er gilt als eine Art philosophische Zentralinstanz, Gegeninstanz gegen „kühne Prahler unter den Modedenkern“. ²⁾ Vor allem trat ihm Cramer nahe. Dieser, früher Hofprediger in Kopenhagen, jetzt Theologieprofessor in Kiel, Prokanzler und später Kanzler daselbst, war ein naher Freund Klopstocks,³⁾ Mitarbeiter an den bekannten „Bremer Beiträgen“, Dichter geistlicher Lieder, wissenschaftlich ein genauer Kenner der Kirchengeschichte und der scholastischen Philosophie, alles in allem eine vornehme, geistig regsame und bedeutsame Persönlichkeit. Er fing eben damals an, eine Zeitschrift herauszugeben „Beiträge zur Beförderung theologischer und anderer wichtiger Kenntnisse von Kielischen und auswärtigen Gelehrten“. Zu dieser zog er T. stark als Mitarbeiter bei. Fragen der natürlichen Theologie, durch Humes Angriffe angeregt, wurden in Kiel viel diskutiert.⁴⁾ So gab auch T. in die Cramersche Zeitschrift eine Abhandlung „Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit“. Der erste Teil, „Über die Realität unseres Begriffs von dem Unendlichen“ erschien 1778; der zweite, verzögert durch gleich zu nennende Anlässe, 1783 mit der Überschrift „Über den Verstand in der Gottheit, gegen Hume“. Auch der in Gesprächsform gefaßte Artikel „Von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen“ 1783 stammt von T. und bekommt seine Wichtigkeit weniger durch seinen allgemeinen Inhalt als durch Bezugnahme auf die inzwischen herausgekommene K. d. r. V. Das frühe Eingehen der Zeitschrift hat uns wohl mit um weitere philosophische Arbeiten von T. gebracht, speziell um eine angekündigte Auseinandersetzung mit der Kantischen Philosophie, die eine Parallele zu der Auseinandersetzung mit Hume geworden wäre. Sogar zur Äußerung über speziellere theologische Probleme wußte Cramer T. zu veranlassen. Der Artikel „Über die göttliche Gerechtigkeit,

1) Dieselben waren nicht mehr zu bekommen.

2) Cramers „Beiträge“ 1778, S. 248 f.

3) Kiel. Gel. Zeit. 1780, S. 585.

4) Cramers „Beiträge“ 1778, S. 65.

den Zweck der göttlichen Strafen“¹⁾ entstand infolge einer „Aufforderung“ des Herausgebers, welcher seinerseits etliche durch T.' Untersuchung erweckte Gedanken zum Besten gab. T. behandelt auch diesen Stoff „philosophierenderweise“,²⁾ nach Gründen der „Vernunft“³⁾ oder der Aufklärung⁴⁾. Eine prinzipielle und systematisch durchgeführte Darlegung des Vernunftstandpunkts gegenüber der Offenbarung, wie sie Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ gibt, haben wir bei T. nicht.

Über das Verhältnis von mathematischer und philosophischer Arbeit sagt T. selber,⁵⁾ er habe immer viele Zeit auf die Mathematik verwandt und diese nun seit verschiedenen Jahren schon zur Hauptbeschäftigung gemacht; daneben behalte er freilich die Neigung zur Metaphysik bei, an der er noch immer fort arbeite, obgleich er weit über 30 Jahre alt sei, das Alter, über welches kein Mensch von gesundem Verstande, wie jemand sage, sich mehr damit beschäftigen müßte. Der Löwenanteil seiner Zeit gehörte also je länger je mehr der Mathematik und zwar der angewandten. Zwei Gebiete sind hier zu nennen, Deichbauwissenschaft und Rentenberechnung. Mit dem Lehrauftrag war nämlich auch noch zeitweise eine praktische Verwendung verbunden, welche T. auswärts rief. In den Jahren 1778, 1779 und 1780 bereiste er⁶⁾ auf höhere Veranlassung die Marschländer an der Nordsee, von Hoyer in Jütland an, wo die Schleswigischen Seedeiche sich im Norden endigen, an der Elbe, Weser und den holländischen Provinzen herum bis nach Flandern in der Absicht, die Praxis in Deich- und Uferbau kennen zu lernen. Er unterbreitete sodann der dänischen Regierung Vorschläge zur Hebung dieses Zweigs der Hydrotechnik, Ausbildung von akademisch geschulten Sachverständigen mit einem höheren Gehalt. Ein Nebenerfolg seiner Reisen waren Briefe über dieselben, die auch allgemein Wissenswertes enthielten.

T. hatte auf das so zukunftsreiche, aber damals noch leicht etwas ins Unreelle fallende Versicherungsprinzip immer ein Auge gehabt, war an der Umänderung des Calenbergischen Witwen-

1) ib. 1783, S. 249 ff.

2) S. 250.

3) S. 287.

4) Vgl. oben pag. 10; Cramers Beitr. 1778, S. 139: Die aufgeklärte Vernunft; 1783, S. 29: Der unaufgeklärte Haufen.

5) Cramers Beitr. 1783, S. 102 f.

6) Kiel. Gel. Zeit. 1789, S. 154.

institutes in Hannover beteiligt gewesen und gab nun eine Schrift heraus: Einleitung zur Berechnung der Leibrenten und Überlebensrenten 1783, von welcher er selbst sagt: „In Deutschland sind wir in diesem Teil der Arithmetik bisher, und man kann hinzufügen leider, zurückgewesen“. Sie wurde von Fachleuten sehr günstig aufgenommen und war auch ein Grund seiner späteren Berufung nach Kopenhagen. Er sprach schon in damaliger Zeit den Gedanken aus: „Was der Einzelne nicht kann, das kann die gesellschaftliche Verbindung von mehreren“. Der einzelne mittlere Mann kann seine Zukunft und die seiner Familie nicht sicher stellen und fällt im ungünstigen Fall der Armenfürsorge zur Last. Wie Halley, Euler, Emerson, Price etc. ist T. ein Vorkämpfer des modernen Versicherungswesens.

Seine physikalische Tätigkeit war weniger bedeutend als in Bützow. In den Rezensionen nahm er Notiz von den Zeiterscheinungen, von den auf der Seine probierten Feuermaschinen als den vollkommensten hydraulischen Maschinen,¹⁾ von den Fortschritten auf elektrischem Gebiet, wobei er sich für eine einzige elektrische Materie ausspricht, während Lichtenberg die Frage, ob eine oder mehrere, offen läßt, und wobei er die Notiz verzeichnet, daß vor Franklin schon Winkler in Leipzig den Blitz für eine elektrische Wirkung erklärt habe.²⁾

Für alle Zeitfragen hatte er Interesse, für die „Geschichte der Toleranz in Mecklenburg“, für einen Versuch der Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern auf einem adeligen Gut u. a. Seine Pflichten als Lehrer der Jugend hat T. immer ernst genommen.³⁾ In einer Prorektoratsrede von 1785, *Oratio de studiis academicis ad culturam rationis dirigendis*,⁴⁾ entwirft er ein Programm für das Universitätsstudium. Dessen Zweck soll nicht bloß Vorbereitung auf ein Amt, sondern die Aufklärung als Mensch sein. Die Wissenschaften, die wegen jenes allgemeineren Zwecks neben dem Brotstudium Raum haben müssen, sind Geschichte, Philosophie, Physik und Mathematik, also etwa eben die von T. selbst s. Z. bevorzugten. Dieser Raum ist dadurch zu gewinnen, daß man

1) ib. 1779, S. 124.

2) ib. 1779, S. 287. 246.

3) Ein dänischer Nekrolog schreibt (Allg. Litteraturzeitung, Halle 1808, 1. Bd., S. 407): „Als Lehrer wirkte T. auf viele Jünglinge so, daß sie jetzt als Männer mit vieler Deutlichkeit erkennen, wie vieles sie von ihrer Bildung durch seinen gründlichen Unterricht erhielten.“

4) Neues Kiel. Litteraturjournal 1785, S. 180 ff.

überall nur die „Fundamentalien“ treibt, das den ersten und allgemeinsten Grund Legende, und die Fortsetzung und Ausbreitung der Studien in jedem Fach dem späteren Selbststudium überläßt.¹⁾

Der seitherigen Hauptbeschäftigung entzogen wurde T. im zweiten Hauptteil seiner Laufbahn. Was für Goethe der Ministerposten in Weimar, ist für T. das Kopenhagener Staatsamt. „S. M. der König haben den H. Prof. Tetens zum wirklichen Justizrat und zugleich zum 2. Assessor in dem Kgl. Finanzkollegium und zum 2. Direktor der Finanzkassendirektion in Kopenhagen zu ernennen geruht. Mit wie viel Teilnahme an dem Glücke eines Freundes und wie grosser und gerechter Hoffnung und Erwartung von dem Bestreben, welches ein Mann von seiner Einsicht und Tätigkeit in dem neuen, wichtigen Fache seiner Geschäfte anwenden wird, unsere Universität diese Veränderung ansehen mag, so kann sie dennoch den Verlust eines so berühmten und verdienten Weltweisen und Mathematikers und eines mit so vielem Eifer zum Besten der studierenden Jugend arbeitenden Lehrers unmöglich gleichgültig ansehen. Möchte doch einige noch übrige Hoffnung, ihn einst wieder den Unsrigen beizuzählen, in Erfüllung gehen“, schreiben die Kiel. Gel. Zeit. den 11. März 1789²⁾. Die nach Vorgängen nicht unbegründete Hoffnung, es möchte die Berufung in die Beamtenlaufbahn eine vorübergehende sein, hat sich nicht erfüllt. T. stieg im Staatsdienst höher, 1791 ist er Etatsrat und Deputierter im Finanzkollegium, Mitdirektor in der Kgl. Bank, in der Depositokasse und dem sinkenden Fond, in der allgemeinen Witwenkasse und der Versorgungsanstalt; 1803 erhält er den Titel Konferenzrat. Hatte T. früher nicht alle Kräfte der reinen Wissenschaft gewidmet (Deichbau, Kassenwesen, humane Bestrebungen, Pädagogie), so war jetzt eine gewisse Fortsetzung des Zusammenhangs mit der Wissenschaft gegeben durch die schon 1788 erfolgte Aufnahme als ordentliches Mitglied in die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen. Er hat sich um diese verdient gemacht teils durch Verlesen eigener Abhandlungen, teils durch Aussetzung und Beurteilung von Preisaufgaben und wurde Präses

1) Dasselbe schon in einer Rezension Kiel. Gel. Zeit. 1781, I, S. 145 f.: Die Geburtshilfe der Begriffe sei bei Anfängern am nötigsten, das meiste aber sei dem späteren Privatfleiß zu überlassen.

2) Den 25. März melden sie aus Jena die Ernennung des Rats Friedrich Schiller zum außerordentlichen Professor der Philosophie.

der mathematischen und philosophischen Klasse. Verlesene Abhandlungen waren z. B. die über die Integration der logarithmischen Differentialen, über die formula Polynomiorum. Ja eine Arbeit für die Akademie war sein „Schwanengesang“. Schon von der Krankheit ergriffen, welche ihn ins Grab legte, bezeugt Bugge, konnte er nicht mehr persönlich in der Sitzung erscheinen, in welcher die Entscheidung betreffs der 13 eingegangenen Arbeiten für 1806 über eine verbesserte Theorie des Parallelogramms der Kräfte stattfinden sollte. Da teilte T., den die Sache fast sieben Monate beschäftigt hatte, schriftlich der Klasse sein Gutachten über die Arbeiten unter Anstrengung seiner letzten Kräfte mit. — Auch privatim hat sich T. als Staatsbeamter mit der Wissenschaft auf dem Laufenden gehalten. Bugge schreibt, daß man ihn in seinem späteren Lebensalter oft über der Lectüre von Senator de la Place's, des „Newton unseres Zeitalters“, *Mechanique céleste* fand. Die Kosmogonie, in welcher der junge Kant productiv sich betätigt hatte, hat T. also in seiner späteren Periode reproduktiv interessiert. Nur eine der späteren Abhandlungen von T. kann der Philosophie im weitesten Sinn zugerechnet werden, „Anmerkungen zu Rousseaus contract social und über das neue französische Staatsrecht“ in der dänischen *Minerva* 1793. Auch seine letzte Schrift gehört diesem rechtlich-politischem Gebiet an, „Ueber das Verfahren der Britten gegen die neutralen Handelsschiffe“, französisch geschrieben. Es handelt sich um die Frage, wie weit die Engländer, die in Abwehr der Folgen des napoleoni-schen Kontinentalsystems auch neutrale Handelsschiffe aufbrachten, ein Recht auf ihrer Seite haben. T. sucht in seiner sachlichen Art auch den englischen Gründen möglichst gerecht zu werden.

Seinen Charakter schildert Bugge als „gutmütig, fromm und sanft“¹⁾. „Fromm“ haben wir zu verstehen, wie schon berührt, im Sinn einer aufgeklärten Frömmigkeit. In den Briefen von seinen Reisen in die Marschländer sagt er z. B. über die Gegend von Tondern: Wahre Aufklärung findet sich in diesen Gegenden selten; man liest nur asketische und mystische Schriften infolge der Verbreitung der Herrnhutischen Frömmigkeit, so daß das Scherzwort entstehen konnte, es sei dort mehr Versandung der Vernunft als des Bodens zu fürchten. In der Kieler Univer-

1) Ein anderer dänischer Nekrolog (in *Allg. Litt.-Zeit.*, Halle 1808, 1. Bd., S. 407) rühmt an dem Menschen T. seine „seltene Rechtschaffenheit, sein unverdrossenes Wohlwollen“.

sität erblickte T. einen Damm gegen diese Flut. Ueber die Bescheidenheit von T. sagt Bugge, seine Bedeutung und seine Kenntnisse machten ihn nicht aufgeblasen oder rechthaberisch. Er achtete jedes Talent, wo und wie er es fand, wußte, daß die Newtons, Euler, d'Alembert, de la Grangér, de la Place etc. sehr selten geboren werden, hielt auch kleine Beiträge zur Förderung der Wissenschaft für nützlich und achtenswert. Ein Zeichen seines menschenfreundlichen Herzens war das Eingreifen bei dem Brand Kopenhagens 1795, der ein Drittel der Stadt in Asche legte. Er setzte aus eigenen Mitteln einen Preis von 500 Rth. aus für Beantwortung der Frage über die beste und vollkommenste Einrichtung des Brandwesens in grossen Städten; zu seiner Freude bekam sein früherer Kollege, Valentiner, den Preis. „Die Milde, welche ihn sein ganzes Leben lang beseelt hatte, verließ ihn auch nicht in der Todesstunde“. Wie er, obwohl noch bei vollem Bewußtsein, schon nicht mehr sprechen konnte, drückte er durch ein freundliches Lächeln seine Teilnahme an den Zärtlichkeitsbezeugungen der Umstehenden aus. Er starb 1807 am 15. (dänische Angabe)¹⁾ oder 19. (deutsche Angabe)²⁾ August. Seine Gattin, Marie Margarete Buchauer, mit der er eine kinderlose Ehe geführt hatte, überlebte ihn um beinahe 11 Jahre. Gleich etliche Tage nach seinem Tode brach jenes furchtbare Unglück über Kopenhagen herein, das Bombardement durch die englische Flotte (2. bis 5. Sept.). Der ganze Nachruf Bugges ist durchzittert von der tiefsten Erregung über dieses Ereignis und der Entschlafene wird glücklich gepriesen, dass sein patriotisches Herz diesen Schmerz nicht mehr erleben mußte. Hätte er diesen schändlichen Räuberzug, die grausame Manier des Bombardements, den Raub der Flotte, die Vernichtung des Handels, die Wegnahme der Kolonien erlebt, er hätte keinen Tüttel geschrieben mit dem minuziösesten Schein der Verteidigung einer Nation, „deren Regierung jetzt offenbar den ganzen Handel der Welt sich schatzpflichtig machen will und so die Souveränität oder richtiger die Tyrannei des Meeres zum Grundgesetz und Bollwerk ihres Staates erhebt“.

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf sein Wirken, so ist T. mit Lambert einer der letzten Universalgelehrten —

1) Außer Bugge z. B. wieder Allg. Litt.-Zeit., offenbar nach dänischer Angabe.

2) z. B. Jördens, Lexik. deutsch. Dichter u. Prosaisten 1810, 5. Bd., S. 33.

ein Typus, wie ihn Leibniz am vollkommensten darstellt. Lambert hat höchstens eine 4. Hauptwissenschaft voraus, die übrigens auch T. nicht unbekannte Astronomie. Zusammenhang kommt in T.' Betätigungen durch einen philosophischen Grundzug, ein Streben, alles empirische Detail, für das er einen offenen Sinn stets behält, auf Einheit und Allgemeinheit zurückzuführen. Sehen wir auf Kant, so treibt dieser auch, was T. treibt, ja, wenn wir an Theologie, Aesthetik, Geschichtsphilosophie denken, noch mehr, aber alles mit größerer Konzentriertheit. Seine naturwissenschaftliche Arbeit zeitigt eine geschlossene Theorie der Weltentstehung. Denselben Unterschied beider werden wir in der Philosophie finden. Das Bild der beiden Typen, des Denkers und des Beobachters, fällt uns ein, wie es Merian hübsch zeichnet: *le philosophe, qui observe et experimente, peut sans crainte proposer le résultat de ses experiences et de ses observations; il peut y revenir, les refaire, les changer, les varier à son gré: au lieu que les fauteurs de systèmes excluent cette flexibilité, leur roideur y résiste: tout ou rien, durer ou rompre, voilà leur devise*¹⁾. T. arbeitet mit an den wissenschaftlichen Aufgaben seiner Zeit, im Besitz umfassendster Kenntnisse des seither Geleisteten greift er an, um da und dort, nicht an untergeordneten, sondern entscheidenden Punkten die Wissenschaft weiter zu rücken. Aber wir behalten das Gefühl, er geht nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit in sein Werk ein, er steht darüber, wie andererseits das Ziel über jedem individuellen Verwirklichungsbeitrag schwebt. Kant will überall ein Ganzes, zeitlos Wertvolles, er hat in sich den Impetus des Reformators, Person und Werk decken sich.

Als Menschen sind beide, Kant und T. edel, gewissenhaft, Männer von ausgeprägtem Wahrheitssinn, Köpfe von überragender Klarheit, welche sie mit den höchsten Geistern als mit ihresgleichen verkehren lässt. Beide stellen das Handeln über das Wissen, die sittlich-religiöse Seite über die theoretische, T. nicht bloß im wissenschaftlichen, sondern auch im praktischen Beruf. Dabei ist Kant mehr der Mann des Willens und der Grundsätze, T. hat mehr Gemütswärme und Aufgeschlossenheit für fremde Eigenart. Beide sind gute Lehrer, beide, T. als Talent, Kant als Genie, ächte Repräsentanten des deutschen Geistes.

1) Bei Harnack, Gesch. d. Berl. Akad. I, 1, S. 457.

II. Kapitel.

Die früheren philosophischen Arbeiten.

1. Die überkommene Lage.

Man pflegt die Zeit, in welche T.' Auftreten fällt, als Herrschaft Wolffs zu charakterisieren. Allerdings war die Leibnizisch-Wolffsche Philosophie als reinigende Windsbraut in den scholastischen Betrieb der Universitäten gefahren, aber völlig siegreich war sie nicht. Die Bedenken von christlicher, speziell pietistischer Seite gegen die Konsequenzen derselben schufen einen Gegenstrom, der sich mangels eigener Ideen eben wieder von den Alten und vom Mittelalter her seine Stoßkraft holte. Noch gewaltigere Konkurrenz, die schon Leibniz und Wolff selbst, noch stärker aber ihre Nachfolger zu spüren bekamen, erstand in den Ausländern. Zwar deren extreme Tendenzen, der Materialismus der Franzosen, der Idealismus Berkeleys, der Skeptizismus Humes waren meist nicht gefährlich. Um so mehr aber der Empirismus und Sensualismus, wie er sich an die Namen Locke und Condillac knüpfte. Von hier aus wurde der „Spekulation“ der Krieg erklärt, ohne daß freilich eine genaue Grenze für deren Gebiet gezogen war, wurde die Erfahrung und speziell die Erfahrungsseelenlehre auf den Schild erhoben, wurden die Vertreter der positiven Wissenschaften, die Mathematiker und Physiker, zum Abfall von der Systemphilosophie aufgerufen. In echt deutscher Bewunderung des Fremden wurde das aufgenommen, allerdings meist nicht bis zum Punkte der Selbstverleugnung, sondern mit dem Eindruck, Fremdes und Eigenes passe zum Bunde. Schon Leibniz hatte das Vorbild universaler Versöhnlichkeit gegeben und seine Stiftung, die Berliner Akademie, ging hier in seinen Fußtapfen. Ihre Parole war: Leibniz und Locke, ja vielmehr bald: Locke und Leibniz. Das ist der Eklektizismus, von dem Merian sagt, er sei la seule secte ou non-secte qui doit respirer dans une Academie;

und Ancillon bestätigt es, die Berliner Akademie s'est toujours préservée de la contagion des systèmes.¹⁾ Der Streit der Leibnizanhänger unter sich, vor allem über die influxusfrage, aber auch die Erschlaffung des systematischen Triebes hatte dieser Stimmung die Wege bereitet. Immerhin war innerhalb derselben der Unterschied, ob man Locke, wie Friedrich der Große und ein Teil der Akademie tat, oder ob man Leibniz in den Vordergrund rückte. Auf der letzteren Seite, bei dem deutsch gesinnten Eklektizismus müssen wir zusammen mit Reimarus, Lambert u. a. auch T. suchen. Was T. zu den Eklektikern hintrieb, war nicht etwa bloß das Vorbild seines Lehrers Eschenbach, sondern sein eigenes irenisches Gemütsbedürfnis, sowie seine eigene, eben durch den Eklektizismus geförderte Geistesart, Unabhängigkeit von einzelnen mit der Abhängigkeit von allen gegenüberstehenden Autoritäten zu verbinden. Er suchte die Wahrheit überall, fand einen Wahrheitskern auch in den entgegengesetzten Standpunkten und stellte das Gefundene dann als Vollwahrheit nebeneinander. So wurde er der klassische „Vermittler“, als den wir ihn kennen lernen werden.

Auf der deutsch gesinnten Seite des Eklektizismus hielt ihn außer der Kenntnis der Originalwerke von Leibniz und Wolff vor allem das Studium von A. G. Baumgarten, auf den er vielleicht durch seinen Lehrer Aepinus aufmerksam wurde. Durch die Hochachtung vor ihm wurde er bewahrt vor der prinzipiellen Wolffgegnerschaft, wie sie aus religiösem Untergrund heraus sowohl Eschenbach und Darjes, als Crusius damals kultivierten. Noch im späteren Alter bekennt T. von Baumgarten: „Ich erinnere mich des scharfsinnigen Mannes mit Ehrfurcht, denn ich habe vordem seine Metaphysik mit ganzer Innigkeit studiert.“²⁾ Er gibt ihm 1760 in der Freiheitslehre Recht,³⁾ er legt ihn — wie Kant⁴⁾ — lange Zeit seinen Metaphysikvorlesungen zu Grund.

So enge wie Quistorp und Karsten ist T. nicht an Eschenbach attachiert, welche über des eben Verstorbenen Metaphysik in Rostock 1759 lasen. Ein gewisser Grundstock von Wahrheiten steht aber auch ohne schülermäßige Anlehnung für T. fest. Metaphysik ist nach E. „die Wissenschaft, die sich mit der Betrachtung

1) Harnack, Gesch. d. Berl. Akad. I, 1, S. 428 A.; S. 445.

2) Cramers Beitr. 1783, S. 143.

3) Vgl. Ziff. 2 dieses Kapitels.

4) Erdmann, Refl. II, Ziff. 221.

3er der hauptsächlichsten Dinge, des Menschen, der Welt und Gottes, beschäftigt, durch deren richtige Erkenntnis man den Grund zu seiner Glückseligkeit legt“ (E. Metaph. § 1). Diesen 3 Teilen der Wissenschaft ist voranzusetzen die „Grundlehre“ oder Ontologie, welche die allgemeinen Grundsätze und Begriffe, die ersten Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntnis enthält. Es gibt wohl einige Verächter der Metaphysik, aber man muß diese Wissenschaft nur richtig schreiben. — T. nimmt die Anfeindung ernster und die Gründe derselben tiefer. — Unter den Regeln für richtige Abfassung nennt E.: man soll keine anderen Sätze als Erfahrungen zu Grund legen oder doch solche, die sogleich durch Erfahrungen bestärkt werden (§ 5). Die Anzahl dieser Sätze wird von den Alten nicht bestimmt, da sie jeden für sich klaren Satz dazu rechnen; die Leibniz-Wolffsche Richtung nennt zwei, Satz des Widerspruchs als Grund der notwendigen Vernunftwahrheiten und Satz des zureichenden Grundes als den Grund der zufälligen Wahrheiten (§ 6). Die zwei Hauptgattungen der Begriffe, die den Inhalt des an die Spitze gestellten „Ich denke“ bilden, sind Dinge und Eigenschaften; wenn die Scholastiker erste Grundwörter wie Existenz nicht erklären, so ist das klüger, als wenn Wolff das versucht (§ 7). Der Satz des Widerspruchs ist nicht der alleinige erste Grundsatz,¹⁾ jede untrügliche Erfahrung (z. B. ich denke), jeder für sich klare Satz (z. B. das Ganze ist größer als einer seiner Teile) ist ihm koordiniert (§ 13). Der Körper oder die Materie ist charakterisiert durch den Begriff des Zusammengesetzten (§ 29),²⁾ er besteht aus entibus simplicibus oder Monaden (§ 35), von denen aber die Leibnizischen Bestimmungen der beständigen inneren, spontan erzeugten Veränderungen, sowie der Seelenhaftigkeit (Besitz von perceptiones & appetitus), der Abspiegelung der ganzen Welt, der gänzlichen Unähnlichkeit unter einander, der blos graduellen Verschiedenheit (Körper-, Tier-, Menschen-, Engel-, Gottmonade) fern zu halten sind (§ 36). — Auch T. bekennt sich zur Monadologie,³⁾ hält aber im Unterschied von E. die beständige Wirksamkeit einer Kraft für den Substanz-

1) cf. T. „Spekul.“ 1775, S. 39; Hw. I, S. 489.

2) T. Hw. II, S. 181–84.

3) „Ursachen“ 1760, S. 30 f.; Hw. II, 183 = einfache Wesen oder Monaden, nur leugnet T. den Nutzen I, S. 128: „unmöglich, aus der metaphys. Monadologie die Phänomene in der Körperwelt zu erklären“.

begriff fest;¹⁾ Bewußtsein spricht er mit E. erst den denkenden Substanzen zu.²⁾ — Von der Menschen- oder Seelenlehre sagt E., sie sei die Voraussetzung für die Weltlehre und natürliche Gotteslehre, weiterhin auch für andere Wissenschaften, wie Sittenlehre und Naturlehre. Die rationale Psychologie, aus der man lieber keine besondere Wissenschaft mache (§ 60), soll nicht alles aus dem Begriff der Seele ableiten wollen, sondern bloß die Wirklichkeit der Seele erweisen (§ 42).³⁾ — Betreffs Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellungen ist kein Unterschied zwischen innerer und äußerer Erfahrung: Ebenso gewiß als ich weiß, daß ich denke, weiß ich, daß ich die sinnlichen Vorstellungen (sc. äußerer Dinge) habe (§ 45).⁴⁾ — Vorstellungen ohne Bewußtsein sind viereckige Zirkel. Sie kamen so zustand, daß Leibniz den *nudae perceptiones* der Scholastiker, die bei ihnen bloß Eindrücke in den Sinngliedern (*Ideae materiales*) waren, eine andere Bedeutung gab, nämlich: Vorstellungen in der Seele, die aber keine Gedanken werden. Leibniz schließt das aus der beständigen Wirksamkeit einer Kraft, einem Wesensmerkmal der Monaden. Anhänger dieser Lehre berufen sich auf Kinder, Träumende, Tiere, Kranke — wenn man unter Bewußtsein nicht Philosophieren übers Denken, sondern Wissen ums Denken versteht, nicht mit Recht (§ 45).⁵⁾ — Zu dem Satz „*nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu*“ bemerkt E., einige halten die Behauptung, daß alle Erkenntnis von den Sinnen anfangt und *quod non dentur ideae innatae*, für den Grundstein der Gottesleugnung; aber der Streit, ob man einen angeborenen Begriff von Gott habe, ist ein Wortstreit (§ 50). Ähnlich führt T. den Streit zwischen Locke und Leibniz und zwischen Locke und Descartes auf Mißverständnis zurück,⁶⁾ während Kant es bei Mendelssohn als Untugend rügt, sachlich gegründete Streitigkeiten der Schulen für Wortstreit zu erklären.⁷⁾ — Reiner Verstand ist ein solcher, welcher sich Vorstellungen von Dingen

1) „Verschiedenheit,“ Mecklenburg. Nachr. 1762, § 5.

2) ib. § 6: Die denkende Substanz fühlt, daß sie verändert werde, die nichtdenkende nicht.

3) Die rationale Psychol. kommt bei T. Hw. erst als 13. Versuch.

4) T. Hw. I, S. 400 ff.

5) T. „Ursachen“ 1760, S. 62: Dunkle Vorstellungen noch von vielen geleugnet. Hw. I, S. 271. 98 vermittelt, steht aber trotz Unterscheidung von *percipere* u. *appere*. E. nahe; vgl. nächstes Kapitel.

6) Hw. I, S. 337 f.

7) „Einige Bemerk. z. Jakobs Prüf. d. Mend. Morgenstunden.“

machen kann, ohne daß sich Bilder der sinnlich empfundenen Dinge einmischen. Einen solchen haben wir Menschen nicht, auch nicht reine Vernunft als Vermögen solcher Vernunftschlüsse, darin die Vordersätze keine sinnlichen Urteile und Erfahrungen sind. Wolff (Ps. empir. § 495) meine zwar, „daß die Mathematici in der Arithmetik, Geometrie etc. eine reine Vernunft zu Markte brächten, weil sie Erklärungen und daraus hergeleitete Sätze zu Grunde legten; imgleichen daß in der Ontologie die ersten Grundwahrheiten durch die reine Vernunft erkannt würden. Allein 1. alle ersten Grundsätze in der Ontologie müssen Sätze sein, deren Richtigkeit durch eine jede Erfahrung sogleich bestärkt wird; welches auch von den zu Grunde etwa gelegten Definitionen gilt. Sonst taugt die ganze Ontologie nichts, wenn nicht ihre Wahrheiten als Erfahrungssätze können angesehen werden.¹⁾ 2. Der Mathematiker kann sich am allerwenigsten einer reinen Vernunft rühmen. . . . Wie siehts mit den ersten Grundsäulen, den Begriffen aus? Macht er sie mit einem reinen Verstande? Keineswegs, sondern mit einem sog. unreinen Verstande,²⁾ denn alle seine ersten Begriffe macht er durch Absonderung von sinnlichen Dingen. Z. B. Euklid fängt seine Elementa mit dem Begriff der Linie an, zu dem kommt er durch Hilfe sinnlicher Dinge. Er betrachtet nämlich allerhand gemachte Striche oder Linien, mit Hilfe der Absonderung sucht er das Allgemeine heraus, d. i. eine Eigenschaft, die ihnen allen zukommt (§ 50). — Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.³⁾ — Bei der natürlichen Gotteslehre sagt E., daß die Erkenntnis eines außerweltlichen, höchsten Wesens „doch eigentlich die Hauptabsicht der Metaphysik“ sei (§ 42), ferner, die Bejahung Gottes sei die einzige Grundsäule aller Beruhigung und Glückseligkeit (§ 94). Ähnliche Äußerungen finden sich auch bei T.⁴⁾ — Die Selbsttätigkeit definiert E. wie T.⁵⁾

1) Hw. I, S. 541 unterscheidet T. beim Grundgesetz des Widerspruchs 3 Fassungen, von denen die erste ein Erfahrungssatz, die beiden andern Axiome sind.

2) T. Hw. I, S. 427 über Unterschied von sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis: „bei jener wirkt die Denkkraft das wenigste; bei dieser das meiste“. Also auch Zusammenwirken von Verstand und Sinnlichkeit.

3) Vgl. IV. Kapitel.

4) „Spekul.“ 1775, S. 84: Endzweck der gesamten allg. Philosophie; „Gottesbegriff“ 1778, Cramer Beitr., S. 139: Gedanken, die ihn „beruhigt“ haben; „Ursachen“ 1760, § 4.

5) Esch. § 59; T. Hw. II, S. 47.

als die Macht, ohne Beihilfe eines mitwirkenden Dings und also aus eigener innerer Kraft sich zu seinen Handlungen zu bestimmen; E. hat das Gleichnis von der aufgezogenen Uhr, T. das von der Stahlfeder. Die Freiheit als Möglichkeit anders zu handeln hält E. fest, wie auch T., wenn letzterer daneben auch den Satz vom Grund in seiner Allgemeinheit retten will. — Abweichend lehrten T. und E. beim Erscheinungsbegriff. E. bekämpft diesen in der Wolffschen Form. *Mundus sensibilis* und *intelligibilis* heiße sonst Welt mit Sinnen wahrgenommen und Welt in unseren Gedanken (m. idealis), bei Wolff jedoch m. *qualis nobis apparet* und m. *qualis revera est*. Die Sinne machen uns nämlich nach Wolff die körperlichen Dinge und ihre Eigenschaften nicht so vorstellig, wie sie in der Tat beschaffen sind. *Cartesius hoc feliciter detexit circa colores* gegenüber den deren Realität behauptenden Scholastikern; was aber von den Farben gelte, gelte auch von der Ausdehnung, Festigkeit etc. Damit habe Wolff dem Idealisten, mit dem verwechselt zu werden er sich verbitte, da er auch einen Beweis für die Wirklichkeit der Körper beibringe, dennoch alles zugestanden, was dieser verlange; denn die Trüglichkeit der Sinne sei der Grundstein des Idealismus (§ 78. 37). Hier, beim Erscheinungsbegriff folgt T. der Leibniz-Wolffschen Tradition.¹⁾ — Die Grundstellung des E. ist also wie bei Darjes: er steht christlichen Kreisen nahe,²⁾ auch der christlich-scholastischen Philosophie, welcher er häufig Recht gibt gegenüber den „Neueren“, der Leibniz-Wolffschen Richtung. Speziell Wolff wird fast in allen Paragraphen bekämpft. Gegenüber Crusius, dem Hauptgegner von Wolff, ist er selbständig. Der Erfahrungsstandpunkt weist auf Locke. T. hat davon das meiste auch. Fußen auf Locke, Achtung vor der Religion, auch vor der alten Philosophie. Wenn er dagegen Leibniz gegenüber, auch Wolff gegenüber eine entschieden andere Stellung einnimmt, so hat immerhin seine Rostocker Studienzeit dazu mitgewirkt, daß er die „Wolffianer“ als eine Richtung, zu der er nicht gehört, von sich unterscheidet.

Wir hörten schon, daß T. Logik nach der „vortrefflichen“ Vernunftlehre des Reimarus las. Dieser sog. ältere Reimarus ist ihm als in erster Linie auf Leibniz und Wolff, weiterhin aber

1) Hw. II, S. 152 f. Gegen Eschenbach auch Mendelssohn Literaturbriefe 1759, 38. Brief.

2) Hat mit seinem Buch das Hauptabsehen, „die Göttlichkeit der heil. Schrift festzusetzen“, § 4.

doch auch auf Locke gründend, gesinnungsverwandt. Nur will T. grundsätzlich mehr geben als die „Vernunftlehrer“; über ihre „Regeln“ hinaus ist sein Ideal die Methode der Mathematiker und Physiker.¹⁾ Speziell Lockes Einfluß tritt auch bei R. darin zutage, daß er vor das Kapitel über die Richtigkeit der Begriffe ein solches über ihre Erzeugung setzt,²⁾ daß er von der aus Erfahrung herkommenden Materie derselben ihre von uns stammende Form unterscheidet,³⁾ daß er von Schranken des Verstandes und der Vernunft spricht,⁴⁾ daß er mahnt, Einbildungskraft und vorzeitiges Schließen beim Empfinden ruhen zu lassen, wenn es nicht zum Betrug der Einbildungskraft und Mißbrauch der Vernunft kommen soll.⁵⁾ Andererseits begegnen wir bei R. der Leibnizischen Apperceptionslehre,⁶⁾ sowie der öfters vorkommenden⁷⁾ Verschmelzung derselben mit Locke.⁸⁾ Eine direkte Beziehung des T. auf R., wenn auch kritisch modifiziert, liegt vor beim Thema der Sprache und des Vorzugs des Menschen vor dem Tier; die einschlägigen Begriffe Reflexion, Vernunft, Bewußtsein, Freiheit, weisen auf des R. Gebrauch zurück.⁹⁾ Weiteres ist: R. warnt wie T. vor Gleichsetzung von Gehirn- und Seelenvorgängen.¹⁰⁾ Der Fehler der Verwechslung des Nichtwahrnehmens der Identität

1) „Ursachen“ 1760, S. 13.

2) „Vernunftl.“ 1756, 2. u. 1. Kap.; Lock. 1. B., 1. Kap., § 2: Ursprung, Sicherheit . . . des menschl. Wissens.

3) ib. § 159; auch „Lockes Regel“ dort mit Beschränkung: viele unserer Begriffe entstehen ursprünglich aus der verschiedenen Empfindung. Über „Form“ cf. Lock. 2. B., 2. Kap., § 2; 2. B., 12. Kap., § 1 u. T. Hw. I, S. 336; auch „Spekul.“ (unter Verhältnis von Begriff und Satz).

4) ib. § 19. 38; Lock. 4. B., 3. u. 4. Kap.; 4. B., 17. Kap., § 9 ff.; 1. B., 1. Kap., § 2. 4; 2. B., 7. Kap., § 10; T. Hw. I, S. 335.

5) ib. § 95. 161; Lock. z. B. im 4. B., 4. Kap., § 1 ff. u. 4. B., 12. Kap., § 1 ff.; T. Hw. Vorr. XVII. XXI.

6) ib. § 27 Bewußtsein = Unterscheiden. Ebenso T. Hw. I, S. 289 f. 293. Crusius ist bekanntlich hierin anderer Ansicht als Wolff: Bewußtsein eher als Unterscheiden (s. Neeb, Syst. d. krit. Phil. 1795, § 52). T. hält auseinander Auskennen und Unterscheiden im engeren Sinn, Hw. S. 353. — Reimarus § 60 hat dann auch Bewußtsein = deutliches Vorstellen (deutlichgemacht eben durch Unterscheiden).

7) B. Erdmann, Martin Knutzen S. 112.

8) ib. § 53 undeutliche Vorstellung = Empfindung.

9) Hw. S. 744; cf. meine Abh. „Herder u. Tetens“ im Archiv f. Gesch. d. Phil. 1905, bes. S. 236 f. 244 f.

10) § 100; T. Hw. I, S. 544.

mit dem Wahrnehmen der Diversität¹⁾ wird genannt Vernunftl. § 43, das Unverändertsein von Sinngliedern und äußeren Umständen als Bedingung reeller Sinnenerkenntnis²⁾ Vernunftl. § 97. Der Abweis der Auffassung der allgemeinen Vernunftsätze als Induktionssätze findet sich — dies der Hauptpunkt Leibnizischen Einflusses — schon Vernunftl. § 159—62, weshalb T. sagen kann: „Ich übergehe, was in jeder guten Vernunftlehre über diese Gattung von Gemeinsätzen gesagt wird.“³⁾ Von Wichtigkeit ist auch die Analogie zwischen Natur und Vernunft in § 23, wo ausgeführt wird, bei den Logiken oder Vernunftlehren müsse man mehr als seither die Natur zu Rat ziehen, müsse fragen, was eigentlich die Kraft der Vernunft sei oder durch welche Regeln sie von Natur bestimmt sei; man tue solches ja in der Naturlehre, daß man die Bestimmung der körperlichen Bewegungskräfte in allgemeine deutliche Regeln oder Gesetze der Bewegung bringe: warum nicht auch in der Vernunftlehre bei der Bestimmung der Vernunftkraft?⁴⁾

Es ist auffallend, daß T. von einer so bedeutsamen Erscheinung wie Crusius nicht mehr Notiz nimmt. Er erwähnt ihn nur bei den Bestrebungen um eine wissenschaftliche Zeichensprache⁵⁾ und später bei der Frage des räumlichen Charakters des Unendlichen.⁶⁾ Und doch hatte dieser kurz vor des T. Auftreten, 1753 in 2. Auflage einen „Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten“ als „Versuch einer teils erleichterten, teils verbesserten Metaphysik“ erscheinen lassen. Auf Kant, der ihn in der „Preisschrift“ bespricht, hat Crusius unstreitig befruchtend gewirkt mit seinen materialen Grundsätzen neben den formallogischen, mit seiner Trennung von Ideal- und

1) Hw. I, S. 553.

2) ib. S. 559.

3) T. Hw. I, S. 465. — Reimarus unterscheidet „Grundsätze der Vernunft“ § 34 u. 157, die bei ihm aber bloß logischen Charakter haben, und „Grundsätze der Erfahrung“ § 167; letztere sind mit Vorsicht, unter Anwendung einer besonderen „Erfahrungskunst“ § 166 zu gewinnen. Jedenfalls gilt § 162: „Bloße Erfahrung gibt keine allgemeinen Sätze.“ Neeb (Syst. d. krit. Phil. § 510) rühmt, R. habe vor dem Kritizismus den besten Erfahrungsbegriff gehabt, indem er sagte: die Empfindung des Wirklichen gibt ein klares Erkenntnis einzelner Dinge u. Fälle.

4) Noch unmittelbarer ist hierin der Einfluß von Kants Dissertation.

5) „Ursachen“ 1760, § 15—26.

6) Cramers Beiträge 1778, S. 188. — Ein Streit um Crusius wird erwähnt Bützow. Gel. Nachr. 1761, S. 64.

Realgründen, seinen unmittelbaren (bei Kant unerweislichen) Urteilen,¹⁾ vielleicht auch mit Zuweisung des *ubi et quando* zum Charakter des Existenziellen,²⁾ mit seiner wolffisch orientierten Auffassung der Bestimmung der Metaphysik,³⁾ mit seiner Einreihung des Freiheitsbegriffs ins System der Wissenschaften,⁴⁾ vor allem mit seiner gegen Wolff gerichteten und Rüdiger weiterbildenden Unterscheidung der mathematischen und metaphysischen Methode. Was Kant und T. in letzterer Hinsicht an Gemeinbesitz haben, kann wohl auf die trefflichen Ausführungen des Crusius über Mathematik⁵⁾ zurückgehen, wie ja auch die Wahl der Preisaufgabe für 1763 durch die Berliner Akademie mit der Crusius'schen Kritik an Wolff in Zusammenhang steht. Daß T. dem Crusius nicht näher kommt, rührt wohl — abgesehen von dem ihm nicht sympathischen Gebahren der Crusianer⁶⁾ — von der Abneigung her, die ihm dessen prinzipielle Ausweisung des Erfahrungsmoments aus der Metaphysik verursacht. Nur notwendige Vernunftwahrheiten haben nach Crusius in ihr Berechtigung. Die empirische Psychologie gehört nicht in die Metaphysik, nur das notwendige Wesen des Geistes (metaphysische Pneumatologie); höchstens sind etliche Erfahrungen aus ihr lehnweise herüber zu nehmen, um daraus die Realität und die Schranken des metaphysischen Begriffs zu erweisen⁷⁾ — also gerade der von T. in den „Ursachen“ 1760 zurückgewiesene Standpunkt. So kann man Spuren von Crusius bei T. nur in Einzelheiten treffen, die zudem nicht das Originale an diesem Mann ausmachen. Auch Cr. hält

1) Adickes, Kantstud. S. 44. 85 f.

2) Notw. Vernunftwahrh. § 46.

3) Vorr. z. Notw. Vernunftw.: Alle anderen Wissenschaften enthalten die ferneren Bestimmungen derjenigen Sachen, welche in der Metaphysik vorkommen. Die Wirklichkeit derselben erlernt man größtenteils a posteriori, die Metaphysik aber zeigt die Gründe der Möglichkeit oder der Notwendigkeit a priori, wodurch die Erkenntnis derselben deutlicher und vollständiger wird.

4) ib. § 83. Ähnlichkeit u. Unterschied Kant gegenüber erhellt aus folgenden Sätzen: In die Ontologie gehört nicht mehr als die Möglichkeit derselben zu zeigen . . . , die Wirklichkeit derselben aber muß . . . teils aus unserem inneren Bewußtsein, teils aus der Schöpfung der Welt . . . teils aus dem Endzweck der Welt . . . teils aus der Wirklichkeit wahrhaftig moralischer göttlicher Gesetze erwiesen werden.

5) ib. § 114 ff.

6) Vgl. oben pag. 11 f.

7) Notw. Vernunftw. § 424; § 5.

für die Metaphysik, die „Königin natürlicher Wissenschaften“ oder die „allgemeine Grundwissenschaft“, speziell für die Ontologie zunächst die analytische Methode für notwendig, die bis zu den einfachsten Begriffen vorschreitet. Die Erkenntnis fängt von den Sinnen an, die unauflösbaren Begriffe kann man selbst nicht wieder zergliedern, sondern nur das Ganze, an dem sie angetroffen werden (§ 8), was an eine auch bei T. sich findende Auffassung der Lockeschen Regel erinnert.¹⁾ Crusius, oder vielmehr sein Lehrer Adolf Friedrich Hofmann, gehören wohl zu den „Einigen“, welche 7 einfachste Begriffe der intellektuellen Art aufzählen:²⁾ die 7 ersten, von Crusius genannten (er hat dann noch einen 8.) entsprechen völlig denen bei T., wobei die Erklärung des „Aussereinander“ als objektives Unterschiedensein es von dem „Irgendwo“ deutlich abhebt (§ 102). Der Prüfstein für die Wahrheit dieser Begriffe ist, dass sie, auf dem Weg der inneren Empfindung gefunden, sich nicht anders denken lassen, als man sie denkt (§ 8. 32. 50. 72 und a.)³⁾ Die Ableitung der Grundsätze aus dem Wesen des Verstandes (§ 15) hat T. auch. Der Verbindung aus dem Wesen des Verstandes steht bei beiden Philosophen die durch Einbildung gegenüber.⁴⁾ Die Begriffe des Entstehens und der allgemeinen causa efficiens haben bei beiden Verwandtes.⁵⁾ Im Begriff der Notwendigkeit macht sich der Unterschied geltend, daß T. sich mit der Zeit, was das Verhältnis von subjektiv und objektiv betrifft, andersartig weiterentwickelt hat. Bei Crusius nämlich ist die Notwendigkeit ohne weiteres etwas Objektives (§ 10. 122): nicht etwas in unseren Gedanken, sondern in der Sache selbst; die subjektive Fassung (dessen

1) In den „Ursachen“, vgl. unten Ziff. 3, a.

2) In den „Ursachen“.

3) cf. T. Hw. I, S. 467: Dies kann ich nicht leugnen, weil ichs gar nicht anders denken kann.

4) Vernunftw. § 50. 118; T. Hw. Vorr. XVII.

5) Für ersteren cf. Cr. § 33 („daß ein entstehendes Ding sein Dasein von einem anderen hat“) mit T. Hw. I, S. 502 (das innere Selbstgefühl wird sagen, „daß mit der Idee des Entstehens u. des Werdens die Idee von einer hervorbringenden Ursache so innig verbunden sei, daß man dem Naturtrieb der Reflexion . . . mit Gewalt widerstehen müsse etc.); für letzteren Cr. § 72 (Beständigkeit der Aufeinanderfolge, . . . Mangel einer deutlicheren oder richtiger erwiesenen Ursache, . . . Möglichkeit die Wirkung aus der zum Grunde gelegten Kraft causaliter herzuleiten und zu begreifen) mit T. Hw. S. 315 ff. 322 ff. Bei ersterem Begriff liegt Locke, bei letzterem hauptsächlich Wolff zugrund.

kontradiktorisches Gegenteil sich nicht denken läßt) trifft nicht das Wesen, sondern nur das Kennzeichen des Notwendigen. Die ganze schillernde Stellung der Ontologie ist schon in der doppelten Definition des Dings enthalten (§ 11): im weiteren Sinn Mögliches und Wirkliches, im engeren bloß Wirkliches umfassend.

2. Die Disputationen.

Von den Corollaria der Disputation von 1760 ist in metaphysischer Beziehung etwa zu nennen These 7: *Nullae notiones in philosophia loco principiorum poni possunt, nisi quarum possibilitas sit demonstrata. Perspicere vero notionis possibilitatem et nullam in illa adpercipere posse contradictionem valde differunt.* In den „Ursachen“ 1760 (§ 27 ff.) ist dieser Punkt genannt, aber der Unterscheidung von Nachweis der Möglichkeit und Nichtbemerken eines Widerspruchs, die übrigens wohl nur logische Bedeutung hat, nicht weiter nachgegangen. — Das Freiheitsproblem bespricht These 11: *Contingentia formalis mutationum in mundo, qua nulla in antecedentibus ponitur ratio suff., casum purum involvit. Experientia illam non docet, nec ratio, licet imaginatio, concipere potest. Et posita illa, justa actiones imputandi deest causa, ut celeb. Baumgartenius recte monet.* Im Unterschied von Eschenbach will er also mit Wolff und Baumgarten den Satz des zur. Grundes in seiner Allgemeinheit festhalten. Über Causalität spricht These 14: *Effectus plenus cum omnibus suis determinationibus, unicum tantum habere potest non solum rationem, sed et causam.* Es ist nicht zu ersehen, ob diese einzige Ursache als etwas Einfaches oder wie die Wirkung als etwas Zusammengesetztes anzusehen ist; später behauptet T. letzteres.¹⁾ Für die Psychologie ist interessant These 4: *Ad unicum tantum objectum eodem temporis momento attendere possumus.* Der Schein, auf mehreres zugleich achten zu können, löse sich bei näherer Prüfung in ein rasch sich folgendes Nacheinander auf.²⁾ These 5: *Facultas abstrahendi si spectatur, quod illi inest reale, consistit in facultate dirigendi ad haec vel illa potius quam ad alia.* Das „andere“ bleibt nach These 4 also im Dunkel, wovon der Grund mehr die Abwesenheit einer Fähig-

1) Hw. I, S. 321.

2) Kehrt wieder „Ursachen“ 1760, S. 62.

keit als eigene Fähigkeit sei. These 15: *Temperamentorum corporis diversitas in diversa constitutione nervorum sive organorum sensoriorum quaerenda est; hoc posito temperamenta animae illis respondere debent.* T. scheint hier in den Bahnen Krügers zu gehen, von dessen physiologischen Untersuchungen er sich damals für die Psychologie viel versprach.¹⁾ In der praktischen Philosophie will These 8 das Prinzip: *fac quod tibi bonum est, sive perforce te ipsum* als Parallele dem des Widerspruchs in der Metaphysik zur Seite stellen. Aus ihm in Verbindung mit anderen Wahrheiten werde dann das zweite abgeleitet: *dirige actiones tuas ad maximam felicitatem in mundo obtinendam*, das man dann in der Moral aus verschiedenen Gründen besser als erstes setze — ein Vermittlungsvorschlag, der, ohne jene „Gründe“ zu kennen, nicht viel Überzeugendes hat.²⁾ Die Zugrundlegung des Widerspruchsgesetzes in der Metaphysik, die Eschenbach nicht hat, und T. später auch nicht mehr, kommt wohl von Baumgartenschem Einfluß.³⁾ — Aus der Disputation von 1763, wo Engel des T. Sätze verteidigt, sei angeführt These 6: *Quoties in scientiis et artibus elegantioribus a regulis sine vitio receditur, exceptio tantum facta est ob fortioorem quandam nobis forsan ignotam.* Man erinnert sich an Verhandlungen damaliger Zeit, die die Literaturgeschichte angehen.

3. Die metaphysischen Schriften.

- a) Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind. 1760.

Die Schrift hat die Tendenz, nicht die Metaphysik zu verkleinern, sondern sie bessern zu helfen; denn Erkenntnis des Irrtums ist die halbe Besserung (S. 67). 6 Ursachen der Rückständigkeit der Metaphysik werden aufgeführt, wobei die 3 ersten Punkte näher zusammengehören. Was T. Metaphysik heißt, stimmt mit dem gewöhnlichen, speziell mit Eschenbachs Begriff überein. Sie ist die „Wissenschaft, welche nebst einer Theorie von allen

1) „Ursachen“ 1760, S. 61; *Verschied. d. Klimas*, Schleswig-Holst. Anz. 1759, 29. Stück, § 3.

2) Weiteres darüber „*Verschiedenheit*“ 1762, § 7.

3) z. B. Baumgarten *Metaph.*, Ausg. 1739, § 7: *principium absolute primum.*

möglichen und wirklichen Dingen¹⁾ [Ontologie] die allgemeinen und notwendigen Eigenschaften der Welt [Kosmologie], die Lehre von der Seele [Psychologie] und von Gott [natürliche Theologie] in sich begreift, oder mit anderen Worten, welche uns die allgemeinsten Grundsätze der menschlichen Erkenntnis und die übrigen theoretischen Wahrheiten der Vernunft lehret, die zu unserer Glückseligkeit notwendig sind“ (4). Der jetzige Zustand dieser Wissenschaft ist der, daß, während man in der Mathematik und in der durch diese gestützten Naturlehre täglich weiterkommt, in der Analysis weit über Newton und Leibniz hinaus, in der Optik z. B. durch Lamberts Ausmessungen der Lichtstärke, die Metaphysik, die doch „den prächtigen Titel einer Königin der menschlichen Wissenschaften“²⁾ führt, sehr wenige ausgemachte Wahrheiten aufweist. Nicht der einzige, aber ein hauptsächlichlicher Grund dieses Mangels, besonders in der obersten metaphysischen Disciplin, der Ontologie, ist die Versäumnis des Wesentlichen in der mathematischen Methode. Die Versäumnis wäre nachgeholt, die Evidenz der geometrischen Lehrsätze auch in den ontologischen Grundsätzen erreicht, wenn 1. alle Begriffe die größte Deutlichkeit hätten, 2. jedes Wort seine bestimmte und von allen angenommene Bedeutung besäße, 3. wir keinen Begriff zuließen, dessen Möglichkeit nicht erwiesen wäre. Das Verworrene und Dunkle in den Begriffen, aus denen die Grundsätze bestehen, die Verschiedenheit in den Begriffen, welche doch mit denselben Worten verknüpft werden, sodann die zu seltenen apriorischen Begriffsuntersuchungen sind die 3 ersten Ursachen der Rückständigkeit der Metaphysik. Daß diese in der Entwicklung hinter der Mathematik zurück ist, liegt übrigens nicht blos an Versäumnis, sondern an der ungünstigeren Lage. In der Ontologie müssen die Begriffe weit reiner und deutlicher sein als in der Mathematik; die einfachsten Ideen in dieser gehören in jener schon zu den zusammengesetzten. In der Mathematik kommt nur eine Art der Bestimmung der Dinge, die Grösse, und nur zwei Verhältnisse, Gleichheit und Ungleichheit in Betracht, in der Metaphysik alle möglichen Arten der Bestimmung der Dinge und

1) cf. auch oben Crusius.

2) So auch in der Vorr. zu Kants Kr. d. r. V., bei Leibniz, Crusius, Mendelssohn etc.; die Stelle bei letzterem, 20. Literaturbrief 1759 (Schriften IV, 1, S. 499) ist wohl direkte Vorlage (cf. Vaihinger, Kommentar I, S. 89 f.).

alle möglichen Verhältnisse. Ferner: weit mehr Begriffe sind in der Metaphysik deutlich zu machen als in der Mathematik. Endlich: in der Mathematik hat man geschickte Zeichen für die allgemeinen Begriffe.

Wenden wir uns zu dem ersten Desiderandum für die Metaphysik, bessere Entwicklung der Begriffe, so ist das Ziel derselben die Entdeckung der einfachen Ideen. Gerade die Ontologie darf ja nicht ruhen, bis sie zu den allereinfachsten Begriffen und Grundsätzen in der Analyse hinaufgekommen ist. Bei diesen einfachen Ideen sind zwei Arten zu unterscheiden, solche die nichts als einfache Empfindungen, innere oder äussere, sind, und solche, die man durch Abstraktion erhält. Erstere Art, z. B. die Empfindung resp. Vorstellung von roter Farbe, von einem einfachen Schall, von etwas Bitterem u. ä., hat Locke in seinem vortrefflichen Buch vom menschlichen Verstand scharfsinnig untersucht, wenn er gleich manches für einfach nahm, was bei schärferer Analyse noch Unterscheidungen zuläßt. „Es müssen die Erfahrungsbegriffe in der Psychologie, wenn sie die gehörige Deutlichkeit haben sollen, alle in solche einfachen Empfindungen aufgelöst werden“ (24). Freilich alle Verworrenheit bringt man nie weg bei diesen Ideen, so einfach sie sind, weil sie immer noch Empfindungen sind; unsere Erkenntnis von den wirklichen Dingen, deren Begriffe uns die Erfahrung lehren muss, sind nur eines gewissen Grades der Deutlichkeit fähig (24).

Auch die andere Art der einfachen Ideen, die durch Abstraktion gebildeten, stammen nach Lockes Erweis zuletzt aus Empfindungen, indem die Seele gewisse Bestimmungen auch bei einfachsten Empfindungen von den übrigen trennt, bis sie nichts zu Zergliederndes mehr am Gegenstand gewahr wird.¹⁾ Als Beispiele derartig gewonnener Ideen führt T. an: Etwas, Nichts, Unmögliches, Beieinander, Nacheinander. Am Ende der Analyse bleibe vom Objekt nur die Vorstellung übrig, daß es ein Etwas sei; auch diese vollends weggenommen, bleibe das Nichts; beide zusammengesetzt geben einen Begriff, der sich nicht denken läßt, das Unmögliche etc.

Die Anzahl der einfachen Ideen läßt sich jedenfalls bei der erstgenannten Art nicht angeben. „Ob sich aber das Verzeichnis dieser durch die Abstraktion einfach gemachter genau angeben

1) Näheres über sie in „Spekul.“ 1775, S. 65 f.

lasse, daran ist sehr zu zweifeln“ (26). Einige führen 7 an:¹⁾ Subsistenz, Irgendwosein, Aussereinandersein, Aufeinanderfolgen, Causalität und Machen, Einheit und Verneinung. Tönnies in Kiel hat als allerhöchste Gattung das Quod mit seinen beiden Arten Etwas und Nichts, ferner dann Ratio, Materie und Form, die er Namen nennt, und 4 andere, die bei ihm Grade heißen: Möglichkeit, Existenz, Aktualität und Aktus; denen werden dann noch 10 Verhältnisse beigelegt, darunter das Zugleichsein, Aufeinanderfolgen, Verneinen, Setzen, Miteinanderverknüpftsein, Getrenntsein²⁾ etc. Der Wolffianer, meint T., werde die Causalität und das Irgendwosein wohl schwerlich stehen lassen. Er selber, T., möchte das Denken ebensowohl als das Nacheinandersein aufgenommen wissen und zeigt damit, daß ihm Tafeln vorschweben, wie etwa die Lockesche von den ursprünglichen Ideen, wo unter anderem auch die perceptivity,³⁾ das Vermögen wahrzunehmen und zu denken, vorkommt. Bis auf derlei einfache Ideen müssen die Begriffe der Ontologie gebracht werden, wenn alle Undeutlichkeit verschwinden soll. Herrscht Streit, wie bei Causalität, Raum, Zeit, so gibt es eben wiederum nichts anderes, als „Lockes Weg“,⁴⁾ Rückgriff auf das, was man sich vorstellt, wenn man die betreffende Idee in den Gegenständen gewahr wird. Wer z. B. behauptet, zu dem Begriff „Machen“ werde mehr erfordert, als die Möglichkeit, daß eins aus dem andern erkannt werden kann, der muß dieses Mehr aus der Erfahrung angeben. — T. selbst hat jenen Wolffischen Causalbegriff ständig beibehalten. Ein Muster trefflicher Analyse sei der Kraftbegriff in Maupertuis'⁵⁾ Kosmologie.

Die Aufführung der 2. Ursache der Rückständigkeit der Metaphysik ist veranlaßt durch ein ebenfalls 1760 erschienenenes

1) Darunter Crusius, wie oben bemerkt.

2) Klingen in den beiden letzten Verhältnissen die Sätze des Nichtzutrennenden und Nichtzuverbindenden von Crusius an? — Auch Lambert in seiner 1764 niedergeschriebenen, 1771 veröffentlichten Architektonik zitiert Tönnies: „er zeigt, daß durch gehörige Kombination einiger ontologischer Grundbegriffe die übrigen bestimmt und herausgebracht werden können“ (Vorr. XX).

3) 2. B., 21. Kap., § 73.

4) Dies der Ausdruck von Tetens „Spekul.“ 1775, S. 35; von Kant her (z. B. Refl. II, Nro. 513) ist uns geläufig „Lockes Regel“.

5) Seit 1746 Präsident der Berliner Akademie (Harnack, Geschichte derselben, I, S. 293 ff.).

Buch über Sprachfehler, sowie durch die Bemühungen von Tönnies und Crusius, die wissenschaftliche Zeichensprache festzusetzen, die Leibniz und Wolff machen wollten, ohne dazu zu kommen. Wie verwirrend identische Benennung bei divergierenden Begriffsinhalten wirkt, hat man an Spinozas Substanz nachgewiesen, der zuerst einen eigenen Begriff von Substanz aufstellt, aus diesem dann aber Schlüsse zieht, als ob der gewöhnliche Substanzbegriff zugrunde läge.

Eine 3. Ursache ist: man führt zu wenig apriorische Untersuchungen, bei denen man den Begriff eines Dings auf seine Möglichkeit ansieht. Dieser Punkt kann aus Reimarus Vernunftlehre (1756) § 157 oder direkt aus Leibniz, etwa dem Aufsatz *Meditationes de cognitione, veritate et ideis* stammen. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, weil T. auch berührt, was Leibniz in jenem Aufsatz Causaldefinitionen heißt, ebenso den dort behandelten Gegensatz symbolischer und anschaulicher Begriffe. Dieser symbolische oder Zeichencharakter ist neben der Vielheit der Bestimmungen eines Dings in der Metaphysik im Gegensatz zu der bloß einer Art in der Mathematik die Hauptschwierigkeit für apriorische Deduktionen: man denkt bei solchen Begriffen die inneren Bestimmungen gar nicht, sondern stellt einige Verhältnisse gegen andere Dinge oder einige Möglichkeiten zu wirken und zu leiden vor, bringt es also bloß zur Stufe der Klarheit, zur Unterscheidung eines Dings von andern (wie Leibniz sagt, zu Nominal- nicht zu Realdefinitionen). So ist uns die innere Natur der Seele unbekannt; wir wissen bloß, daß etwas in ihr ist, was Vorstellungen wirkt. Der Gottesbegriff ist der einzige symbolische, dessen Möglichkeit sich aus dem Begriff erweisen läßt, weil¹⁾ auch die unbekannten Merkmale positiv sein müssen, nichts Verneinendes haben dürfen. — Im Hw.²⁾ hat T. den ja auch durch Wolff und Thümmig aufgenommen Gegensatz von symbolisch oder analog und anschaulich auch noch, aber faßt ihn als graduellen Unterschied: die Analogie mit den Objekten ist bei den anschaulichen völliger.

Ein weiterer wichtiger Punkt neben den 3 Hauptursachen, bei dem es sich aber weniger um die grundlegende Ontologie, sondern um die übrigen metaphysischen Disciplinen handelt, bei

1) Nach Wolff.

2) I, S. 87 ff.

dem auch nicht mehr die Mathematik Muster und Analogie bildet, sondern eher die Physik, — in der ja auch trotz Anwendung der Mathematik auf sie vieles dunkel ist, — besagt: wir haben noch nicht Erfahrungen genug, wie man sie in der Seelenlehre, Gottesgelehrtheit und Weltlehre braucht. Diese Wissenschaften, besonders die Experimentalpsychologie, wegen ihrer Erfahrungsbestandteile aus der Metaphysik fortweisen zu wollen, um in ihr nur notwendige, aus selbstgemachten Begriffen hergeleitete allgemeine Lehrsätze von jedem möglichen Ding und dessen Hauptarten zu haben, ist nicht zu empfehlen.¹⁾ Daß bei ihnen aber noch viel mehr Erfahrungen zu sammeln nötig ist, zeigt die doch am meisten ungeweihte Sätze enthaltende Erfahrungsseelenlehre. Nachtwandeln, Vorhersehen ist aus den Gesetzen derselben noch nicht zu erklären möglich. Die Verknüpfung seelischer und körperlicher Vorgänge ist uns zwar in einigen Fällen bekannt, aber wir wissen nicht genau, welche Veränderungen in der Seele mit den körperlichen Veränderungen verknüpft sind und inwieweit sie es sind.²⁾ Die Philosophen setzen gemeinlich diese letzteren [die körperlichen] aus den Augen, und überlassen sie den Physiologen, da doch ohnstreitig ist, daß, solange wir nicht nach dem Beispiel des Hrn. Prof. Krügers auf die Beschaffenheit des Körpers zugleich mit Acht geben, wir in der Erfahrungs-Seelenlehre niemals hinter die geheimen Wirkungen der Seele kommen werden“ (S. 61). — Krüger³⁾ in seinem „Versuch einer Experimentalseelenlehre“ von 1756 setzt die Seele als völlig vom Leib abhängig, wiewohl nicht mit ihm identisch, und will sie Experimentierens halber durch künstliche Veränderungen am Leib in aussergewöhnliche Umstände versetzen, wie die Natur in gewissen Krankheiten Beispiele eines körperlich-seelischen Experimentierens gebe. — Aus dem mangelhaften Erfahrungsstand resultieren in der Psychologie nach T. Erschleichungsfehler: man glaubt, es gebe Entschließung ohne antreibende Ursachen, es gebe einen physischen Einfluß der Seele in den Körper, es gebe mehr als eine Vorstellung in einem Augenblick oder im selben Augenblick mit der Vorstellung eine Vorstellung der Vorstellung, „welches alles ich . .

1) S. 4. 62; geht gegen Crusius.

2) Ähnlich „Klima“ 1759, § 4; Disput. 1760, These 15.

3) Vgl. oben die Disputation von 1760.

nicht habe erfahren können.“¹⁾ Die dunklen Vorstellungen werden von vielen noch geleugnet.²⁾ Selbst, daß es eine Empfindung vom Denken gibt, ist noch undeutlich.³⁾ Ohne vollständige historische Kenntnis der Wirkungen ist die Natur der Ursache, der Seele, die Frage, ob sie einfach oder zusammengesetzt ist, nicht zu entscheiden; nur Hypothesen sind möglich.

Dies die Gründe der Zurückgebliebenheit der Metaphysik. Nicht mit Recht werden noch die letzten beiden genannt: 5. die metaphysischen Wahrheiten könnten überhaupt über die Sphäre des menschlichen Verstandes hinausliegen. Die Grenze lasse sich, meint T., nicht mit Bestimmtheit ziehen. Vielleicht lasse sich bei der Seele noch vieles lernen, um ihre Einfachheit oder Zusammengesetztheit, Unsterblichkeit, Zustand nach dem Tod, wenn nicht zur Gewißheit, doch zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu bringen. Nur eine absolute Grenze gibt es: die symbolische Erkenntnis, wie wir sie von allen Substanzen haben, bei denen wir nur Vermögen, Fähigkeiten, Kräfte kennen, nicht aber innere positive Beschaffenheiten,⁴⁾ läßt sich nie in anschauliche umsetzen. Aber das zu unserer Glückseligkeit nötige Wissen, das wir über Welt, Seele, Gott noch erhoffen, braucht auch nicht notwendig anschaulich zu sein. — 6. Vorurteile, besonders theologischer Art oder der aristotelischen Tradition, stehen im Weg.⁵⁾ Aber Cartesius warf alle Vorurteile weg und brachte doch in Metaphysik wenig zustand, kam kaum weiter als die Alten.⁶⁾

1) cf. auch Disput. 1760, These 4.

2) So von Eschenbach, Metaphysik § 45, während Reinhard anderer Ansicht ist (Rostocker Gel. Nachr. 1759, S. 400).

3) Crusius hat diese „innere Empfindung“.

4) Hallers bekannter, von Goethe zurückgewiesener Vers:

Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaffner Geist.
Zu glücklich, wann sie nur
Die äußere Schale weist.

cf. auch T. Hw. I, S. 91. — Im Widerspruch mit der Monadenmetaphysik stimmt Leibniz in diesem Punkt mit Locke überein (Riehl, Kritizismus I², S. 79).

5) Dieser Gesichtspunkt stammt von Leibniz, cf. T. „Spekul.“ 1775, S. 78: Leibniz führe die Abwesenheit von Vorurteilen als Vorzug der Mathematik auf.

6) T. verschärft also das Selbsturteil des Cartesius über seine Spekulation (in der „Abh. v. d. Methode“), verlegt dessen Hauptbedeutung in die Mathematik (S. 58) u. Physik (S. 9).

Treten wir in die Besprechung dieser Schrift ein, die unter den kleineren für Kennzeichnung des allgemeinen Standpunkts von T. zusammen mit „Spekul.“ 1775 die wichtigste ist, auch wenn sie bei Kordes kein Sternchen besitzt. Im Zusammenhang mit der Gegnerschaft gegen Wolff und seine Empfehlung der mathematischen Methode in der Philosophie, die auf syllogistische Herunterführung des gesamten Wissenssystems von obersten für sich evidenten Prinzipien hinauskommt, taucht um diese Zeit die Frage auf, ob diese Methode die richtige sei. Die Berliner Preisaufgabe für 1763 zeigt dies. Unsere vorliegende Schrift stellt die Vorbildlichkeit der mathematischen Methode nicht in Frage, sie zieht aus derselben noch auf lange hinaus Aufgaben für die Philosophie, in Gewinnung eines festen in sich gegründeten Ausgangspunkts, in Schaffung einer passenden Zeichensprache, in apriorischen Begriffsuntersuchungen. Aber Allheilmittel ist sie nicht. Die Metaphysik, die mit Wolff eben nicht bloß die Ontologie, sondern schließlich alles Wissen umfaßt, braucht auch — noch mehr Erfahrung.¹⁾ Kant in Beantwortung jener Preisaufgabe kommt zu einem andern Resultat. Die Nachahmung der mathematischen Methode in der Metaphysik ist ein Irrtum, weil die Diskrepanz beider Wissenschaften zu groß ist, sofern die Mathematik synthetisch, die Philosophie analytisch zu verfahren hat, sofern die mathematischen Zeichen veranschaulichen, die philosophischen nicht, sofern in der Mathematik nur wenige unauflösliche Begriffe sind, in der Philosophie unzählige, überhaupt das Objekt der Mathematik leicht und einfach ist, nur etliche klare Grundlehren der Größen- und Raumlehre umfaßt, das der Philosophie schwer und verwickelt. Nun hat ja auch T. Differenzpunkte zwischen Mathematik und Metaphysik bemerkt, zum Teil auf die nämlichen aufmerksam gemacht wie Kant. Nur geht er nicht so weit, diese über die Gleichartigkeit zu stellen und die Vorbildlichkeit der mathematischen Methode wegen ihrer ganz zu verwerfen. Auch Kant bleibt übrigens nicht konsequent bei seinem Nein. „Die Metaphysik hat demnach keine formale oder materiale Gründe der Gewißheit, die von anderer Art wären als die der Meßkunst.“²⁾ Hält man bei Kant sich an dieses Zugeständnis, und arbeitet T. die Differenzpunkte noch etwas antithetischer heraus, so können T. und Kant sich die Hand reichen,

1) Mit Eschenbach, gegen Crusius.

2) Akad. Ausg. II, S. 295: 3. Betr. Schluß.

ein Schauspiel, das wir in „Spekul.“ 1775 sehen werden. Gemeinsam ist ja jedenfalls beiden Wissenschaften das Ruhen auf in sich evidenten Grundbegriffen, mögen diese wie in der Mathematik gegeben oder wie in der Metaphysik erst zu erarbeiten sein.

Das Erarbeiten dieser Grundbegriffe geht vor sich im Geschäft der Analyse, das T. als ersten Punkt empfiehlt. Bei diesem interessiert uns die eklektische Gleichsetzung des Ziels der Lockeschen und der Leibnizischen Analyse, ferner die bestimmte Zerteilung des Analysisresultats: Empfindungen und durch Abstraktion gebildete Ideen, und endlich die Tafel der letzteren Ideen selbst. Einmal: Der Empirismus, der sein Hauptaugenmerk bei der Erkenntnis auf den sinnlichen Bestandteil richtet und den intellektuellen dabei möglichst weit zurückdrängt,¹⁾ verfolgt mit der Analyse in erster Linie den kritischen Zweck, aus Mißtrauen gegen die abstrakten Denkgebilde, welche besonders in der Metaphysik, aber auch sonst so häufig dem Schein, der Täuschung in die Hände arbeiten, sie möglichst stark an ihre Sinnlichkeitsunterlage, das Wahrnehmungsbild²⁾ zu binden. Es ist also eine Giltigkeitsfrage, die er damit lösen will, daß er vom Begriff weg auf die diesen füllende Sinnlichkeitsunterlage sieht, sie zerlegt und zugleich deren Herkunft erforscht. Was im Wahrnehmungsbild von der Empfindung stammt, ist objektiv giltig (gemäß der realistischen Definition der Wahrheit als Übereinstimmung mit dem Gegenstand); das anders woher, aus der Einbildung Stammende ist abzuweisen. Voraussetzung bei diesem kritischen Zweck der Analyse ist, daß die Herkunft der einzelnen Bestandteile, die zusammen die Sinnlichkeitsgrundlage des Begriffs bilden, durch psychische Beobachtung, etwa durch unmittelbare oder mittelbare Erinnerung oder durch bestimmte Anzeichen am Sinnlichkeitsbestandteil selbst (gewisse Stärke, Lebhaftigkeit etc.) erkennbar sei. Die Zerlegung müßte dabei nur so weit gehen, als die Stücke einheitlicher Herkunft sind. Mit dieser Endstufe der Analyse hat sich aber bekanntlich Locke nicht begnügt, sondern er will zum Einfachen, qualitativ Letzten, zu den Elementen dringen. Wie Prémontval, Lamberts

1) Den intellektuellen Bestandteil ganz auszuschalten, gelingt keinem historischen Vertreter des Empirismus.

2) Die „Idee“ der Engländer schillert zwischen Begriff und Wahrnehmungsbild, die beide ja dem Inhalt nach in Rapport stehen und sich nur in der Existenzweise (ideell-räumlichzeitlich) unterscheiden.

Akademiekollege, es ausdrückt, es handelt sich um das Problem eines „Alphabets, Syllabars oder Wörterbuchs der menschlichen Gedanken“. ¹⁾ Offenbar ist bei dieser Superlativierung des Analyseziels der Atomismus Pate gestanden, der aus realen Elementen den Aufbau des Objekts aufzeigen will, was dann hier auf ideellem Boden sich wiederholt.

Liegt beim Empirismus eine Art Zielwechsel in der Analyse vor, statt kritischer Erforschung der psychologischen Genesis Eruierung der Elemente, so steht beim Rationalismus die logische Arbeit im Vordergrund, die begriffsbestimmend wirken soll. Auch der Rationalismus „dekomponiert“ das Anschauungsbild, wenn er es freilich nicht als bleibenden Wissensboden, wozu der Empirismus leicht neigt, sondern nur als Fundgrube für die herauszuhebenden Begriffsmerkmale behandelt. Ziel ist, auf immer differenziertere Merkmale zu kommen.

Aber hinter diesem ersten Ziel der Analyse drängt sofort das zweite herein, daß sie Vorarbeit liefern soll für die Synthese, daß sie immer höheres Allgemeines bis hinauf zum höchsten entdecken soll, welches dann den Ausgangspunkt bildet für deduktive Herunterführung der Erkenntnis ins Besondere und Einzelste hinein. Mit verhängnisvoller Identifizierung von empiristischer und rationalistischer Analysis wird dann das Einfachste des Anschauungsbilds dem begrifflich Allgemeinsten gleich gesetzt, die Elemente ohne weiteres als Fundamente behandelt. So bei Wolff.

Bei T. steht der von Locke herstammende kritische Zweck in der jetzigen Schrift noch zurück; nur bei Streitigkeiten sei Lockes Regel zu befolgen. Auch der rationalistische Zweck, Vorarbeit für Synthese, wird wie jener erst 1775 deutlich.

Was die bestimmte Zerteilung des Analysisresultats in Empfindungen und in Ideen, die durch Abstraktion gebildet sind, betrifft, so wird hier der traditionelle Gegensatz von Erfahrung und Vernunft, Sinnlichkeit und Verstand maßgebend gewesen sein. Bei beiden Arten erwähnt T. Lockes Verdienste um dieselben. Nur sei er der ersten Art gegenüber in der Analyse nicht immer weit genug gegangen, was übrigens zum Teil in der Natur der Empfindungen selber liege, welche als Empfindungen stets einen Rest von Verworrenheit behalten — eine auch sonst beliebte,

1) R. Zimmermann, Lambert der Vorgänger Kants in Denkschr. der Wiener Akad., phil. hist. Kl., 29. Bd. 1879, S. 74 f.

übrigens durch Lockes Lehre von den sekundären Qualitäten selbst nahe gelegte Verbindung von Locke und Leibniz. Wenn T. mit Bezug auf die zweite Art sagt, auch von ihnen habe Locke die letztliche Entstehung aus Empfindungen erwiesen, so bleibt dahingestellt, ob er es schon in dem speziellen Sinn meint, solche Begriffe müssen aus der Reflexion, der Quelle der inneren Erfahrung geschöpft sein, oder in dem allgemeineren, sie müssen als Bestandteile eines Erfahrungskomplexes vorkommen, aus dem Ganzen eines solchen, dessen Unterlage die Sinnesempfindungen sind, abstrahiert sein.¹⁾

Sehen wir die von T. erwähnten Tafeln der Grundbegriffe noch etwas an. Tönnies in Kiel zeigt, wie Wolff auch, scholastische Einflüsse. Die meisten, wie T. selbst, gehen in den Bahnen Lockes, dessen Prinzipiosigkeit verewigend. Übrigens korrigiert T. auch Locke, welcher die Relationen nicht den einfachen, sondern den komplexen Ideen zugewiesen hatte: die Relationen setzen zwar zwei Relationspole voraus, aber die Idee der Verknüpfung derselben sei darum doch einfach.²⁾ Spekulativen Leibnizischen Theorien geht er möglichst aus dem Weg, etwa der Gleichsetzung der letzten begrifflichen Analysisprodukte, der unauflöslichen Begriffe, mit den unbedingten Eigenschaften Gottes.³⁾

Die 3 Ursachen für Zurückgebliebenheit der Metaphysik, speziell der Ontologie, Mängel der Analyse, der Terminologie und der logischen Arbeit an den Begriffen betreffend, sind unstreitig richtig und wichtig, aber sie bezeichnen mehr zeitlose Forderungen und gehen auf die radikale Anfeindung der Metaphysik nicht ein.⁴⁾ Die Annahme, die metaphysischen Wahrheiten könnten über die Sphäre des menschlichen Verstandes überhaupt hinausliegen, wird leichthin abgewiesen. Nur die eine Grenze, die des Unterschieds zwischen absoluten und relativen Merkmalen erkennt er an, zugleich mit der Bemerkung, daß ja das metaphysische Wissen nicht

1) Für letzteres cf. Eschenbach oben pag. 30: Der Mathematiker macht seine Begriffe durch „Absonderung von sinnlichen Dingen“; Crusius oben: die unauflöslichen Begriffe kann man nicht selber wieder zergliedern, sondern nur das Ganze, an dem sie angetroffen werden. — Diese Auffassung ist die wahrscheinlichere.

2) „Ursachen“, S. 25.

3) cf. die Abh. *Medit. de cognit. etc.*, die T. vielleicht, wie oben bemerkt, bei dieser Schrift vorlag.

4) So ja auch Eschenbach oben pag. 28.

notwendig zu ersterer Gattung gehören müsse. Erfahrung ist ihm kein Drohwort, sondern wie Eschenbach eigene Parole. Sie kehrt sich nicht gegen die ontologische Wissensspitze, sie hilft in allen Zweifelsfällen (cf. Lockes Regel) die obersten Begriffe entdecken und bestimmen. Vollends in der Theologie, Kosmologie, Psychologie ist sie Prinzip alles Wissensfortschritts. Je mehr es auf diesen Gebieten gelingt noch Erfahrungen zu sammeln, desto mehr lichtet sich das seitherige Dunkel. Und wenn nicht alle Finsternis weicht, so doch mit letzter Hilfe der relativen Erkenntnisse so viel, als zu unserem Glücke nötig ist. Bei den Disziplinen tritt bemerkenswert hervor die liebevolle Hinneigung zur empirischen Psychologie. Die ausführlich genannten einzelnen Kontroverspunkte in derselben bezeugen das eigene Forscherinteresse auf diesem Gebiet. Die sonst sog. rationale Psychologie wird in eine Abhängigkeitsstellung zur empirischen gesetzt: ob die Seele einfach ist oder zusammengesetzt, kann nur auf Grund eines möglichst umfassenden Erfahrungsbeweises entschieden werden. Vergleicht man vorliegende Schrift mit dem Hw. in psychologischer Beziehung, so könnte man eine Diskrepanz zwischen ersterer und dem Vorwort zu letzterem konstatieren wollen betreffs der Stellung zu physiologischen Studien. Es liegt aber kein sachlicher, nur ein taktischer Unterschied vor. 1760 ist T. für Hereinnahme der Physiologie durch Krüger erwärmt und verspricht sich davon wesentliche Förderung. 1777 ist das unmittelbar vorangegangene beherrschende Ereignis Bonnet und die an ihn anschließende mechanische Philosophie, welche jenen physiologischen Gesichtspunkt übertrieb. Deshalb hält es T. hier für geraten, Hemmschuh einzulegen, jedoch unter Festhaltung seines früheren Standpunkts: es ist „ein neuer Gesichtspunkt, wenn man die Seelenveränderungen sich von der Seite vorstellt, wo das Gehirn Anteil daran hat, und dieser kann eine Gelegenheit geben, sie besser und völliger zu sehen“. ¹⁾

b) Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen
des Daseins Gottes.

Etwa ein Jahr nach dieser Schrift, vermutlich in der zweiten Hälfte²⁾ des Jahres 1761 erschien im selben Verlag die Abhandlung

1) Hw. Vorr. XIV.

2) T. nennt schon die ebenfalls 1761 erschienenen „Kosmol. Briefe“ von Lambert, S. 41.

über die Gottesbeweise¹⁾. Die einzelnen Beweise werden nicht nur historisch aufgeführt, sondern an einem Maßstab gewertet. Am meisten Eingang wird ein Beweis finden, der sich auf kein besonderes Lehrgebäude stützen darf, keine mit scharfem Nachdenken erst auszumachenden Wahrheiten voraussetzt, sondern aus wenigen und jedem bekannten Sätzen besteht und gemeinfaßlich folgert. Ist er zugleich apodiktisch, so hat man den besten²⁾. Diesem Ideal strebt T. zu mit dem zuletzt und zwar in dieser Gestalt als sein Eigentum aufgeführten Beweise. Die zunächst genannten Beweise a priori, die auf Anselm und Deskartes zurückgehen und von Leibniz und Wolff verbessert wurden, kann T. zu seinem gegenwärtigen Zweck nicht brauchen. Aus der Möglichkeit einer wahren Realität auf die Wirklichkeit derselben schliessend sind sie zu schwer, nur für die größten Philosophen, nicht ohne die tiefsinnigsten Voraussetzungen einzusehen. Unter den Argumenta a posteriori befinden sich wahrscheinliche und apodiktische. Die wahrscheinlichen sind faßlicher, die apodiktischen stärker³⁾. Bei jedem Vernünftigen vertritt der höchste Wahrscheinlichkeitsgrad die Stelle der geometrischen Gewißheit⁴⁾. Unter die wahrscheinlichen Argumente fallen physische und metaphysische. Gegen beide Arten wendet sich Hume, „der Pyrrhonist unserer Zeiten, dessen vortreffliche Phantasie oft durch Irrwische von dem rechten Wege abgeleitet wird.“⁵⁾ Den metaphysischen Beweisen, die apodiktisch sein wollen, spricht er blos Wahrscheinlichkeit zu, weil man von der Wirkung auf die Ursache niemals stärker als wahrscheinlich schließen könne. Auch die physischen Beweise werden getroffen durch „seine halb wahren halb falschen Erinnerungen“. Das beste brachte bei ihnen bis jetzt Newton bei, „dessen Vorstellungen das stärkste, aber in der Kürze des Ausdrucks verschlossenes Licht sind“;⁶⁾ er argumentiert aus der

1) Vgl. oben pag. 12.

2) S. 14 f.

3) S. 19. 22.

4) S. 27. 57. Diese aus Locke stammende (B. 4, Kap. 15, § 2) Position wird auch Hw. I, S. 529 gegen Hume gewendet.

5) S. 21. Auch sonst wird Hume damals mit früheren Skeptikern verglichen; Dommerich, Gedanken über den Skeptizismus 1767, S. 98 sagt, Hume habe im Skeptizismus der Nachfolger Bayles werden wollen. Über Humes Zugeständnis eines „akademischen“ Skeptizismus cf. Riehl, Kritiz. I², S. 103 f.

6) S. 49.

Ordnung in dem Lauf der Himmelskörper. Man muß eben die Atheisten, welche die Abweichung der Weltmaschine von einer künstlichen in die Abwesenheit eines Urhebers setzen, damit widerlegen,¹⁾ daß man die auf einen Künstler hinweisenden Momente recht ins Licht setzt, die (von Newton schon genannte) Ordnung, die von einander entfernten Bahnen der Himmelskörper, die Möglichkeit die Teile auseinander zu legen, ohne daß sie reißen, die Unmöglichkeit, daß ein neuer Planet aus dem Auswurf der übrigen entsteht etc.

Höher stehen die apodiktischen Beweise, die aber doch bloß aposteriorisch sind, weil sie etwas Wirkliches voraussetzen, das man empfindet. Dieses Wirkliche muß als Wirkung dargetan werden, die eine Ursache erfordert, und das Gegenteil des Dargetanen muß unmöglich sein. T. stellt 2 Sätze heraus, in denen sein Beweis verläuft. 1. Es sind in der Welt Reihen von Ursachen und Wirkungen, 2. diese Reihen, die in der Welt sind, haben einen Anfang gehabt. Von der ersteren Tatsache überzeugt jeden, auch wenn er ein Egoist²⁾ wäre, die eigene innere Empfindung. In meiner Seele sind wechselnde Gedankenreihen, zugleich aber etwas unverändert Fortdauerndes. Aber auch in der äußeren Erfahrung treffe ich daſelbe, kraftbegabte Substanz, die bleibt, und wechselnde Bestimmungen. Mit Buchstaben: An A befindet sich a, das ändert sich in b, c; an B m, das ändert sich in n etc. Der zureichende Grund der Änderungen in b, n liegt nun aber nicht in den unveränderten A, B, sondern A mit a zusammen, B mit m zusammen waren die Ursachen der erfolgten Wirkung. Das Unveränderte in der Welt kann nicht die Ursache der aufeinanderfolgenden Veränderungen sein. Da nun aber nach dem zweiten Satz diese einen Anfang, das in A befindliche a eine Ursache haben muß, so muß man über die Welt hinausgreifen, auf Gott. „Somit ist Gott durch die Vernunft gefunden.“³⁾

Die Ansicht, daß das a an A, d. h. die veränderliche Bestimmung am Unveränderlichen, sowohl eine innere als eine äußere, d. h. aus der Relation zu Anderem erwachsende sein

1) Eschenbach, Metaph. S. 494: „nur muß man die Einwürfe des Atheisten heben, der da leugnet, daß man von der Regelmäßigkeit und Kunst eines Werks auf einen verständigen Baumeister schließen kann“.

2) Idealist, Solipsist.

3) S. 76. Durch die Vernunft = syllogistisch.

kann, scheidet T. vom „System der vorherbestimmten Übereinstimmung“, das nicht nur wider den Satz des zureichenden Grundes streitet, sondern auch wider den Satz: keine Veränderung entsteht ohne Ursache;¹⁾ ein Seitwärtsstoß auf einen Körper, der dessen Richtung und Geschwindigkeit ändert, wäre ohne Ursache²⁾. T. ist ein Verehrer von Leibniz, wenn auch kein blinder. Er nennt ihn den „Erfinder des Satzes des zureichenden Grundes und der verneinten gänzlichen Ähnlichkeit“, obgleich andere vor ihm zuweilen ähnliche Gedanken geäußert haben.³⁾ Er ist geneigt, dem Leibniz-Wolffschen Satz vom Grund volle Allgemeinheit zugestehen — worüber eben in jenen Jahren Streit war.⁴⁾ Aber gerade mit diesem Satz vom Grund verträgt sich nicht der von der prästabilierten Harmonie.⁵⁾ —

Die Schrift kommt hinaus auf Empfehlung des kosmologischen Arguments, das populär und doch zugleich möglichst scharf und knapp zu faßen versucht wird. Ja über der Knappheit leidet die Schärfe Not, sofern der unveränderliche Faktor A, weil er allerdings die Veränderungen allein nicht zu erklären vermag, stillschweigend aus dem Spiel tritt. Die Negierung der Anlehnung an ein bestimmtes Lehrgebäude erklärt sich aus dem Eklekticismus und aus Vorliebe für Tatsachenausgang.⁶⁾ Bemerkenswert ist, daß T. bei der Kausalität hier schon, wie später, die Frage eines ideellen oder realen Vorgangs auf sich beruhen läßt, jedenfalls aber den ideellen als den primären behandelt.⁷⁾ Den Humeschen Satz, daß man von der Wirkung auf die Ursache niemals stärker als wahrscheinlich schließen könne, hat T. später durch das Prinzip der Analogie modifiziert, sofern dieses, wenn einmal zu einer Wirkung die Ursache gefunden ist, von der Beschaffenheit der Wirkung aus einen Schluß von „nicht zu bezweifelnder völliger Gewißheit“ auf die Beschaffenheit der Ursache zuläßt.⁸⁾

1) Im Hw. leitet T. letzteren Satz aus ersterem als Spezialfall ab I, S. 505.

2) S. 64 f., Anm.

3) S. 44, Anm.; offenbar nach Eschenbach § 25: Leibniz der Erfinder des Grundsatzes des zur. Grundes, der aber selbst sage, er habe ihn dem Archimedes abgelernt; § 27: L. der Erfinder des Grundsatzes des Nichtzuunterscheidenden.

4) Geht gegen Darjes u. a., die diese Allgemeinheit bestritten. — cf. schon Disput. 1760, These 11.

5) Die meisten Leibnizianer gingen zum influxus über.

6) Hw. I, S. 294: „Der Geist des Systems“ als Fehlerquelle.

7) „Spekul.“ S. 75 ff.; Hw. I, S. 505 f.

8) Hw. Vorr. XX; Gottesbegriff 1783, S. 17.

Die Anregung zu diesem Prinzip kommt von Bonnet.¹⁾ Bezüglich Humes ist es bei T. wie sonst charakteristisch, daß zunächst seine religiösen Anschauungen Eindruck machen.²⁾ Aber viel will es bei einem Mann gegenteiliger Ansicht heißen, wie weit er ihn anerkennt („vortreffliche Phantasie“, „halb wahre . . . Erinnerungen“), wie er ihm sofort eine epochemachende Bedeutung einräumt („Pyrrhonist unserer Zeiten“). Von jetzt an verliert er ihn nie mehr aus den Augen. Nur noch in der Entwicklung Kants haben wir eine Parallele zu diesem Eindruck des sonst in Deutschland gern kurzerhand abgewiesenen Schotten auf einen zeitgenössischen Deutschen.

Kant hat in diesen Jahren³⁾ auch eine Schrift über vorliegende Materie geschrieben: „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes.“ Darin geht Kant einen Weg, den T. wohl auch kennt und billigt, jedoch wegen seiner popularisierenden Absicht als zu schwierig beiseite läßt, den des ontologischen Beweises. Er sucht diesen zu verbessern. Aber auch seiner Fassung liegen die „tiefsinnigen Voraussetzungen“ zugrund, die T. konstatiert, hier die des Platonismus, eines Präformationssystems zwischen Welt des Gedankens und Welt der Dinge, das je nach Bedürfnis die eine Welt an Stelle der andern treten läßt. Den kosmologischen Weg hat Kant nicht völlig verworfen, ihm sogar, besonders bei der anschaulichen Darstellung des Reimarus in seinem Buch von der natürlichen Religion 1754, den Vorzug allgemeinerer Eindrucksfähigkeit zugesprochen.⁴⁾ Aber man wird dabei „jederzeit nur auf irgend einen unbegreiflich großen Urheber desjenigen Ganzen, was sich unseren Sinnen darbietet, schließlich können, nicht aber auf das Dasein des vollkommensten unter allen möglichen Wesen.“ Wem es um „Schärfe der Demonstration“ zu tun ist, dem bleibt die ontologische die einzige. Später wüßte Kant gegen die kosmologische Beweisführung noch mehreres zu sagen.⁵⁾ Nur die Differenz, daß T. sie

1) Hw. Vorr. XXII.

2) Schon 1755 hatte Sulzer Deutschland mit Hume bekannt gemacht durch Übersetzung der Unters. ü. d. menschl. Verstand, Riehl, Kritiz. I², S. 309; Harnack I, S. 412.

3) 1763, vor der Preisschrift.

4) 3. Abt. § 4.

5) cf. z. B. Kr. Kehrb., S. 480.

zu den aposteriorischen Argumenten zählt, darf nicht übertrieben werden.¹⁾

4. Die psychologischen Aufsätze.

a. Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen 1759.²⁾

Besonderes Interesse erheischt die Gruppe der frühesten psychologischen Schriften. Schon die Alten, führt die erste derselben aus, Aristoteles, Tacitus, Plinius u. a., hatten Aeüßerungen über Klimaeinflüsse getan, namentlich über solche des nordischen Klimas; Montesquieu³⁾ leitete die Trunksucht, Rousseau⁴⁾ die rusticité der Deutschen aus dem Klima ab. T. findet Schützes Anmerkungen dagegen gegründet — dieser hatte z. B. gesagt, das Klima sei immer dasselbe, jedoch Römer und Griechen nicht mehr wie früher —; aber doch will T. nicht allen Einfluß des Klimas auf das Gemüt des Menschen geleugnet wissen. Daß ein solcher bestehe, sei sicher; worin er bestehe, sei freilich schwer zu sagen. Einerseits wirke das Klima auf den Körper und die Nerven, besonders die Empfindungsgefäße, was man, auch ohne Krügers Physiologie zu kennen, an sich selbst erfahre. Andererseits richte sich, wie Psychologen und Physiologen sagen, die verschiedene Denkungsart des Menschen nach dem Bau des Gehirns und der Nerven, was man zugeben könne, ohne den einzigen Grund des Unterschieds zwischen einem Newton und einem Sancho Pansa in Verschiedenheit dieser Organe zu setzen. Die Nerven seien Werkzeug der Empfindung, die Empfindung die bestimmende Grundlage der Denkungsart, also wirke das Klima, das die Nerven beeinflusse, auch auf die Denkungsart. Im Nationalcharakter erhalte sich trotz Umschmelzungen durch Wissenschaft, Handel, Verkehr mit anderen Völkern, veränderte Lebensart etwas Unveränderliches, wie Gallier und Franzosen etc. zeigen. Für dieses Unveränderliche sei freilich das Klima nicht der einzige Grund, aber einer neben anderen teils ebenfalls äußeren (Erziehung, Nahrung, Erkenntnis) teils inneren (Grund

1) Kr. Kehr., S. 477: „Also hebt der Beweis eigentlich von der Erfahrung an, mithin ist er nicht gänzlich a priori geführt.“ So auch Wolff.

2) Oben pag. 12.

3) Esprit des lois 1748.

4) Ursprung u. Gründe der Ungleichheit unter den Menschen 1758.

des Gemüts, Triebe und Neigungen). Den Klimaanteil zu bestimmen, müßte man das Verfahren der Mathematiker anwenden können, welche, wenn sie die besonderen Wirkungen einer Ursache finden wollen, alle anderen mitwirkenden absondern und die Sache unter solchen Umständen setzen, daß keine als die gegebene Ursache in dieselben einfließen könne. Man müßte zwei gleiche Völker oder Menschen, möglichst dem Rousseau'schen Naturzustand nahe, am Pol oder Äquator stationieren und die Abänderungen an Körper und Seele konstatieren. In Ermangelung solch günstiger Voraussetzungen seien behufs Gewinnung einer gründlichen Urteilsunterlage etliche Regeln zu befolgen, die er nennt; z. B. mit Beobachtungen lieber bei ungesitteten Nationen beginnen als bei kultivierten, da in den Hütten der Samojeden und Kalmüken die Faktoren noch weniger kompliziert seien als in den Palästen zu Paris; ferner: die Beobachtungen nicht bloß auf etliche Individuen bauen, sondern wirklich aufs ganze Volk. — Diese Erstlingsarbeit zeigt schon ganz das T'sche Gepräge, sachlich, den Extremen abhold, die Wahrheit in der Mitte suchend. Die Wärme für Krüger fanden wir auch in den „Ursachen“. Die Methode der Mathematiker, auf Abwesenheit von Konkurrenzursachen zu dringen, hat T. für Kausaluntersuchungen immer festgehalten.¹⁾

b) Die zwei Aufsätze „Schreiben an den Pastor Volquarts“ 1761 und „Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen“ 1762.²⁾

Der erste sagt: Hat Helvetius Recht, sind nur die äußeren Umstände an der Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen schuld, an der Tatsache, daß ein Dummkopf nicht so schließen kann wie Leibniz und Catilina nicht die Gesinnungen des Cicero hat, so ist es der Erziehung beizumessen, daß so viele einfältig und die meisten lasterhaft sind. Helvetius hat nichtige Gründe zum Erweis der Materialität der Seele, wie jedem in die Augen fällt, der das Bewußtsein unserer selbst nur einigermaßen kennt; trotzdem aber auch vortreffliche Sätze, eine ausgebreitete Kenntnis der Triebfedern und Eitelkeiten des menschlichen

1) Hw. I, S. 315, und später.

2) Oben pag. 13.

Herzens. — Zu den äußerlichen Umständen gehört neben der schon genannten Erziehung Lebensart, Geschäfte, hinzukommende Krankheiten etc.; die innerlichen Bestimmungen umfassen außer denen der Seele auch die des Körpers,¹⁾ z. B. Einrichtung des Gehirns, Beschaffenheit der Empfindungsgefäße. Die mehr blos angedeutete Gesamtposition ist: Es ist an der Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten des Menschen, folglich an seiner Art zu denken, folglich an seinen Neigungen weder allein die Verschiedenheit der äußerlichen Umstände, noch allein die verschiedene Einrichtung des Gehirns, wie sich einige Neuere überredet, noch allein der Unterschied der Seelen die Ursache, sondern in der Tat kommen alle 3 Ursachen oder, wenn die beiden letzten auf eine, nämlich die angeborene Verschiedenheit gebracht werden, beide Ursachen zusammen, um die Menschen so verschieden zu machen, als sie wirklich sind. In der Seele nämlich ist eigentlich nur eine einzige Grundfähigkeit, die nach Verschiedenheit der Objekte und der Art zu wirken verschiedene Namen bekommt. Der Inbegriff aller dieser zunächst der Erkenntnisseite angehörigen Fähigkeiten, von Baumgarten „Kopf“ genannt, ist zum Teil angeboren (Mutterwitz), zum Teil durch Übung erlangt im Wechselspiel mit den Objekten. Durch letzteren Prozeß setzt sich die Denkungsart. In ihr liegt der Grund aller Neigungen und Triebe, der Grund der Verschiedenheit der letzteren und folglich des ganzen Gemüts. Wollte man Hauptklassen der Neigungen machen, so ist die gemeine Lehre von ihnen und die bekannte Vierteilung in cholerisch etc. wenn nicht ganz unnütz, doch unvollständig; man müßte vielmehr den Einteilungsgrund aus der Verschiedenheit der wahren oder vermeintlichen Vollkommenheiten, deren Besitz vorzüglich die Glückseligkeit nach der Menschen Vorstellung ausmachen soll, hernehmen. Dies alles ist aus der Erfahrungsseelenlehre leicht zu ersehen. — Wir bemerken hier, wie auch noch bei Sulzer, die psychische Zweiteilung in theoretische und praktische Seite und letztere leibnizisch-wolffisch in Abhängigkeit von ersterer. Gemüt ist Sammelname für die praktische Seite.

Diese Gedanken, speziell betreffs der Klassifikation der menschlichen Gemüter, treten im zweiten Aufsatz noch deutlicher hervor. Bis Sulzer seine Untersuchung der Grundtriebe geliefert hat, die das Geschlechtsregister der Neigungen vielleicht

1) Auch nach Hw. I, S. 384 ff.

mehr als seither erhellen wird, will T. seinen in dieser Materie bishero gemachten Versuch im Abriß vorlegen. Die Seele wird definiert als denkende Kraft, der das Bestreben zu denken so natürlich ist als dem Feuer das Brennen. Denken ist dabei im weiteren Sinn genommen, es spezifiziert sich in 3 Vermögen: Empfindung, Phantasie (bald Dichtungsvermögen, bald Witz, bald Gedächtnis) und Denken im engeren Sinn (Achtgeben, Überlegen, Verstand und Vernunft zeigen). Beim Denken im engeren Sinn hat die Seele etwas mehr Arbeit als bei den Empfindungen.¹⁾ Diese Fähigkeiten sind bei allen Menschen da, aber in verschiedener Stärke und verschiedenem Verhältnis zu einander: bald überwiegt das Empfinden, bald die Phantasie, bald die Vernunft. Umarbeitung der Köpfe ist möglich durch Übung der einen gegenüber der anderen Fähigkeit, aber nur bis zu einem gewissen Grad: Dichter müssen geboren werden, mittelmäßige Qualitäten werden nie Genies etc. — Auf der praktischen Seite unterscheidet T., offenbar weil er sich über die Freiheit weiter besonnen hat, zwischen Trieb und Neigung. Ein beständiger Trieb zu wirken ist das Wesen einer Kraft, z. B. bei einer elastischen Feder. Außerdem hat die Seele die Fähigkeit des Begehrungsvermögens oder Willens in weiterem Sinn, d. h. das Vermögen, sich frei auf einen Gegenstand zu bestimmen oder es zu unterlassen. Neigung ist Sache dieser Freiheit, eine elastische Feder hat sie nicht. Die Seele hat von sich aus gern die Harmonie zwischen Naturtrieb und freier Neigung. Der Grundtrieb geht auf innere Veränderungen, und die damit harmonisierende Neigung der Seele zugleich — im Unterschied von Leibnizischen Monaden — auf Bewußtsein dieser Veränderungen. Beides zusammen gibt Gedanken im weiteren Sinn. Statt Bewußtsein steht auch Gefühl: ohne Gefühl seiner selbst, seiner Veränderungen würde kein Vergnügen noch Glückseligkeit stattfinden. Der Zustand, da das Denken am besten von statten geht, ist der Zustand der größten Vollkommenheit. So kann man auch sagen, die Seele sucht Vollkommenheit.²⁾ Diejenigen Gegenstände erleichtern das Denken am meisten, bei denen das Mannigfaltige in der Einheit ist und sich also vieles auf einmal überschauen läßt. Solche Gegenstände

1) Meckl. Nachr. 1762, S. 326.

2) cf. Disput. 1760, These 8.

findet die Seele angenehm oder schön, wie Sulzer in jener Abhandlung dartat.¹⁾

Damit, daß die Neigungen sich auf die Gedanken richten, ist gegeben eine Abhängigkeit der praktischen von der ihr parallel gehenden theoretischen Seite. Heißt man den Inbegriff aller Neigungen Temperament und den Inbegriff der Erkenntnisfähigkeiten Kopf, so kennt man das Temperament, wenn man den Kopf kennt; jeder Zug beim Kopf entspricht einem Zug im Temperament. Eine Einteilung der Temperamente muß sich also auf eine Einteilung der Denkkraft stützen. Diese kann entweder mehr auf eine intensive oder mehr auf eine extensive Klarheit gehen, d. h. entweder mehr auf eine resp. wenige Ideen oder auf mehrere zumal. Bei beiden Arten entsteht je die Unterart, daß das Vermögen stark oder schwach sein kann. So bekommt man die 4 Hauptgruppen: intensives starkes Denken, 2. intensives schwaches Denken, 3. extensives starkes und 4. extensives schwaches Denken. Diesen 4 Rubriken des Denkens entsprechen dann die 4 Rubriken der Temperamente, die sich der gewöhnlichen Einteilung derselben möglichst annähern: 1. cholerisches oder bei etwas geschmeidigerer Denk-, speziell Einbildungskraft melancholisches Temperament: große, erhabene, fürchterliche Ideen von Felsen und Abgründen, Krieg, Donner und Blitz, aufgetürmtem Ozean sind beim Choleriker Lieblingsvorstellungen mehr als Hügel, Ebenen, Zephyrs, rieselnde Bäche. 2. Ein Temperament ohne Namen, das bei geringerer Fähigkeit, aber mit Geduld und Fleiß gepaart, oft mehr leistet als das erste. 3. Das mehr Breite als Tiefe besitzende sanguinische, 4. das zu geistiger Passivität, noch oft verbunden mit körperlicher Bequemlichkeit neigende phlegmatische Temperament. Mit dieser Einteilung könnte man vielleicht noch die von verschiedener Einrichtung des Körpers²⁾ und von Verschiedenheit der Gegenstände verbinden. An richtige und systematische Einteilung der Insekten, Schnecken, Pflanzen und Erze verwendet die Zeit viele Mühe. Sollte die der menschlichen Gemüter unseren Fleiß weniger verdienen, welche hilft, „die ersten Quellen der törichten und löblichen Gesinnungen zu entdecken?“ T. behält die weitere Ausführung der Sache einer anderweitigen Gelegenheit vor.

1) cf. auch A. Palme, Sulzers Psychol. u. die Anfänge der Dreivermögenslehre, Diss. Berlin 1905, S. 32 f.

2) Klima 1759, § 4; Disput. 1760, These 15.

In diesem Artikel ist also schon die Frage nach dem Grundprinzip der menschlichen Seele aufgeworfen. Die Leibniz'sche Parallelität von theoretischer und praktischer Seite wird später abgeändert. Das 3.* Seelenvermögen schaut schon herein, noch mit dem Bewußtsein zusammengenommen; Gefühl ist hier noch nicht gleich Lust und Unlust haben, sondern gleich inneres Bemerkend, Empfinden, ohne das aber Vergnügen oder Glück nicht möglich ist. Gemüt umfaßt hier noch die ganze praktische Seite. Das Nachdenken über den Freiheitsbegriff macht sich geltend.

c) Über den Ursprung der Ehrbegierde. 1766.¹⁾

In der schönen Analyse der Ehrliebe teilt T. einleitend den Plan eines größeren Werkes mit „Über die Grundtriebe“. Auf dieses als Gelegenheit, die Materie weiter auszuführen, hatte er schon am Schluß des letzten Artikels hingewiesen. Auch der Titel kam damals schon angedeutet: man müsse auf die Grundtriebe hinaufgehen.²⁾ Material hatte er schon vieles beisammen. Daß die Herausgabe sich verzögerte, kam wohl daher, daß T. über die Grundfragen selbst noch nicht im Reinen war, sondern immer wieder änderte. So haben wir jetzt einen erneuten, also 3. Anlauf vor uns, die psychischen Grundfähigkeiten zu fixieren. Neu ist vor allem, daß die Parallelisierung der praktischen Seite mit der theoretischen aufgegeben ist. Die praktische Seite wird für sich genommen: es liegt also ein Abrücken von Sulzer³⁾ resp. Leibniz vor. Als Grundtrieb wird nicht mehr das Suchen nach Vollkommenheit oder nach einem Zustand ideal leichten und umfassenden Denkens aufgestellt, sondern das Suchen nach einem Zustand, der rein auf praktischem Boden bleibt, Übereinstimmung der Handlungen mit den Kräften, Harmonie des Inneren und des Äusseren. Noch das Hw. schreibt: der Naturtrieb geht auf der inneren Beschaffenheit der Natur und ihren Kräften angemessene Tätigkeiten.⁴⁾ Für diesen Trieb nach einer derartigen Tätigkeit gibts unendliche Abstufungen, ja schließlich findet man geradezu

1) Oben pag. 13.

2) Meckl. Nachr. 1762, S. 308.

3) Der übrigens auch eine Zeitlang, 1759 u. 1763, Ansätze zu einem Abrücken von Wolff-Leibniz zeigt in einer größeren Vonselbständigung des Gefühls, Palme S. 34 ff.

4) II, S. 822.

zwei Hauptklassen von Menschen: 1. solche, bei denen er außerordentlich schlaff ist, so daß Ruhesucht, ja Schlafsucht vorliegt — diese Kategorie der Phlegmatiker hat numerisch weitaus das Übergewicht und würde es noch mehr haben ohne den Stachel der Not und der Bedürfnisse. 2. Menschen mit merklichem Trieb zu Beschäftigung. Unter diesen wird eine Unterabteilung geschaffen durch den uns schon bekannten Gegensatz von Extensität und Intensität des Wirkens. Ersteres die Sanguiniker, die nur zu leicht mit der Zeit zu den Phlegmatikern zurückkehren. Letzteres entweder Choleriker, wenn die Heftigkeit des Triebes anfangs am größten ist und schnell nachläßt, oder Melancholiker, wenn die Kraft anfangs mehr potentiell ist, aber immer stärker anzieht.

Nun werden diese Menschenklassen auf das Verhältnis zur Ehrliebe angesehen. In der Form der Freude am Lob finden wir sie auch bei den Phlegmatikern, aber diese Freude ist zu schwach, um Begierde zu werden. Nur wo Tätigkeitstrieb und zwar in seiner intensiven Form vorliegt, findet sich merkliche Ehrbegierde. Es ist nun aber zu scheiden zwischen innerer Würde und äußerer Ehre. Der Trieb zu innerer Würde, wo man die eigene — sei's wirkliche, sei's vermeintliche — Vollkommenheit genießt, ist etwas Angeborenes. Hingegen der Trieb zu äußerer Ehre, zur Anerkennung durch andere entwickelt sich erst in der Gesellschaft. Dieser letztere Trieb, ein Gut der Einbildungskraft, ist die eigentliche Ehrbegierde. Er ist nicht gerade die Mutter aller großen Taten, aber auch ein großer Geist, mit starkem Trieb zu innerer Würde ausgestattet, käme, auf eine unbewohnte Insel gesetzt, über große Projekte und Ausführungsanfänge nicht hinaus. Das Lob wirkt bei ihm dem Mißtrauen gegen sich selbst entgegen, das dem Stärkegefühl das Gleichgewicht hält. Auch bei der Jugend tut die Ehrbegierde Dienste. Moralisten sollen Gesetze und Schranken vorschreiben und Mittel suchen, die Jugend innerhalb derselben zu halten. — Schöne Einzelbemerkungen, z. B. über den Nationalstolz, den der Deutsche weniger hat als der Engländer und Franzose, über die Begierde zum Nachruhm, die allein hinreiche, das System des Helvetius umzuwerfen, über die delikateren Ehrbegierde des Genies (Lob muß wahr sein und darf nicht vom vulgus ausgehen), können nur gestreift werden.

d) Über die Rangordnung der Wissenschaften. 1765.¹⁾

Die Abhandlung verspricht der Überschrift nach eine Systematisierung des ganzen Wissensgebiets aus immanenten Erkenntnisgesichtspunkten. In Wirklichkeit aber werden die Wissenschaften und Künste als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit gewertet. Es hat also hier die „Untersuchung des Menschen“²⁾ das letzte Wort, zusammen etwa noch mit der „Moral“, der die Aufgabe obliegt, da die Glückseligkeit ein großes Ganze mit vielen Teilen ist, das Verhältnis der Teile zu einander festzusetzen.³⁾ T. hofft mit seinen Bemerkungen die allgemeine Gelehrsamkeitsliebe zu erhalten und der Parteilichkeit, welche fremde Beschäftigung geringer wertet, entgegen zu wirken. Er unterscheidet einen unmittelbaren, inneren und einen mittelbaren, äußeren Nutzen jeder Wissenschaft für das Wohl des Menschen. Den ersten Nutzen übersieht, wer immer nur nach dem Gewinn in der Praxis oder für die Moral fragt. Die Geometrie, auch wenn sie bloß Spiel der Vernunft wäre, hätte jenen inneren Nutzen in dem weit über die Belustigungen der Sinne liegenden reinen Vergnügen, welches das Gefühl der Gewißheit und der Einsicht in die allgemeinen Wahrheiten und ihren Zusammenhang gewährt. Beim zweiten Nutzen ist zu fragen: wem nützlich? dem ganzen Geschlecht, einem bestimmten Staat (wie die Redekunst in Griechenland und Rom) oder einem Einzelnen zu einem bestimmten Geschäft? In letzterer Richtung darf man nicht dem Juristen Naturgeschichte, dem Arzt Hydraulik, dem Philosophen Arabisch empfehlen, weil diese Wissenschaften auch für ihn an irgend einem Punkt, für Perlenfischereigesetze, für Blutbewegung etc. von Wert sind. Zeit und Kräfte sind klein und Sparsamkeit angezeigt. Wissenschaften, die in einer Zeit Mode sind, überschätzen gern ihre Wichtigkeit, was Pedanterie zur Folge hat (früher Entdeckung einer Leseart, jetzt eines neuen Insekts oder neuen Grases). Die schönen Wissenschaften verdrängen heute die ernsthafte und gründliche Sittenlehre, obgleich sie im Kampf gegen die Leidenschaften nur die leichten Truppen darstellen, den Feind nur schrecken, nicht schlagen.

1) Oben pag. 13.

2) Eschenbach setzt Menschenlehre statt Seelenlehre.

3) § 5.

Es ist schwer wo nicht unmöglich, den Nutzen jeder Wissenschaft genau zu taxieren, da die Grenzen der einzelnen ineinander laufen, da ferner niemand alle versteht und jeder die eigene überschätzt. Ein gewisser Canon ist: je mehr und je größere Seelenfähigkeiten zu einer Wissenschaft erfordert werden, desto mehr wird der Kopf durch ihre Erlernung gebildet. Der Versuch einer Klassifikation ist:

I. Rang: die Erkenntnisse, welche zeigen (nach Haller)

..... Was Tugend, Prahlerei,

Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sei.

..... Denn dies sind doch die Sachen

Die uns allein gerecht und erst zu Menschen machen.

II. Rang: Wissenschaften, welche den Menschen erhöhen, handelnd von der Natur des Menschen, auch seines Körpers, von der Welt, von den Verbindungen in der materiellen und den noch feineren in der moralischen Welt. Ebenso Geschichte, welche vergangene Geschehnisse und die Ökonomie der göttlichen Vorsehung zeigt.

III. Rang: Alle, welche auf diese wieder Einfluß haben.

IV. Rang: Die zur Zierde und zum Ausputz der Wahrheit und Tugend dienen; Poeten, Redner. Künstler sind die Maler im Tempel der Wahrheit, Kritiker wischen den Schmutz ab. — Die Reihenfolge ist also etwa: was den Menschen zum Menschen macht; was seine Stellung zu einer herrschenden macht, Bewußtsein der Mittel zur Herrschaft und des Wegs in der Zeitfolge gibt; Hilfswissenschaften dazu; dann erst schöne Wissenschaften und Künste.

5. Die sprachphilosophischen Arbeiten.

Ethische Arbeiten, von denen die Disputation von 1760 einen Ansatz zeigt, zu denen die Vorlesung über philosophische Moral anregte, welche auch das Hw. für diesen Zeitraum der 60er Jahre bezeugt,¹⁾ sind nicht zur Veröffentlichung gereift. Hingegen über Sprachphilosophisches hat er sich verhältnismäßig frühe geäußert.

1) Hw. II, S. 3.

a) Die beiden Artikel „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ 1765 und „Über den Nutzen der Etymologie“ 1766.¹⁾

1765 sagt er, Etymologisieren sei nicht notwendig „Bekanisieren“²⁾; auch die Etymologie müsse ihre Vernunftlehre haben bei der Absicht, die Verwandtschaft und das Geschlechtsregister der Wörter aufzusuchen. Ein erster Grundsatz sei, daß die ersten und ältesten Wörter einfache, natürliche Töne gewesen — also die onomatopoëtische Theorie. Eine treffende Vorahnung ist die Bemerkung: aus Beispielen müßte die Analogie der Verwechslung der Buchstaben gefunden werden.³⁾ Als Nutzen nennt diese erste Abhandlung das Eindringen in den Ursprung und die Verwandtschaft der Nationen, die zweite Abhandlung sodann als Nutzen speziell für die Philosophie: wenn man ein kritisches philosophisches Lexikon der gemeinen Sprache hätte, so hätte man „ein ganzes Corpus der gemeinen und einen großen Teil der wahren Philosophie.“⁴⁾ Wörter seien nämlich anfangs nicht bloß Zeichen der Gegenstände überhaupt, sondern Zeichen der Gegenstände, wie sie aus einem gewissen Gesichtspunkt betrachtet aussehen, oder abgekürzte, wenn auch größtenteils mangelhafte Erklärungen. Als Beweis, daß das Festsetzen des Redebrauchs nicht so leicht sei, fordert er zur Analyse der Bedeutung von „gegenwärtig“ und „vollkommen“ auf. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung erschien erst unter Anregung der Preisaufgabenarbeiten:

b) Über den Ursprung der Sprachen und Schrift. 1772.⁵⁾

Hat T. bei Abfassung dieser Schrift Herders Arbeit schon gekannt? Der Zeit nach ist es möglich, ausdrücklich besprochen ist Herder erst im Hw. Eben da steht aber: „eine mittlere Meinung zwischen der von Süßmilch und Herder war die meinige.“⁶⁾

1) Oben pag. 14.

2) Ein Arzt Becanus im 16. Jahrh. leitete alle Sprachen aus der gotischen u. cimbrischen ab.

3) Als Beispiele nennt er: Kopf, caput, κεφαλή; Hure, πόρνη.

4) Letztere unterscheidet sich von ersterer durch die Deutlichkeit, cf. „Spekul.“ 1775, S. 17.

5) Oben pag. 15.

6) Hw. I, S. 772.

Wahrscheinlich nicht objektiv mittler, sondern wie sonst¹⁾ subjektiv vermittelnd. Ists so, dann befaßt er Herder wohl unter den „einigen Philosophen“, die behaupten, „ein Mensch sei von Natur ebenso notwendig zum Sprechen bestimmt als der Vogel zum Fliegen und der Hund zum Bellen“,²⁾ hat aber wohl dessen Ansicht nur im allgemeinen, noch nicht auf Grund eigenen Studiums gekannt. Die Grundtendenz der Schrift wäre, Herders Notwendigkeit natürlicher Sprachentwicklung rechts und Süßmilchs Unmöglichkeit einer solchen links liegen lassend die Möglichkeit derselben zu erweisen. Im Hw. geht er von der mittleren Linie einen Schritt weiter rechts Herder zu: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß in dem verbreiteten Menschengeschlecht die Menschheit sich nicht durch den inneren Drang ihrer natürlichen Fähigkeiten irgendwo von selbst zur Sprache verhelfen sollte.“³⁾ — Über die T.'sche Sprachtheorie im einzelnen, ihre Vergleichung mit der von Herder, ihre Abhängigkeit von dem gemeinsamen Traditionsgrundstock, besonders von Leibniz, ihre Stellung zu Reimarus u. a. verweise ich auf meinen Artikel „Herder und Tetens.“⁴⁾ Hier hebe ich nur noch etliches besonders hervor, was charakteristisch und für die Allgemeinentwicklung von Bedeutung ist. Von Systemen möchte T. auch hier eklektisch ferne bleiben. Darum gibt er lieber die Tatsachenkomplexe selbst an, auf die es beim Verhältnis menschlicher und tierischer Intelligenz, beim Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit ankommt, anstatt umschreibender Begriffsbestimmungen. Das Vermögen der Vernunft, „man mag dieses auch setzen, worinnen man wolle“, beschreibt er im Unterschied vom Tier:⁵⁾ „Einem Hunde werden auch durch den besten Unterricht keine Überlegungen, keine Vernunftsschlüsse, keine Folgerungen und überhaupt keine Gedanken eingefloßet, dergleichen die Seele des Menschen wirkt. Das Tier hat eine Empfindung, eine Modifikation oder ein Bild eines Gegenstandes in sich; der Mensch faßt eine Idee. Das Tier verbindet

1) oben Ziff. 4, a: Schütze u. Gegner; Ziff. 4 b: Helvetius u. Gegner; sonst z. B. Hw. I, S. 337 f. Leibniz u. Locke; II, S. 210 Materialisten u. Immaterialisten; II, S. 293 letztere u. Bonnet.

2) S. 74.

3) I, S. 773.

4) Im „Archiv für Gesch. der Phil.“ XVIII. Band 1905, S. 216—49.

5) Hw. I, S. 297 wird dieser Umweg übers Tier zur Bestimmung der menschlichen Vernunft abgelehnt.

zwey Bilder oder zwey Empfindungen miteinander; der Mensch denket ein Urtheil, er denket die Verhältnisse der Dinge; nicht bloß die ähnlichen Objekte, sondern ihre Ähnlichkeit.¹⁾ Bei dem Tier vereinigen sich zwar Empfindungen zu einer dritten, wie zwey Seitenbewegungen in einem Körper zu einer dritten Diagonalbewegung; aber der Mensch folgert und macht Schlüsse. Es fehlt den Wirkungen der tierischen Vorstellungskraft in allen ihren Vorstellungen dasjenige Geistige und Tätige, welches bei uns eine Folge der Vernunft ist. Und dies ist richtig, man mag mit einigen Philosophen den ganzen Unterschied . . in dem Mehr oder Weniger setzen, das Analogon bei dieser [der tierischen Natur] für schwache und niedrige Stufen des eigentlichen Verstandes ansehen und unsere höheren Kräfte für nichts anderes als Verlängerungen und Erhöhungen der niederen Fähigkeiten, die auch den Tieren zukommen: oder man mag mit anderen²⁾ die Vernunft für ein in dem Wesen und der Art nach von den Fähigkeiten der tierischen Vorstellungskraft unterschiedenes Vermögen ansehen.“ Ferner: „Um die gegenwärtige Betrachtung von allen Systemen unabhängig zu machen, will ich folgende zweyen Erfahrungssätze hier zum Grunde legen, welche die neueren Untersuchungen über die Wirkungen des menschlichen Verstandes außer Zweifel gesetzt haben:

1) Ein jeder Gedanke, ein jeder allgemeine Begriff, sowie eine jede Idee eines einzelnen Gegenstandes, ein jedes Urtheil und jeder Schluß lasset sich auf eine äußere oder innere Empfindung reduzieren, d. i. bei jeder dieser Tätigkeiten unserer Denkkraft ist eine aus andern entwickelte und von andern abgesonderte Empfindung in uns gegenwärtig, deren Gegenstand wir eben deswegen, weil er so abgesondert von andern von uns empfunden wird, mit klarem Bewußtsein uns vorstellen. Es mag nun sein, daß diese abgesonderte Empfindung selbst der Gedanke sei, wie Hume und vor ihm und nach ihm andere³⁾ gesagt haben, oder daß sie nur der Stoff zu einem Gedanken sei und durch eine besondere Tätigkeit

1) Ähnlich Kant in Preisschr. 2. Betr.: unterscheiden beim Vieh = bei unterschiedlichen Vorstellungen unterschiedlich handeln, nicht = den Unterschied erkennen.

2) z. B. Reimarus.

3) Hw. I, S. 201 nennt T. neben Hume noch Bonnet u. Search als solche, welche „die gesamte Verstandeserkenntnis für eine verfeinerte und erhöhte Empfindung ansehen“.

unserer Denkkraft zu einem Gedanken umgeschaffen werden. Auch als denn, wenn wir uns die Verhältnisse der Dinge, z. B. die Ähnlichkeit, Verschiedenheit, Coexistenz und Causalverbindung usw. anschauend vorstellen, findet sich allemal in unserer Denkkraft eine gewisse Modifikation, die wir empfinden und deren Empfindung entweder den Gedanken von diesen Verhältnissen der Gegenstände selbst ausmacht oder doch mit diesem verbunden ist und ihn veranlaßt.

2) Die Äußerung unserer Vernunftfähigkeit erfordert eine gewisse Auseinandersetzung unserer Empfindungen und ebenso umgekehrt, wenn die Vernunft so weit zurück bleiben soll, als sie bei den ganz verwilderten Menschen wirklich geblieben ist, so müssen die Empfindungen und Einbildungen gleichfalls unentwickelt bleiben. Werden diese auseinander gesetzt, feiner aufgelöst und von einander abgesondert jede für sich dem Gefühl des Menschen vorgehalten . . . , so kann, wird und muß¹⁾ auch das höhere Vermögen des Verstandes erregt und in Wirksamkeit gesetzt werden.“²⁾ — Mit diesen Ausführungen bekommen wir einen Einblick in die Entstehung der T.'schen Lehre vom Denken. Im Wesen des Denkens unterscheidet T. später Gewahrnehmen oder Verhältnissetzen — keine ganz klare Disjunktion, da das Verhältnissetzen zugleich als zweiter Hauptteil ins Gewahrnehmen selbst eingeht.³⁾ Die beiden Seiten des Gewahrnehmens, Appercipierens, Bewußtmachens einerseits und des Verhältnisse-auffassens andererseits sind in vorliegender Stelle deutlich auseinandergehalten. Ebenso findet sich die Ansicht, daß zum Appercipieren das Absondern einer Empfindung wesentlich gehört.⁴⁾ Wenn er offen läßt, ob beides etwa vollständig identisch sei, wie Hume u. a. wollen, oder ob noch etwas Neues zum vollen Appercipieren hinzukommen müsse, eben der Denkanteil, den er im Hw.⁵⁾ als Verhältnisgedanken bezeichnet, so ist er mit der Entscheidung für die zweite Möglichkeit auch im Hw.⁶⁾ noch vorsichtig. In Betreff der Verhältnisse: sie erscheinen ohne

1) S. 17; cf. S. 15, 29 f. u. Hw. I, S. 475: so notwendig, wie das Feuer, an trockenes Stroh gebracht, zünden muß.

2) S. 15—17.

3) Hw. I, S. 356.

4) Hw. I, S. 281.

5) S. 273.

6) S. 293 f.

weiteres noch als Verhältnisse der Dinge, also noch wie bei Leibniz, dessen Verhältnissetafel hier schon zugrund liegt.¹⁾ Auch Sprachschrift S. 51 nennt die Leibnizischen Verhältnisklassen, im Zusammenhang mit dem Arbeiten der Einbildungskraft.²⁾ Die „gewisse Modifikation in der Denkkraft“ beim Bemerken der Verhältnisse ist später das „Verhältnisgefühl“³⁾. Auch bei diesem geht T. im Hw. so lang wie möglich mit den Philosophen, die es mit dem Gedanken identifizieren (besonders Bonnet), „auf Einem Gleise“,⁴⁾ um sich schließlich doch anders zu entscheiden. Die Auseinandergesetztheit der Empfindungen als auslösender Reiz fürs Denken (Ziff. 2) ist nichts anderes, als was T. in der Sprachschrift und im Hw.⁵⁾ auch als „objektivische Klarheit und Deutlichkeit“, im Hw.⁶⁾ auch als Zustand der „Apperceptibilität“ bezeichnet. Hw. 101—3 beschreibt er diesen Zustand näher nach Analogie optischer Erfahrung: das Gegenteil von auseinander-gesetzt ist da, wo „die Gegenstände einander allzu ähnlich oder allzu nah beieinander sind, oder sich bedecken oder auch sonst in der Vorstellung so genau in einander fließen, daß sie wohl beide zugleich, aber nicht jedes abgesondert von dem andern vorgestellt werden können.“ — Bemerke auch das „Muß“, den Gedanken der Gesetzlichkeit beim Reagieren der Vernunft auf den Anreiz der Sinnlichkeit. Ebenso die Unterscheidung von Stoff und Form in dem Sinn wie Hw. 336. Auch der kleine Vorsprung des inneren Sinns vor dem äußeren, was seine Aktivierung betrifft, findet sich schon in der Sprachschrift.⁷⁾ Weiterhin beim Abstraktionsverfahren die Vorausstellung einer sinnlichen Vorstufe vor den eigentlichen begriffsbildenden Prozeß.⁸⁾

Festgestellt mag noch sein, daß unter den „neueren Untersuchungen über die Wirkungen des menschlichen Verstandes“ die

1) Speziell die der 1765 herausgekommenen *Nouv. essais*, cf. Hw. I, S. 331. Das Studium derselben ist auch zu erkennen an der Anführung der *uneasiness*, S. 11 cf. N. E. 2. B., 20. Kap., § 6; 21. Kap., § 36 u. am Zugrundeliegen des ganzen 3. Buchs.

2) s. Archiv f. Gesch. d. Phil. XVIII, S. 244 oben.

3) Hw. I, 182.

4) 202.

5) S. 29 = I, 715.

6) I, 97.

7) Archiv f. Gesch. d. Phil. XVIII, S. 242 f.; Hw. I, 405 ff.; betreffs der Causalität oben Ziff. 3, b.

8) S. 34 = Hw. I, 129; Archiv XVIII, 235.

durch die Engländer angeregt, durch die Franzosen und durch Deutsche wie Sulzer u. a. fortgesetzt zu verstehen sind. Wenn die Sinnlichkeit für die Vernunft als Auslösefaktor notwendig ist (oben Ziff. 2), wenn die Vernunftprodukte einen Sinnlichkeitsgrundstock in sich enthalten, vielleicht geradezu in diesem aufgehen (Ziff. 1), so liegt hier die mit erweiterter Psychologie betriebene Ausgestaltung von „Lockes Regel“ vor¹⁾.

6. Die Rezensionen.

Was die bei Kordes auch aufgeführten Rezensionen in den Rostockschen, später [seit 1761] Bützowschen Gel. Nachrichten von 1760—63 betrifft, so könnte von T. stammen die Anzeige der Übersetzung von Humes „Vier Abhandlungen 1759: 1. die natürliche Geschichte der Religion, 2. von den Leidenschaften, 3. vom Trauerspiel, 4. von der Grundregel des Geschmacks.“²⁾ „H. Hume dieser schottische Schriftsteller, hat durch seine lebhaften und witzigen Schriften nicht allein die Aufmerksamkeit seiner Landsleute sich erworben, sondern auch diesseits des Meeres bekannt gemacht. Billig bedauert man, daß er sein glückliches Genie oft zum Nachteil der Wahrheit und Religion anwendet.“ Ebenso die Bemerkung³⁾ anläßlich eines Streits um die Crusiussche Philosophie: wie der Satz vom Grund bestehen könne mit der Crusiusschen Freiheit, das ist uns bis jetzt noch nicht begreiflich. Ferner die Anzeige von „des gelehrten und berühmten Juden, H. Moses zu Berlin“ „Philosoph. Schriften“;⁴⁾ Vf. wolle zeigen, daß er dem Leibniz auf sein bloßes Wort nicht folge, ob er gleich den Wert dieses Genies, auf das Deutschland immer Ursache hat stolz zu sein, erkennt und vielleicht allzu sehr erhebt; um begreiflich zu machen, daß eine verwirrte und ungewisse Erkenntnis oft die deutliche und gewisse überwiegen könne, werde angenommen, daß der Grad der Wirksamkeit einer Vorstellung sich verhält 1. wie die Quantität des Wahrgenommenen, 2. wie die Quantität unserer Einsicht, 3. wie die Geschwindigkeit, worin wir es gewahr werden; letzteres neue Stück gebe Vf. als eine Hypothese, aber es lasse sich aus den Baumgartenschen psychologischen Gesetzen als Folge

1) oben bei Crusius u. unter „Ursachen.“

2) Rost. Gel. Nachr. 1760, S. 470.

3) Bütz. Gel. Nachr. 1761, S. 64.

4) ib. 1762, S. 49.

erweisen. In dem Handel mit Reinhard¹⁾ bestimmt Rz. den Satz vom Grund:²⁾ eine jede Verknüpfung von Bestimmungen, die nicht notwendig in einander gegründet sind, erfordert einen Grund. Diese Fassung hält T. auch später für den wahren Sinn des Leibnizischen Grundsatzes.³⁾ — Ein gewisses Licht auf die Bemühungen um die Lehre von den Neigungen⁴⁾ fällt aus der Bemerkung zu Reinhard's Freiheitslehre:⁵⁾ wie der Verstand gewisse wesentliche Grundsätze hat [nach Reinh.], so hat auch der Wille, wie Malebranche schon bemerkt, seine wesentlichen Neigungen.

1) oben S. 10.

2) 1762, S. 14.

3) Cramer'sche Zeitschrift, 1783, S. 138. 136.

4) vgl. oben Ziff. 4, b u. c.

5) 1762, S. 132 f.

III. Kapitel.

Der Höhepunkt: Die „Philosophischen Versuche“ in ihrer Vollzahl.

1. Der für sich veröffentlichte Versuch: „Über die allgemeine spekulativische Philosophie“ 1775.¹⁾

Wie 1760 ging T. jetzt in dieser bedeutendsten aller kleineren Schriften von der Zeitmode aus, der Metaphysik, weiland Königin der Wissenschaften, quaestionem status zu machen, an ihr nachgerade zu verzweifeln;²⁾ die Anzahl derer, die so gestimmt sind, ist gegenwärtig unter den selbstdenkenden Philosophen die größte. Das ciceronianische Wort: si quis universam velit vituperare, secundo id populo facere posset, ist der Schrift als Motto vorangestellt. Demgegenüber bezeichnet es T. als seine Absicht, „aus der Natur der menschlichen Kenntnisse die Veranlassung zu der allgemeinen spekulativischen Philosophie, ihr Entstehen, den Gang der Vernunft in ihr, den Endzweck bei ihr, ihre Vorteile und relative³⁾ Unentbehrlichkeit, ihre Verhältnisse zu den Kenntnissen des gemeinen Menschenverstandes, ihre Mängel und Erfordernisse, die Art der Berichtigung ihrer Grundbegriffe und Prinzipie, nebst ihrer Beziehung auf die beobachtende Philosophie vorzulegen.“ Im Blick „auf die Wendung, welche die Philosophie seit etlichen Jahren unter uns genommen hat, und noch ferner zu nehmen scheint,“ hält er seine Ausführungen für zeitgemäß. Bei den Männern, welche die „Wendung“ vertreten, muß er in erster Linie an Kant⁴⁾ und Lambert⁵⁾ gedacht

1) Oben pag. 16.

2) S. 23. 26.

3) Relativ hier = vom Menschen anerkannt, opp. inner oder absolut = in der Sache liegend, S. 78. 80.

4) De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis 1770, zitiert S. 28 A.; 54 A.; 46. 52.

5) „Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und des Ersten in der philos. u. mathemat. Erkenntnis“, veröffentlicht 1771, niedergeschrieben

haben. Bei diesen beiden handelt es sich ja wesentlich um eine neue Grundlegung, „Methode“, welche die Metaphysik ermöglichen soll;¹⁾ auch T. bezeichnet eben dies als seine Aufgabe in dem vorl. Versuch: „ich untersuche hier nur Methoden“. ²⁾ Die Neubegründung enthält aber bei ihm nicht erst zu entdeckende Wahrheiten, sondern kommt wesentlich auf die Synthese schon vorhandener philosophischer Strömungen hinaus. „Die, welche ausser der britischen beobachtenden und der französischen raisonnierenden Philosophie auch noch den geometrischen Genius der leibnizisch-wolffschen kennen, mögen wenig antreffen, was von ihnen selbst nicht schon vorher durchdacht wäre.“ Was er empfiehlt, ist die Verbindung der englischen und deutschen Philosophie, in der Weise, daß der deutschen beigestimmt wird wegen der treffenden materialen Begriffsbestimmungen, der englischen aber wegen der prinzipiellen Einführung der kritischen Grundfrage nach der Berechtigung der Begriffe und wegen der im Dienst dieser Frage von ihr zu übernehmenden analytischen Methode.

Die „allgemeine spekulativische Philosophie“ ist die „allgemeine Vernunfttheorie, die sich auf die Kenntnisse der wirklichen Welt bezieht“, ³⁾ und zwar gleichmäßig auf die beiden Gebiete der Wirklichkeit, die Welt des Immateriellen und die der körperlichen Dinge. Auf das Immaterielle, das uns durch die innere Empfindung zukommt, bezieht sich ein besonderer Zweig der Philosophie, die Intellektualphilosophie, die von Seelen, Geistern, Gott handelt; auf das Körperliche, durch die äußere Empfindung uns kund werdende, die Physik und größtenteils die Mathematik [die angewandte]. Über beiden steht die schon genannte Theorie, auch „transzendente Philosophie“, „Grundwissenschaft“, ⁴⁾ „Ontologie“ heißen; analog der Analysis der Mathematiker könnte ihr auch der Name „Analysis der Dinge“ beigelegt werden. Sie will sein

bereits 1764; wird genau besprochen hier S. 81. Schon von dem Nov. Org. 1764 bekam Mendelssohn den Eindruck: „H. Lambert läßt in diesem Werke alle seine Vorgänger, Locke, Wolff, Malebranche hinter sich“ (Harnack, Gesch. der Berl. Akad. I, S. 437 A.).

1) Siehe ihren Briefwechsel.

2) S. 59 A.

3) S. 88.

4) Darnach ist Brenke, T.' Erkenntnistheorie 1901, S. 33 zu berichtigen. Im Hw. steht „allg. Philosophie“ Vorr. XXIII oder „Grundwissenschaft“ I, S. 334. Über Lambert siehe später, über Eschenbach oben pag. 28.

eine „wahre und feste Wissenschaft von Sachen“;¹⁾ ihr Gegenstand ist das, was möglich oder notwendig ist bei allen Arten von Dingen überhaupt,²⁾ sowohl von materiellen, als von immateriellen. Sie hat zu beiden Arten dieselbe innere Beziehung, ist der gemeinsame Stamm zu diesen zwei großen Ästen der theoretischen Philosophie, wenn man sie auch vulgär mehr zur letzteren zieht, also zur Intellektualphilosophie, und die beiden unter dem Titel „Metaphysik“ zusammenfaßt. Der Grund ist, daß bei den Intellektualien, der Psychologie und natürlichen Theologie, das verhältnismäßig wenigste Beobachtungen sind, der inneren Empfindung entstammend, das meiste vielmehr Raisonsnements, Vernunftsschlüsse.

Was ist die Veranlassung zur Entstehung der allgemeinen spekulativen Philosophie? Sie hat eine Vorstufe in dem, was der „gemeine Menschenverstand“³⁾ leistet. Dieser bezieht sich unmittelbar auf das konkrete Erfahrungsmaterial, bringt es ohne wesentliche Zuhilfenahme des Abstrakten, Allgemeinen in Zusammenhang. Für ihn gibt es nur zwei mögliche Beschäftigungen: er kann entweder die Objekte selbst, oder er kann die Vorstellung der Objekte seinen Untersuchungen zugrunde legen wollen. Vermöge eines natürlichen Hangs, Vorstellungen und Gegenstände zu identifizieren, bei unseren Kenntnissen die Dinge als unmittelbar uns vis à vis stehend voranzusetzen, kann er zunächst erstere Beschäftigung versuchen. Aber sowie die Frage nach der Richtigkeit unserer Kenntnisse auftaucht, die durch die „Verwirrung“, die „Disharmonie“ derselben hervorgerufen wird, wird der Verstand von jener Identifikation weg auf den wahren Tatbestand zurückgeworfen, der darin besteht, daß wir es unmittelbar nur mit Vorstellungen in uns, nicht mit Dingen außer uns zu tun haben. „Die Ideenreihen erscheinen uns als eine Szene in uns, nicht wie eine Reihe von Dingen außer uns. Wir suchen ihr Entstehen in uns, ihren inneren Gehalt und Umfang zu erkennen.“⁴⁾ Der Verstand

1) S. 25.

2) S. 23 f., also nach Wolff, auch Crusius oben pag. 34, A. 3. Bei Wolff cf. „Vernüfft. Gedanken von Gott, der Welt, der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt“.

3) Er steht im Gegensatz zur rasonnierenden Vernunft, urteilt „unmittelbar aus der Gegeneinanderhaltung der Vorstellungen, ohne eine merkliche Entwicklung allgemeiner Begriffe und ohne merkliche Folgerungen aus diesen entwickelten Begriffen über die Sachen“ Hw. I, S. 520, bezieht sich wesentlich auf den mundus sensibilis opp. intellectualis I, S. 570.

4) S. 6.

gleich einem Auge in einer Galerie von Gemälden, die Sachen und Personen darstellen, welche nie als solche zu Gesicht kommen, sondern nur in der Darstellung des Pinsels.¹⁾ Also die Notwendigkeit der Berichtigung unserer Kenntnisse und zwar schon der sinnlichen, führt auf den subjektiven Ausgangspunkt derselben, auf die „Psychologie der Empfindungserkenntnis“,²⁾ und zwar in der Weise, daß man dadurch in Einem zugleich über den Ursprung wie über Gehalt und Umfang, also Wahrheitswert der untersuchten Empfindung resp. Vorstellung aufgeklärt wird. Das Verfahren ist: man vergleicht auf die eine Art uns zugekommene Vorstellungen mit solchen, die auf andere Art und anderem Weg gewonnen wurden, schaut dann auf die Harmonie der Vorstellungen untereinander, hauptsächlich in der Weise, daß man „einige unter sich zusammenhängende, feststehende und beständige“,³⁾ die wir als den Gegenständen entsprechende Abbilder durch die Art, wie wir sie erhielten, zu erklären gezwungen sind, wie zuverlässige Originale bei Gemälde-schätzungen zugrunde legt und die übrigen nach diesen beurteilt. Mit solchen Mitteln, nur beiläufig angewandt, aber doch den Keim einer philosophischen Untersuchung in sich enthaltend, findet man aus den mannigfachen Arten des Scheins den zuverlässigen und vollständigen heraus, der kein leerer Schein ist, die Dinge nicht bloß von einer Seite, unter einzelnen zufälligen Umständen oder aus besonderem Standort betrachtet aufzeigt.⁴⁾ Der natürliche Witz des Jägers, Schiffers etc. legt sich so die „Disharmonie der Scheine“ im Alltagsleben zurecht.

Schon der gemeine Menschenverstand hat es aber nicht bloß mit sinnlichen Kenntnissen zu tun. Er muß diese auch in Zusammenhang setzen. Dazu braucht er Gemeinbegriffe wie Ursache, Wirkung, Tun, Leiden, Ding, Beschaffenheit, notwendig, zufällig, Ordnung, Zeit, Raum etc., ebenso Axiome der Vernunft.⁵⁾ Er gebraucht diese zunächst, ohne sich um ihre Natur und Entstehung zu kümmern. Der Naturlehrer, Arzt, Rechtsgelehrte, Geschichtsforscher, Künstler, Sprachlehrer, selbst der praktische Philosoph,

1) S. 7.

2) S. 11.

3) Hw. I, S. 536: beständiger Schein für uns Realität.

4) All das, an Locke und Lambert orientiert, ist Hw. I, S. 546 noch genauer ausgeführt. cf. den Begriff „Erscheinung“, hier (S. 35) = einseitige, Hw. II, S. 153 = verwirte und einseitige Vorstellungen eines Objekts,

5) S. 12.

alle haben sie eine Ontologie, wenn auch in unentwickeltem Zustand. Sie brauchen eine entwickelte Ontologie so wenig, wie das Auge zum Sehen die Wissenschaft der Perspektive.

In der Nähe dieser Fachmänner stehen die Philosophen des gemeinen Menschenverstands, ein Reid, Beattie, Oswald, Home. Diese sammelten eine Menge Kenntnisse auf dem materiellen und dem immateriellen Erfahrungsgebiet auf und schufen eine „populäre Philosophie“, die einen Stamm guter Reflexionen über jene Gebiete enthält, aber ohne jede tiefere Untersuchung des Verstandes und im Gegensatz gegen alle spekulative Philosophie, die sie unter Hinweis auf den Skeptizismus eines Berkeley, Hume und jenes „heroischen“ Autors, der den „Versuch über die menschliche Natur“ verfaßt hat und die Zweifeley bis an ihr non plus ultra trieb,¹⁾ geradezu als Feindin des Menschenverstands in Verruf brachten.

Aber diese „populäre Philosophie“ verkennt die Sachlage. Der Skeptizismus ist nicht die notwendige Konsequenz der Vernunft-erkenntnis, wie sie sagt; *abusus non tollit usum*. Die spekulative Philosophie ist auch keine Feindin des Menschenverstands, sofern er jene „guten Reflexionen“ wirkt. Auf diesen fußt sie im Gegenteil auch. Aber indem sie eine entwickelte Ontologie schafft, hebt sie die Mängel der Popularphilosophie auf. Vier solche Mängel kann man bei T. genannt finden: 1. sie bringt es bloß zur Meinung, nicht zur Einsicht, zur Evidenz; 2. Zusammenhang, Ordnung, Überblick fehlt; 3. die falschen Nebenideen werden nicht ausgemerzt; 4. da, wo Erfahrungen spärlicher und Raisonsnements nötiger werden, also auf dem immateriellen Gebiet, fehlt eine bestimmte Direktive.²⁾ Was z. B. fehlenden Zusammenhang betrifft, so führt das Bedürfnis danach, nach Erkundung der Lage des eigenen Felds gegen die übrigen Teile der intellektuellen Welt den Einzelforscher (Arzt, etc. cf. oben) weiter auf den höheren Standort der Ontologie.³⁾ Ferner: Erfahrungen und Raisonsnements können einander zum Teil ersetzen; aber gerade da, wo erstere aussetzen, wo die Küsten weichen und das offene Meer daliegt, braucht man zu der durch Stürme (Leidenschaften) und Klippen (Vorurteile) bedrohten Fahrt gute Kompassse, Karten und Fernröhren, die Ontologie.⁴⁾ Wer meint, die Mehrung

1) Also hält T. Hume noch nicht für den Verfasser; anders Hw. I, S. 392. 501.

2) Auf Grund von S. 17. 19. 22.

3) S. 13.

4) S. 20.

der Erfahrungskennntnisse in der Zukunft könne eine Ontologie entbehrlieh machen und eine Art „physischer Metaphysik“ begründen, auf Beobachtungen und Analogieschlüsse gebaut, wozu Robinets System der Natur und Bonnets Palingenesie schon Ansätze enthalten, der verkennt, was deutliche Einsicht ist, verkennt, daß Gesicht und Tastsinn Größe der Sonne und Entfernung der Erde nie so wie der Trigonometer bestimmen werden.

Über die Notwendigkeit der Ontologie für metaphysisches Nachdenken ist durch diesen Vergleich mit der Popularphilosophie entschieden. Sie ist so notwendig für den Metaphysiker, wie für Kepler und Newton Geometrie und Arithmetik.¹⁾ Auch die Frage, ob evidente, auf Einsicht gegründete Metaphysik eine menschenmögliche Wissenschaft sei? ob sie wirklich innerhalb der Schranken unseres Verstandes liege? oder ob sie wie der Stein der Weisen die Hoffnungen täuschen werde?,²⁾ ist schon beantwortet. Sie ist in unserer Gewalt, wenn Ontologie in unserer Gewalt ist, und letztere ist es, wenn es bestimmte und reelle Grundbegriffe nebst evidenten Grundsätzen gibt.³⁾ Gerade das Fundiertsein auf solchen hat in erster Linie die Mathematik zur Wissenschaft gemacht und macht den Wesenskern der für die Philosophie empfohlenen mathematischen Methode aus. Neben diesem Hauptpunkt bei der mathematischen Methode werden noch zwei andere genannt: Bezeichnungen, die den ursprünglichen Sinn unverändert gegenwärtig halten, und Verbindung jener Begriffe unter einander, um ihre Beziehungen zu erkennen. Es sind dies die schon von „Ursachen“ 1760 uns bekannten Punkte, nur ist der 3. Punkt von der einen Beziehung der Widerspruchslosigkeit auf alle Beziehungen erweitert. Was aber den Hauptfortschritt über die Schrift von 1760 hinaus ausmacht, der erste Punkt hat bei genauerem Zusehen eine Änderung erlitten: Es handelt sich nicht mehr bloß um deutliche, entwickelte, sondern um reelle Grundbegriffe. Reell ist dabei so viel als den Gegenständen außer dem Verstand entsprechend,⁴⁾ im Sinn von Locke 2. B. 30. C., nicht bloß mit wolffischen Sinn: real = widerspruchslos. Um diese Reellität herauszustellen, „muß alles, was in unseren allgemeinen Notionen nur subjektivisch ist, was unsere Denkkraft hineinträgt, von dem, was wirklich objektivisch ist, was

1) S. 18.

2) S. 22.

3) S. 25 f.

4) S. 26.

Sachen außer dem Verstand entspricht, sorgfältig abgesondert werden . . dies ist es, was sie für uns zu einer reinen Luft macht, wodurch wir die Gegenstände sehen. Ist das Subjektivische mit dem Objektivischen vermischt, so entstehen Dünste und Nebel; die Gegenstände werden aus ihrer wahren Lage gerückt und schwankend und man sieht zuweilen, was nicht da ist, sowie man, was wirklich da ist, übersieht.“¹⁾ Den Nachweis der Übereinstimmung mit dem Objekt heißt T. „Realisieren“, auch „Rechtfertigen“²⁾ der Begriffe. Als Ausschluß des bloß Subjektiven ist es ein „Berichtigen“, das hier auf der Vernunftseite dem Berichtigen der sinnlichen Kenntnisse, das schon genannt wurde,³⁾ entspricht. Es ist dieser Akt wirklich etwas Neues neben dem „Bestimmen“ oder „Entwickeln“⁴⁾ der Begriffe, das im Gegensatz zur „populären Metaphysik“ gefordert wurde. Dem Entwickeln ohnerachtet könnten die Begriffe „ganz oder zum Teil ein sachenleeres Wortwerk sein.“ Schon 1760 wurde auf „Lockes Erweis“ hingewiesen, daß die Begriffe zuletzt aus Empfindungen stammen, und für Streitfälle geraten, auf diese, auf den ursprünglichen Erfahrungsbestand zurückzugreifen;⁵⁾ hier 1775 wird neben die Verdeutlichung als 2. und wichtigere Aufgabe die Realisierung der Begriffe bei Angabe des Analysiszwecks gestellt. Der kartesianische Wahrheitsmaßstab der Klarheit ist von dem Lockeschen verdrängt. Außer dem Studium der *Nov. essais*, das die Hochschätzung Lockes noch zu steigern imstande war, ist der Grund bei Hume zu suchen, wir wir schon in der *Sprachschrift* sahen.⁶⁾ Gegenüber diesem Hauptzweck der Analyse, dem Realisieren, tritt der erste Zweck, feste Bestimmtheit der Begriffe, zurück, oder vielmehr, er tritt geradezu in den Dienst des neuen:⁷⁾ feste Bestimmtheit schützt vor den in jeder Vernunftlehre namhaft gemachten Fehlern, daß man Bestimmungen über-

1) S. 27.

2) In allgemeinerem Sinn = sich rechtfertigen auch bei Kant; bei beiden Männern ist der Gegensatz dazu der Dogmatismus. cf. *Vaihinger, Kantkommentar I*, S. 399 (Stellen: *Kehrb.* S. 586; *Fortschr. Ros.* I, S. 567; *Entdeckung I*, S. 453; *Proleg.* § 5).

3) Oben pag. 72.

4) Beide, das Determinieren und das Explizieren, kommen auf das unmittelbare oder mittelbare Herausstellen immer spezifizierterer Merkmale hinaus.

5) Oben pag. 39 f.

6) Oben pag. 64.

7) S. 61 f.

sieht, sie doppelt sieht, Nebenideen einschleibt, anfangs mitgedachte Merkmale wegläßt, — was alles die Übereinstimmung der Vorstellungen mit dem Objekt fälscht.

Das Desiderium der Bestimmtheit wurde durch den Blick auf den common sense nahe gelegt; das der Reellität durch den Blick auf den Skepticismus. Einer großen Gattung von Begriffen und Sätzen ist die Behelligung durch den Zweifel erspart geblieben, den arithmetischen und geometrischen; höchstens der Chikane halber hat Sextus Empiricus Euklids Grundsätze angegriffen. Alle übrigen hingegen sind in Frage gestellt durch den „harten Vorwurf“ Bacos, des Chorführers des neueren Skepticismus, der Haufe von Begriffen und Gemeinsätzen, den wir menschliche Vernunft nennen, sei nichts als ein Gemische theils von kindischen Notionen, die wir von Jugend auf eingesogen, von Lehrern empfangen, theils von zufälligen, theils von phantasiemässig erschaffenen Gebilden (*idola intellectus*). Nicht die systematischen Metaphysiker, wohl aber Locke und Hume haben dieser Beschuldigung die verdiente Beachtung geschenkt.¹⁾ Die Methode, die sie zu ihrer Behebung anwandten, war die analytische oder psychologische;²⁾ man könnte in T. Sinn auch sagen physikalische.³⁾ Zurück zu diesem „Weg Lockes!“⁴⁾ Es ist dabei nicht alles seither Giltige wegzuwurfen und Neues zu suchen, wie Baco oder das heroische Unternehmen des kartesianischen Zweifels wollte, sondern das seither Giltige ist auf seine Reellität zu prüfen.

Was ist dieses seither Giltige? Angaben über die Zahl der Grundbegriffe, wie „Urs.“ 1760⁵⁾ finden wir nicht. Sie werden nur immer beispielsweise aufgeführt, so „Ding und Beschaffenheit, Substanz, Kraft, Notwendigkeit, Raum etc.“;⁶⁾ „zureichender Grund, Notwendigkeit und Zufall, Substanz, Raum und Zeit etc.“;⁷⁾ „Wirklichkeit, Substanz, Ursache, Wirkungen, Veränderungen.“⁸⁾ Daneben stehen Grundsätze. Mit ihnen ist ebenso; wir finden als Beispiele:⁹⁾ ein jedes Ding ist sich selbst gleich, aus nichts wird

1) S. 32.

2) Ersteres S. 86, letzteres S. 40. 45.

3) cf. „Physik des menschlichen Verstandes“, S. 85. 76.

4) S. 35.

5) Oben pag. 39 f.

6) S. 30.

7) S. 33.

8) S. 55.

9) S. 43.

nichts und das Prinzip des Widerspruchs. Wie verhalten sich Begriffe und Sätze? Zunächst stehen sie ganz selbständig gegen einander, und die Art, wie beide „realisiert“ werden sollen, erscheint so verschieden, daß eine getrennte Behandlung beider beliebt wird. Andererseits versucht T. eine Reduktion der Begriffe auf die Sätze. Er unterscheidet Grundsätze ersten und zweiten Rangs.¹⁾ Diejenigen ersten Rangs, die eigentlich formellen Grundsätze, sind uneingeschränkt allgemein; die zweiten Klasse, also die materialen — dazu gehört der weitaus größte Teil der die transzendente Philosophie ausmachenden — beruhen auf den Begriffen und werden durch den Umfang der Begriffe in der Allgemeinheit eingeschränkt, gelten bloß für das besondere Gebiet, das dieser Begriff umspannt. Solche Begriffe sind eben die Grundbegriffe, die hier nur in Urteilstgestalt auseinandergezogen erscheinen. Es bliebe also der Unterschied für Sätze und Begriffe von uneingeschränkt gültig und für einen bestimmten Umkreis gültig. Der Gegensatz formal-material geht hier zurück auf die traditionelle Urteilstheorie. Jedes Urteil hat seinen völligen Grund 1. in dem formalen Element, in der Natur des nach gewissen Gesetzen tätigen Verstandes, 2. in dem materialen Element, in den gegenwärtigen Begriffen, welche die Denkkraft auf sich ziehen, wie Brennstoff mit Feuer zusammengebracht das Entzünden veranlaßt.²⁾ Daß die äußere Gestalt, ob Auseinandergezogensein in einen Satz oder Zusammengeballtsein in einen Begriff, irrelevant ist, zeigt T. schon damit, daß er statt Grundbegriffe die Bezeichnung „Grundsätze 2. Klasse“ gebraucht. Weitertragend ist, daß er den Satz: aus nichts wird nichts, sowohl unter die formalen als unter die materiellen Grundsätze rechnet.³⁾ Ähnlich ist, wenn wir das Hw. hereinziehen, mit der Kausalität, die offenkundig in vorl. Schrift⁴⁾ zu der materialen, hingegen im Hw.⁵⁾ zur formalen Seite gerechnet wird. Beim Raum ist der direkte Widerspruch vermieden: hier⁶⁾ gehört er auch zur materialen Seite; das formale Grundgesetz der Koexistenzialrelationen im Hw. wird aber so gefaßt,⁷⁾ daß es ein

1) S. 42. 43. 44.

2) S. 43, cf. Hw. I, S. 475.

3) S. 36, cf. S. 43.

4) S. 73 u. 49 (letztere Stelle: Notw. u. Zufälligkeit, Kraft).

5) I, S. 514.

6) S. 45.

7) I, S. 513 (A u. B als von einander abste hend denken).

Allgemeines zu den besonderen Beziehungen Raum und Zeit zu bilden vermag. Auch bei dem Locke¹⁾ und Crusius²⁾ nachgebildeten Begriff des Entstehens oder Werdens im Verhältnis zum Kausalbegriff resp. Satz vom Grunde liegt dieser Unterschied besonder-allgemein vor.³⁾ Über die Inhärenzbeziehung im Verhältnis zum Koexistenzialgesetz ist dasselbe zu sagen.⁴⁾ T. hat also meist die Unterscheidung allgemein-besonder für Grundsätze und Grundbegriffe oder für formal und material Prinzipielles inne gehalten, zuweilen konfundiert er beides aber vollständig. Bemerkt mag noch sein, daß mit dem hier vorliegenden Begriff von Form der andere aus Locke stammende⁵⁾ nicht zu verwechseln ist: formal und material Prinzipielles gehört beides als der Verstandesseite zuzuteilen zur Erkenntnisform gegenüber der aus der Sinnlichkeit stammenden Erkenntnismaterie.

Gehen wir zunächst an die Grundsätze und die Art sie zu realisieren, nachher an die Begriffe. Die Grundsätze geben Denkarten an, die dem Verstand bei seiner Verbindung von Vorstellungen „natürlich und notwendig“ sind. Ein „Gefühl der Notwendigkeit“, daß der Verstand die Vorstellungen gar nicht anders als nach jenen verbinden kann, leitet ihn, wenn er von den Vorstellungen zu den Objekten übergeht, und veranlaßt ihn, seine natürliche Denkart als etwas anzuzusehen, was außerhalb seiner so sein muß, aus ihr also einen objektivischen Grundsatz zu machen.⁶⁾ Zur „Rechtfertigung“ solchen Verfahrens muß man sich auf Beantwortung folgender Fragen gefaßt halten: „Ist die Art zu urteilen, die dem Verstande des einen jetzt notwendig ist, auch die allgemeine Urteilsart des menschlichen Verstandes? Denken alle anderen Menschen ebenso über dieselben Ideen? Oder ist es bloß zufällig, hat es in gewissen schon angenommenen Formen seinen Grund? Ist es nur Vernunft eines einseitigen Systems,⁷⁾ welche also urteilt? Weiter: Ist die angegebene Denkart allgemein? Hat sie denn etwa einen Grund in einem Unvermögen, das eine

1) Der Anfang eines Dings abhängig von der Wirksamkeit eines anderen Dings betrachtet (Riehl, Kritiz. I², S. 83).

2) Oben pag. 35, A. 5.

3) Hw. I, S. 504 f. 515.

4) Hw. I, S. 511. 515. cf. 513. Darnach modifiziert sich Störing, Die Erkenntnistheorie von T., S. 75 f.

5) Oben pag. 64.

6) Subj. u. obj. Notwendigkeit cf. Hw. VII. Versuch, S. 471. 531.

7) cf. Hw. I, S. 294.

bloße Folge der Endlichkeit und der notwendigen Unwissenheit des menschlichen Verstandes ist? Oder hat sie ihren Grund in einer allgemeinen Sinnlichkeit, die ihm überall anklebt? Es ist doch eine Zeit gewesen, wo kein Mensch umhin konnte, zu glauben, daß die Sonne um die Erde täglich herumgehe, weil es die Empfindung so mit sich brachte. Ist es also vielleicht bloß menschliche Denkart in dem gegenwärtigen Zustande unseres Geistes? Oder ist selbige vielmehr so tief, so allgemein, so innig in der Natur des Verstandes, insofern es Denk- und Urteilkraft ist, gegründet, daß der Verstand, der sie bezweifeln und bestreiten will, auch dieses nicht kann, ohne sie bei seinem Zweifeln zu befolgen und also als richtig vorauszusetzen? Wenn dies ist, so muß die Verstandeskraft, als Verstandeskraft auch in anderen Wesen, selbst der unendliche Verstand, insofern wir von ihm einen Begriff haben können, auf die nämliche Art urteilen“. ¹⁾ Ein Beispiel solchen Verfahrens, Grundsätze zu realisieren, hat Aristoteles bei Annahme des Satzes vom Widerspruch als Grundwahrheit gegeben. „Kennzeichen“ ²⁾ der Reellität eines Grundsatzes ist seine Zugehörigkeit zum Wesensbestand des Denkens und Kennzeichnen dieser Zugehörigkeit ist nicht bloß die, vielleicht bloß temporäre, Universalität, wiewohl sie schon über individuelle Einseitigkeiten hinaushebt, sondern das Gefühl einer Nötigung, beim Denken unweigerlich an solchen Grundsatz gebunden zu sein, die Beobachtung, sogar in dem Fall der Leugnung desselben praktisch seiner nicht entraten zu können. In diesem Fall liegt der Satz in der „Natur“ des Verstandes, nicht bloß des endlichen menschlichen, sondern jedes Verstandes, auch des unendlichen. ³⁾ Der Verdacht, daß bloß die Verfassung unseres sinnlichen Wesens uns dazu verführt hätte, jenen Grundsatz zu bilden, ist dann ausgeschlossen. ⁴⁾ In sonstigen Fällen setzt T. nur voraus, daß von der sinnlichen Seite des Menschen her die Einbildungskraft durch ihre Machwerke, welche „Selbsterdichtungen“ sind, ⁵⁾ sich täuschenderweise an Stelle des Verstandes setze; hier wird eine Täuschung auch von der Beschaffenheit der Empfindung her, „weil es die Empfindung so mit sich brachte“, als möglich angenommen.

1) S. 38.

2) S. 35. 46.

3) cf. Hw. I, S. 539 unten; bes. aber „Gottesbegriff“ A, S. 192 ff.

4) cf. wiederum „Gottesbegriff“ ib.

5) S. 33.

So viel über diese „psychologische“ Art, Grundsätze zu realisieren. T. geht hier wie sonst im allgemeinen¹⁾ davon aus, daß sich Wesentliches vom Akzidenziellen durch einen Zwang, eine Nötigung im Verstand unterscheiden lasse. Wenn wir ferner uns daran erinnern, daß Realisieren Nachweisen der Übereinstimmung mit dem Gegenstand bedeutet, so dürfen wir bei dieser Realisierung der Grundsätze, welche die letzteren als Wesensausfluß des Subjekts aufzeigt, Subjekt und Objekt nicht in Gegensatz stellen, sondern müssen das Subjekt umgekehrt unter den Oberbegriff des Objekts subsumieren, etwa als inneres Objekt bezeichnen. Sowohl beim inneren als beim äußeren Objekt gibt es „nur Subjektivisches“, „leeren Schein“, was ausgeschieden gehört, und dann objektiv Richtiges, was nach jener „Berichtigung“ noch übrig bleibt. Die der Realisierung Stand haltenden Wesensteile des Subjekts — eben die Grundsätze — sind dann, beim Erkennen des äußeren Objekts verwendet, „reine Luft“, wodurch wir dieses sehen, gereinigt von Dünsten und Nebeln.

Neben diesem Weg psychologischer Untersuchung geht ein metaphysischer her. Manche²⁾ legen das Prinzip des Widerspruchs als alle Erfordernisse einer Grundwahrheit an sich tragend zugrund und wollen daraus alle andern Denkgesetze, wie „aus nichts wird nichts“ etc. ableiten. Dies wäre freilich die vollkommenste Art der Realisierung, wenn sie gelänge. Denn die psychologische Untersuchung kann selten, eigentlich bloß beim Widerspruchsgesetz, konstatieren, daß der Verstand nicht etwa bloß so urteile, sondern nicht anders urteilen könne. So wird z. B. beim Prinzip des zureichenden Grundes mannigfach seine Allgemeinheit und Notwendigkeit geleugnet.³⁾ Die Gegner empfinden eben hier die natürliche Notwendigkeit im Denken nicht. In solchen Fällen kann man die Lücke des direkten Nachweises ausfüllen durch den Hinweis auf die Harmonie der Grundsätze untereinander, innere Schicklichkeit aufeinander. Besser wäre jene Deduktion aus dem Widerspruchsgesetz, aber sie gelingt nicht. — Bei der Berührung

1) Ein anderer Notwendigkeitsbegriff sogleich, im Hw. später.

2) Die Annahme, daß „alle Wahrheiten nur Eine Wahrheit sind“ — Hw. I, S. 488 f. nennt als Vertreter Leibniz u. D'Alembert — hängt mit dieser Ableitung aus Einem obersten Grundsatz zusammen; dort steht aber neben dem Satz vom Widerspruch der der Identität.

3) Ebenso Cramer 1783, S. 162.

dieses metaphysischen¹⁾ Realisierungsversuchs merken wir uns das Geständnis von T., daß der psychologische Weg mangelhaft ist, nur ein Notbehelf für einen denkbaren, aber nicht gangbaren besseren.

Es kommt jetzt die Realisierung der Gemeinbegriffe. Hier ist wertvoll die gegebene Auslegung zu dem, was man unter „Lockes Weg“ genauer zu verstehen hat. Die Voraussetzung bildet, „daß es keine so angeborenen Begriffe gebe, die ohne eine vorhergegangene Beschäftigung der Denkkraft mit Empfindungen in uns vorhanden sind.“²⁾ Diese Voraussetzung gilt ausnahmslos. Leibnizens Einschränkung, der in den Nov. ess. zu dem Wort „nihil in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“ hinzufügte „excepto intellectu“, war „unnötig“;³⁾ nur muß neben die äußere die innere Empfindung gestellt werden, aus letzterer stammt die Kenntnis der Intellektvorgänge. Für das Verhältnis von Empfindung und Begriff nun ist es kein ganz passendes Bild: unsere Begriffe „entspringen“ aus Empfindungen, Empfindungen sind eine „Quelle“ der Begriffe.⁴⁾ Besser ist: sie sind der erste Grundstoff, den die Denkkraft verarbeitet. Aber damit ist erst die Hälfte gesagt, man muß auch noch auf die Art der Verarbeitung durch den Verstand achten. Sowohl Träume als wahre Gedanken haben ihren Stoff in Empfindungen, und bei Natur- und Kunstprodukten aus der Körperwelt genügt es auch nicht zu wissen, sie haben Feuer, Wasser, Luft, Erde zu ihrem Grundstoff. Gerade die Entscheidung, ob etwas reell ist oder leerer Schein, kann nicht in der Beziehung auf die Empfindung liegen, die bei beiden vorhanden ist, auch bei Phantasieprodukten, sondern in der „Art, wie die Denkkraft die Empfindungen zu Vorstellungen von Objekten verarbeitet.“⁵⁾ Bei der Umarbeitung der Empfindung zur Vorstellung durch den Verstand ist genau darauf zu achten, ob er nur Empfindungen verwendete — diese entsprechen einem objektiven Tatbestand —, oder ob er auch anderes, sonst woher durch die Phantasie Aufgefundenes und

1) Der Gegensatz metaphysisch-psychologisch erinnert ein wenig an den von metaphysisch-transzendental bei Kant (Kehrb. S. 50. 58; besonders die aus der logischen Tafel der Urteile ableitende „metaphys. Deduktion“ der Kategorien, Kehrb. S. 677; Kantkommentar von Vaihinger II, S. 154; Elsenhaus, Fries und Kant I, S. 166 ff.).

2) S. 54.

3) S. 54, A.

4) S. 49 f.

5) S. 50.

Hinzugetragenes durchschlüpfen ließ und solchergestalt gewonnene Vorstellungen dann nichtsdestoweniger als Zeichen eines objektiven Tatbestandes behandelte. „Dieser Unterschied bei der Entstehungsart im Verstand ist das Vornehmste, was von der Notwendigkeit der Realisierung überzeugt.“¹⁾ Und zwar ist dieser Unterschied sowohl bei Ideen von einzelnen Gegenständen, als bei allgemeinen, sogar transzendenten Begriffen vorhanden. Die ersteren sind entweder reine Empfindungsideen, die so entstehen, daß das Denken die Empfindungen mit Bewußtsein umgibt, wodurch sie Ideen werden, und sie qua Vorstellungen als Zeichen vom Gegenstand gebraucht.²⁾ Oder es sind mehr oder weniger Geschöpfe unserer Phantasie, durch willkürliche Beimischung oder willkürliche Neuzusammensetzung von in letzter Linie freilich auch aus der Empfindung stammenden Elementen entstanden. Auch die „reinen“³⁾ Ideen haben etwas an sich, was nicht von der Beschaffenheit der Objekte abhängt; außerdem sind sie nur einseitig,⁴⁾ durch gewisse sinnliche Werkzeuge, unter gewissen gewöhnlichen Umständen, von gewisser Seite, aus bestimmtem Gesichtspunkt von einem vorstellenden Wesen wie unsere Seele ist, aufgefaßt, zuweilen gar zufällige Begleitumstände wiedergebend. Aber trotzdem, besonders nach Korrektur des letzteren Fehlers durch Achten auf das Beständige an ihnen⁵⁾ sind sie reelle, den wirklichen Objekten entsprechende⁶⁾ Gebilde. Anders steht es dann bei dem Erdichteten. — Wie bei den Einzelideen, so ist weiterhin auch bei den Allgemeinbegriffen. Auch diese weisen jene unterschiedene Entstehungsart auf, sind entweder abstrahierte⁷⁾ oder selbstgemachte Begriffe. Erstere, auf sinnlichen Abstractis⁸⁾ fußend, welche das Denken genauer fortbildete, sind so weit reell, als sie das Allgemeine von reinen Empfindungsideen, also Ähnlich-

1) S. 65.

2) Die Plazierung eines Teils des Vorstellungsvorgangs hinter dem Wahrnehmungsvorgang ist nicht als Widerspruch mit dem Hw., etwa I, S. 299 zu premieren; das Hervortreten der Funktionen kann sich im einzelnen mannigfach verschieben, z. B. I, S. 304. 357.

3) cf. Hw. I, S. 429. 450.

4) Oben pag. 72, Z. 4.

5) Oben pag. 72, Z. 3.

6) Analog, wenn auch nicht übereinstimmend, Hw. I, S. 533; Leibniz Nov. ess. 4. B., 3. Kap., § 28 u. sonst.

7) Oben pag 39.

8) cf. Hw. I, S. 128 ff.

keiten existierender Dinge¹⁾ enthalten, z. B. die Gattungen der Tiere und Pflanzen; so weit nicht reell, als schon Phantasiezusätze dabei sind. Letztere sind im selben Fall wie die sinnlichen Fiktionen. Auch geometrische Begriffe gehören zu ihnen, weil sie neben dem Fundus reiner Abstraktionen auch Zusätze enthalten, deren Elemente zwar auch wahre Abstraktionen sind, aber mit den ersteren durch Erdichtung in Verbindung stehen. Die durch Bacos Vorwurf aufgekommene, aber viel zu wenig erwogene Frage betreffs der transzendenten Begriffe wie Substanz, Raum, Kraft etc. ist eben die, ob sie wirklich Abstraktionen aus reinen Empfindungs-ideen sind, oder Erdichtungen resp. ein Gemisch aus beiden, also mit Zusätzen, die nur „Meteore“ im Verstande sind.²⁾

Ein Beispiel ist der Kausalbegriff, den „der scharfsinnige Brite“ zu realisieren versuchte. T. erhebt gegen Hume den Vorwurf, er habe zwar gefühlt, daß man nicht bloß auf die Materie der Begriffe, sondern auch auf die Bearbeitungsart des Verstandes, wenn dieser Empfindungen zu Vorstellungen umarbeitet, achten müsse, habe es aber doch bei der unbestimmten Voraussetzung, Begriffe sind aufgelöste Empfindungen, belassen und sei von dieser verleitet worden zu glauben, der ganze Gehalt der Begriffe sei schon entdeckt, wenn nur die Empfindungen angegeben seien, woraus sie gezogen sind.³⁾ Will heißen: Hume meinte mit seiner Voraussetzung, ideas müssen sich auf impressions zurückführen lassen,⁴⁾ das Richtige, aber da er sie nicht scharf genug formulierte, etwa so: die idea darf nur gerade die impression, nicht mehr und nicht weniger wiedergeben, die in einem bestimmten konkreten Tatbestand vorlag, so begnügte er sich oft, wenn er nur irgend welche impressions sah, ohne das Mehr oder Weniger gegenüber der entsprechenden Wahrnehmung pünktlich zu untersuchen. Im Fall der Kausalität: er sah zwei Empfindungen, in beständiger Folge verknüpft; damit meinte er sofort den vollständigen Impressions-tatbestand vor sich zu haben, ohne den Abmangel zu bemerken, daß nämlich in jenem Tatbestand noch ein Plus über die beständige

1) In der Untersuchung des Begriffs hier, wie mit dem Beispiel des — ja auch zwischen Kant und Eberhard verhandelten Ros. I, S. 431 — „Tausendecks“ u. der „Chimären“ klingt Nov. ess. an (3. B., 6. Kap., § 32; 2. B., 29. u. 30. Kap.).

2) S. 71.

3) S. 49.

4) Die einzelnen Ausdrücke s. „Traktat“, übers. von Lipps, A. 14.

Empfindungsfolge hinaus steckt, das innere Gefühl einer Notwendigkeit oder eines Zwangs im Verstande; gerade dieses letztere Impressionsmoment¹⁾ aber ist, woraus der Allgemeinbegriff der Kausalität abstrahiert ist.²⁾ Mit dem Billardkugelspiel zu reden hat sich nach Hume aus inneren vorangegangenen Empfindungen die Verknüpfung zweier Ideen festgesetzt, der des Zustoßens und der der Bewegung im gestoßenen Körper; diese festgesetzte Verknüpfung ist eine Folge des Assoziationsgesetzes; die Reflexion erwartet die andere, wenn sie die eine gewahr wird. Diese Humesche Erklärung ist nun nach T. nicht vollständig; neben der Ideenassoziation stehe jener schon genannte „gefühlte Zwang“. Mit dem Vorwurf eines „Versehens“³⁾ durch Hume stimmt es jedoch nicht, wenn T. fortfährt⁴⁾ vielleicht ist sie [jene Notwendigkeit oder Zwang im Verstande, eine Wirkung zu denken, wenn er eine Ursache denkt] bloß Folge der Gewohnheit, vielleicht hat sie einen tieferen Ursprung aus einer natürlichen notwendigen Denkweise.⁵⁾ Also liegt kein Übersehen dieses Moments der Notwendigkeit vor, könnte Hume antworten, sondern eine andere Erklärungsweise desselben: ich erkläre aus Gewohnheit sive Assoziationszwang, was ihr aus rationalem Zusammenhang. Gerade letzteren hält T. einfach fest, wenn er als Musterfall der vollständig vorliegenden Kausalität eben die „Begreiflichkeit des einen aus dem andern“⁶⁾ aufstellt. Kausalität ist auch hier wie schon früher⁷⁾ primär etwas Ideelles, ein Vorgang im Subjekt; ob wir sie richtig anwenden, wenn wir sie von den körperlichen Dingen, von der äußeren Erfahrung gebrauchen, ist eine andere Frage. Tatsächlich tun wir dies ja, wir legen den Objekten etwas bei, was der subjektivischen Notwendigkeit entspricht,⁸⁾ seie daß diese bloß in Form des Assoziationszwangs, seie daß sie bei andern Fällen in der Vollgestalt der Begreiflichkeit vorliegt. Dieses „Etwas“ ist nach dem Hw.⁹⁾ eben der Gedanke

1) Genauer müßte man sagen: durch Reflexion entstandene Impression, wenn Hume darunter nicht etwas anderes, nämlich Gemütsindrücke verstehen würde (Störing, Die Erkenntnistheorie von T., S. 126 f.).

2) S. 73 ff. cf. Hw. später.

3) S. 73.

4) S. 75.

5) Ähnlich Hw. I, S. 318.

6) S. 75.

7) Oben pag. 51, A. 7.

8) Über dieses „Beilegen“, „Substituieren“, sowie das „Entsprechen“ cf. Hw. I, S. 507.

9) S. 316. 507.

der Abhängigkeit der Dinge voneinander, des Durcheinandergesetztseins oder objektivischen Entstehens. Nach „Spekul.“ 1775 aber, auch abgesehen von der Frage des Rechts der Übertragung auf die äußern Objekte, bezeichnet jenes Gefühl des Zwangs an sich „etwas Objektivisches“ gegenüber der als bloß subjektiv anzusehenden Folge der Empfindungen.¹⁾ — Der Kausalbegriff wird also so realisiert, daß gesagt wird, er ist abstrahiert aus einer Beobachtung des inneren Sinns, der Empfindung des Zwangs, womit sich im Fall des Begreifens die abgeleitete Idee mit der, aus der abgeleitet wird, verbindet und der dann auch auf das Verhältnis der den beiden Ideen entsprechenden äußeren Objekte übertragen zu werden pflegt, eines Zwangs, der zu erklären ist aus dem Vorliegen einer „natürlich notwendigen Denkweise“, einer wesentlichen Verstandesfunktion, statt aus bloßer phantasiemäßiger, nämlich assoziationsmäßiger Nötigung, die anzunehmen man im Blick auf die Fälle allenfalls versucht sein könnte, wo noch nicht Begreiflichkeit, sondern bloß erst beständige Empfindungsfolge sich konstatieren läßt. Es liegt also bei der Kausalität nicht der leichtere Fall vor, daß ein Empfindungsmoment in Gefahr ist „verunreinigt“ zu werden durch eine Phantasiebeimischung, sondern der schwerere, daß das angebliche Empfindungsmoment, das auch bemerkt wurde, nämlich das Notwendigkeitsgefühl, in Gefahr ist in seiner Totalität erklärt zu werden als Folge einer Phantasiegesetzlichkeit, statt einer Verstandesgesetzlichkeit.

Ein anderes Beispiel ist der Raum.²⁾ Die einen weisen dem Begriff nach T. seinen Ort im menschlichen Verstand an, lassen ihn eine Realität in der objektiven Welt bedeuten,³⁾ gründen darauf Theorien wie: er sei unerschaffen, notwendig, unendlich, oder: er sei das unendliche Wesen selbst, oder: er sei eine Eigenschaft desselben,⁴⁾ oder wie Clarke: eine Folge seiner Eigenschaften, besonders der Unermeßlichkeit. Leibniz und Wolff aber sagen im Gegenteil, der Begriff ist ein psychologischer Schein, ein Nichts, sobald man ihn in der Abstraktion als ein eigenes Ding ohne wirkliche Körper sich einbildet, ein leeres Bild wie die Bilder im Traum, das seine Realität der Phantasie zu verdanken hat; freilich zugleich für uns „vorzüglich brauchbar“, von „sehr erheblichem

1) S. 76.

2) S. 45 f.

3) S. 45. cf. 28 A.

4) Entsprechend seiner Allgegenwart, bei Newton (Riehl, Kritiz. I², S. 328).

Nutzen“,¹⁾ sofern er zu einem sinnlichen Schein der Dinge, zur Vorstellung der Dinge in der Erscheinung (*rerum phaenomenorum*) zu gebrauchen ist. Kant, dessen eigene Meinung in der Schrift *disp. de mundi sens. atque intellig. forma et principiis* „der Leibnizschen am nächsten kommt“,²⁾ hält den Raum für eine anschauliche Idee von der Art, wie die Vorstellungskraft der Sinne die Empfindungen nach gewissen Gesetzen koordiniert, die ihr natürlich notwendig sind.³⁾ T. schränkt die zu koordinierenden Empfindungen auf die des Gesichts und äußeren Gefühls [Tastsinns] ein, im übrigen glaubt er seine eigene Theorie in sachlicher Übereinstimmung mit der Kantischen — nur in der Darstellung bleibe er mehr auf der gewöhnlichen Heerstraße als Kant. „Die Vorstellungsart des Hrn. Kant über den Ursprung der Verstandesbegriffe und sein dabei gebrauchter Ausdruck scheint mir die Sache etwas trüber darzustellen, als es sein dürfte, und als diejenige es tut, der ich mich hier bedient habe und die dem bei den neueren Philosophen gewöhnlichen Vortrag gemäßer ist.“⁴⁾ Tetens sagt, der Begriff des Raums sei freilich nicht aus einzelnen von äußeren Gegenständen herrührenden Empfindungen abstrahiert; aber „haben wir ihn nicht aus den Aktus des Empfindens mehrerer Dinge nebeneinander und besonders aus den Aktus des Fühlens [Tastens] und Sehens“?⁵⁾ Der Begriff von einem Raum überhaupt sei ein allgemeiner Begriff aus einzelnen Seh- und Tasthandlungen durch die Abstraktion und hinzutretende Dichtung gebildet; der Begriff von dem ganzen Raum sei eine individuelle Idee, aus dem ganzen Inbegriff der Gesichts- und Gefühlsempfindungen zusammengenommen gemacht.⁶⁾ Bei der Zeit sei es ähnlich; nur beziehe sie sich auf alle Empfindungsaktus, auch die des inneren Sinns.⁷⁾ „Hat der tiefsinnige Philosoph, der den Verstand so scharf beobachtet, Hr. Kant, etwas

1) Ersteres S. 45, letzteres S. 28 A.

2) S. 28 A.; S. 46.

3) S. 54 A.

4) S. 54 A.; Mendelssohn und Ulrich werden Hw. I, S. 277 als solche genannt, die inhaltlich ähnlich wie Kant lehren.

5) *ibid.*

6) Letzterer Satz meint offenbar dasselbe wie Hw. I, S. 360, die eigentliche Materie zum Raumbegriff sei „nicht der Aktus, womit die mehreren Gefühle zu Einem Ganzen vereinigt werden, sondern vielmehr ihre Wirkung, das vereinigte Ganze der Empfindung, dessen Bestandteile die ununterschiedenen Gefühle sind“.

7) *ibid.*, cf. Hw. I, S. 398.

anderes sagen wollen ...? Ich meine nicht.“¹⁾ Das Hereinwirken der auch oben²⁾ bei den geometrischen Sätzen genannten Dichtkraft wird nach Locke zu verstehen sein, der 2. B. 13. C. § 4—6 ausführt, wie die Phantasie weitere Räume zu den empfundenen hinzudenkt bis zur Unendlichkeit hin, wie sie bestimmte Maße der Entfernung beliebig oft wiederholt. Der Raumbegriff wird also nach T. folgendermaßen realisiert: er ist abstrahiert aus einer Beziehungstätigkeit, die man beim Empfinden, speziell Sehen und Betasten mehrerer äußerer Objekte beobachten kann. „Mehrere“ Empfindungen sind nötig, wie übrigens ja auch bei der Kausalität. Es handelt sich aber nicht um die Empfindungsinhalte, diese werden gar nicht genauer unterschieden, bleiben also dunkel. Sondern während der Aufeinanderfolge mehrerer Akte des Sehens und Tastens, den Zwischenraum der Aufeinanderfolge der Einzelmomente ausfüllend, findet zugleich dieser Akt des Nebeneinandersetzens, Lokalisierens statt, den wir räumliches Beziehen heißen. Auch ohne den Anlaß des Sehens von Objekten treibt dann die Dichtkraft dieses räumliche Setzen beliebig weiter. Beides zusammen hat zum Ergebnis das konkrete Bild des ganzen Raumes, aber auch durch Achten auf die bei den einzelnen räumlichen Beziehungsakten heraus tretenden Wesensmerkmale den allgemeinen Begriff vom Raum. Bemerkt zu werden verdient, daß der Dichtungszusatz nicht ausdrücklicher als „Verunreinigung“ gebrandmarkt wird. Natürlich — die auf dem Raum basierende Geometrie hat die Zusätze ja auch und ist doch dabei die Musterwissenschaft. Näher zugesehen besteht ja jener Zusatz nicht in einer Abänderung, sondern nur in einer Vervielfältigung des räumlichen Beziehungsaktes. Daß T. den Akt betont, stammt aus derselben Einsicht, die Kant hat, wenn er sagt:³⁾ Will ich irgend etwas im Raum erkennen, z. B. eine Linie, so muß ich sie ziehen; oder anders ausgedrückt: Raumbewußtsein ist nur wirklich in Gestalt der Raumsynthese. Die Streitfrage, ob die Raumbeziehung bloß etwas Subjektives ist, oder ob ihr draußen zwischen den Objekten etwas entspricht, läßt T. in der Schwebe und zieht sich wie bei der Kausalität⁴⁾ im Hw.⁵⁾

1) *ibid.*, cf. Hw. I, S. 360.

2) *pag.* 83; ebenso Hw. I, S. 398.

3) r. V. Kehrb. S. 663.

4) Oben *pag.* 85.

5) I, S. 201: „wenn die Lage der Dinge gleich nichts Objektives außer uns wäre, . . . so ist sie doch eine Wirkung von den ideellen Objekten

darauf zurück, etwas Objektivisches im Sinn von „mehr als bloße Fiktion“ ist die Raumbeziehung jedenfalls, dies zeigt ihr Vorkommen bei der Bearbeitung der Empfindungen durch den Verstand. — Die Unvermeidlichkeit dieses Vorkommens findet ihre beste Erklärung in der Auffassung der Raumbeziehung als „natürlich notwendige“ Denkweise.¹⁾

Neben der wichtigsten Operation beim Realisieren, dem Achten auf Phantasiezusätze, die beim Anlaß der Umarbeitung der Empfindung in Vorstellung und Idee eingedrungen sein könnten, steht nun eine andere, von T. sogar vor jener behandelte,²⁾ die Untersuchung der Empfindungsgattung, von welcher der zu realisierende Begriff herstammt. Stammt der Stoff zu einem Begriff aus der äußeren Empfindung, so schränkt sich sein Umfang auf die Körperwelt ein, darf nicht darüber hinaus erweitert werden. Entstammt der Stoff zu einem Begriff der inneren Empfindung, so geht er und darf nur gehen auf das Gebiet des Immateriellen. Wieder andere, sowohl der äußeren als der inneren Empfindung entnommen, gehen auf beide Weltgebiete und damit auf die Dinge überhaupt: die ontologischen Begriffe, auch transzendente genannt, weil über den Kreis von Empfindungen hinaus, woraus sie unmittelbar gezogen sind, anwendbar.³⁾

Derjenige, der zuerst die Notwendigkeit dieser Untersuchung entdeckte, war Leibniz, an den sich Wolff, aber weiterhin auch Kant anreihet.⁴⁾ Leibniz hat bei transzendenten Begriffen zuerst ihre Allgemeinheit deutlich bemerkt und sie von den Begriffen des Materiellen unterschieden, hat aber in seinen kosmologischen Sätzen, z. B. von bewegender Kraft, wieder das Immaterielle mit dem Transzendenten verwechselt. Leibniz und Wolff haben die Unterscheidung des Sinnlichen, Bildlichen von dem Verstandesmäßigen verlangt. „Wenn Herr Kant so sehr auf die Unterscheidung der reinen Verstandesbegriffe von den Begriffen der sinnlichen Erkenntnis dringet, so kömmt mir dieses am Ende als die nämliche Forderung vor . . ., daß das eigentliche Transzendente abgesondert werde. Wenigstens wird seine Absicht durch dasselbe Mittel erreicht.“

in uns und von deren Gegenwart und Wirkung in und auf unsere empfindende und vorstellende Seele.“

1) „Spekul.“ S. 54 A.

2) „Spekul.“ S. 57 ff.

3) „Spekul.“ S. 84.

4) ib. S. 60. cf. S. 51 f.

Z. B. der Stoff zum Begriff des Raumes stammt aus äußeren Empfindungen, die vom Eindrücken körperlicher Objekte herrühren. Genauer hätte T. sagen müssen: die Empfindungen, welche einer — natürlich stets mit dem inneren Sinn aufzufassenden — räumlichen Beziehung zum Ausgang dienen, gehören stets dem Gebiet des äußeren Sinns an. Ist dem so — „ich frage nur“ —, so hat der Raumbegriff unter den transzendenten Begriffen in der Grundlehre keine Stelle.¹⁾ Analog gehören die geometrischen Lehrsätze dann zu den Grundsätzen der anschaulichen oder eigentlich der nur auf körperliche Gegenstände beschränkten Erkenntnis, nicht zu den transzendenten Gemeinsätzen der Vernunft.²⁾ Oft genug ist der Begriff des Raumes in der Philosophie außer seiner Sphäre auch auf Seelen und Geister angewendet worden, man meinte mit räumlichen Prädikaten etwas Reelles auch von Immatriellen auszusagen. Die ganze Philosophie der Alten hat Unkörperliches nie deutlich dem Ausgedehnten entgegengesetzt. Erst seit Descartes existiert für das Seelische der nur aus den inneren Empfindungen abstrahierte Begriff einer tätigen, fühlenden, sich vorstellenden und denkenden Substanz ohne Ausdehnung, Figur, Gestalt und Farbe.³⁾

Unsere Denktätigkeiten und Denkart, woraus die Begriffe vom Denken und Verstand ihren Ursprung haben, werden uns durch die innere Empfindung kund, was die von Leibniz hervorgehobene Ausnahme von der Lockeregeln (*excepto intellectu*) hinfällig macht.⁴⁾ Bei den transzendenten Begriffen, der obersten

1) „Spekul.“ S. 54.

2) ib. S. 28 A.

3) ib. S. 28 A.; S. 59.

4) cf. oben pag. 81; Eschenbach oben pag. 29. — Hw. S. 337 f. 178 f.: Zwischen Locke und Leibniz war ein „Mißverständnis“, ebenso wie im Streit Lockes mit Descartes. Leibniz wollte mit *intellectus* alle dem immateriellen Gebiet angehörigen, sowie alle transzendenten Begriffe der aristotelisch-lockeschen Regel entziehen; aber nur Aristoteles, schon nicht mehr Locke verstand unter *sensus* allein den äußeren Sinn, Locke stellte daneben die inneren Selbstgefühle, welche uns eine nachträgliche Kenntnis von den Vorgängen des Seelenlebens übermitteln. — Übrigens sah Leibniz schon selbst den „Mißverständnis“ ein, wenn er sagt (N. E. 2. B., 1. Kap., § 2): „Dies stimmt sehr wohl mit Ihrem Verf. überein; denn dieser suchte einen Teil der Ideen in der Reflexion des Geistes über seine eigene Natur“ (s. auch Riehl, *Kritiz.* I², S. 34—36), und Tetens folgt nur Leibniz Hw. I, S. 338: Außer den äußeren Empfindungen „führte er auch die Reflexion, d. i. die denkende Kraft der Seele als eine Ideenquelle an“ (genauer ist Reflexion nicht die denkende Kraft selbst, sondern die Beobachtung dieser denkenden Kraft, ein „sinnliches Vermögen“, das die Tätigkeiten und Zustände

gemeinschaftlichen Spitze in unserem Wissensgebäude, wird u. a. „Ursache, Wirkungen“ angeführt. Da sonst¹⁾ die ursprüngliche Genesis dieser Begriffe ans der inneren Erfahrung betont wird, so gehören sie offenbar zu denen, die über dieses Entstehungsgebiet hinaus angewandt werden dürfen. Bei solcher Erweiterung muß auf Fernhalten des Besonderen Bedacht genommen werden, was eine der beiden niederen Gruppen charakterisiert und den transzendenten Begriffen von ihrer Gelegenheitsentstehung her noch anklebt. Worin das Recht zu jener Erweiterung liegt, wird nicht gesagt, nur konstatiert, daß Leibniz öfter Immaterielles und Transzendentes verwechselt habe, und daß Kants Betrachtungen, die von manchen für metaphysische Spitzfindigkeiten gehalten werden, vielmehr anzusehen seien als „reelle und fruchtbare Unterscheidungen solcher Sachen, deren Vermischung immerfort eine Quelle vieler Dunkelheiten und Verwirrungen in der spekulativischen Philosophie gewesen sind.“²⁾ — Es handelt sich also bei dieser „ersten Operation“ des Realisierens darum, dem „lebhaften Hang, unseren Kenntnissen Ausdehnung, den Begriffen Allgemeinheit zu geben“,³⁾ Gegendruck zu leisten und die Begriffe auf das ihnen zukommende Gebiet eingeschränkt zu halten.

Von dem weiteren Hilfsmittel beim Realisieren, feste Bestimmtheit der Begriffe, war schon die Rede.⁴⁾

Mit der Darlegung dessen, was Realisieren heißt, ist die Tetenssche Position vollständig umschrieben. Was jetzt in der Schrift noch kommt, sind Folgerungen für zwei allgemein diskutierte philosophische Zeitfragen, die Perfizierung der Metaphysik⁵⁾ und die Evidenz derselben.⁶⁾

Die „Vervollkommnung“ der Metaphysik war das Schlagwort derer, die von ihr überhaupt noch etwas erwarteten, z. B. von

unseres Geistes uns zum Bewußtsein bringt, Riehl Kritiz. I², S. 37 f.; ähnl. Husserl, Log. Untersuch. II, S. 612). — Humes Impressionen aus der Reflexion haben einen anderen Sinn, gehen nur auf emotionelle Zustände, Störing S. 126 f. 138. — Kant faßt die Leibniz'sche Exzeption so: nihil quoad materiam in intellectu etc., Pöhlitz Metaphysikvorles., S. 144.

1) Oben pag. 84, Z. 7.

2) „Spekul.“ S. 54 A.

3) ib. S. 58.

4) ib. S. 61 f.; oben pag. 75 f.

5) ib. S. 72—76.

6) ib. S. 77 bis Schluß.

Lambert.¹⁾ Die Antwort auf das Wie derselben kann bei T. nicht zweifelhaft sein: „Die transzendente Philosophie oder die Grundwissenschaft muß zuvörderst als ein Teil der beobachtenden Philosophie von dem menschlichen Verstand und seinen Denkart, seinen Begriffen und deren Entstehungsarten behandelt werden, ehe sie zu einer allgemeinen Vernunftwissenschaft von den Gegenständen außer dem Verstand gemacht werden kann.“ Es handelt sich zunächst um eine „Physik des Verstandes“.²⁾ „Der Boden der allgemeinen Philosophie muß gereinigt und mit festen Grundbegriffen besetzt werden“, ehe man weiter bauen kann. Man muß dieselbe Arbeit tun, die Locke „mit der Fackel der Beobachtung in der Hand“ begonnen und Hume und andere fortgesetzt haben, aber man muß sie besser als diese tun. Alle Dunkelheiten und Streitigkeiten sind aus Erfahrungen zu heben. Wenn dies Geschäft vielleicht auch nie ganz fertig wird, trägt es doch Gewinn ein, der die Mühe lohnt. Wie hat die Erkenntnis der Körperwelt sich vervollkommenet, seit man die Notionen des Aristoteles beiseite setzte und beobachtete. So wirds auch in der Physik des Verstandes kommen.

Die Ausführungen über Evidenz beziehen sich offenkundig auf die durch die Berliner Preisaufgabe von 1763 ausgelösten Debatten³⁾ und zwar wie gewöhnlich in vermittelndem Sinn, vermittelnd hier zwischen Wolffanhängern und Wolffgegnern, zwischen der Gefolgschaft der deutschen und der englischen Philosophie. Noch einmal wie am Anfang der Schrift⁴⁾ stellt er Philosophie und Mathematik sich gegenüber; während er für den Unterschied in „Ursachen“ 1760 Komparative gebraucht hatte („reiner“, „deutlicher“ etc.),⁵⁾ hat er jetzt die prompte, wohl an der Kantischen Preisschrift gebildete⁶⁾ Antithese: Euklid setzt auf die zweite Seite seines Buchs seine Erklärungen, Axiome und Postulate, die Materialien des Fundaments liegen also fertig für jeden, der sie zu-

1) Seine Log. u. ph. Abh., her. v. Bernoulli I, S. X: Ch. H. Müller in Berlin hörte ihn vielmal mit Nachdruck sagen, die Vervollkommenung der Metaphysik hänge von der Verv. der Logik ab. Ebenso Harnack, Gesch. der Berl. Ak. I, 1, S. 438: in obiger Überzeugung suchte er „den Weg zu einer Lockes und Euklids Methode verbindenden, Wolf überholenden Ontologie zu ebnen“.

2) „Spekul.“ S. 76. 85.

3) Oben pag. 13 f.

4) Oben pag. 74.

5) Oben pag. 38.

6) Erste Betr. § 1 (Akad. Ausg. II, S. 276).

sammenfügen will — in der Philosophie müssen diese erst erforscht und ausprobt werden. U. a. nennt er dann auch die schon „Ursachen“ 1760 erwähnten¹⁾ Vorurteile und Beziehungen aufs Herz, die nach Leibniz in der Philosophie Verwirrung anrichten, in der Mathematik nicht.²⁾ Beim Weiterbauen auf dem Fundament liegt nicht an der Form der „geometrischen Methode“, welcher die Zeit „abhold“ ist, freilich wie immer mit Ubertreibung. Wohl darf man fragen: „Ist schon die Zeit der Systeme da? kann man etwas mehr sein als ein beobachtender philosophischer Raisonneur?“³⁾ Aber nach der Zeit der analytischen Methode, die jetzt ist, kommt einmal auch die der synthetischen wieder, und dann wird die Gründlichkeit der geometrischen Methode als Vorbild wieder am Platz sein, ebenso wie die Gründlichkeit der jetzt so verachteten, von Leibniz aber geschätzten Scholastiker. Man fürchtet heutzutage sofort eine neue Scholastik, wenn jemand synthetische Spekulationen aus allgemeinen Begriffen versucht, seie auch in so schwachen Ansätzen erst, wie die Theorie von der Analogie zwischen Wirkungen und ihren Ursachen.⁴⁾ Wäre der Hauptknoten die geometrische Form, so wäre dieser aufgelöst durch Lamberts „Architektonik“, „dieses in der Metaphysik klassische Werk.“ Seine Vorzüge werden im einzelnen aufgeführt; aber „noch fehlt wie vorher die Ebenmachung des Grundes und die Berichtigung der Materialien“,⁵⁾ es fehlt, was zwischen Leibniz und Clarke entscheidet, die ganze Realisierungsarbeit. In dieser sind die britischen Philosophen unsere Muster. In der Spekulation können sie es nicht sein, wo vielmehr der „gute deutsche Nationalhang zur Gründlichkeit“⁶⁾ seinen Platz hat. Die Engländer haben zwar den Einfluß der allgemeinen mathematischen Theorien auf die Naturwissenschaft vor Augen, sie hatten einen Newton unter sich, „dessen Größe weniger in seinen sonst wichtigen Beobachtungen, als in seinen tiefen allgemeinen theoretischen Einsichten sich gezeigt hat.“⁷⁾ Aber der Gedanke kam ihnen nicht, daß es in der spekulativen Philosophie ebenfalls eine allgemeine Vernunfttheorie gibt, die sich auf die nämliche

1) Oben pag. 43, Z. 5.

2) „Spekul.“ S. 78.

3) ib. S. 85.

4) Oben pag. 51 f.

5) „Spekul.“ S. 82; cf. oben pag. 69, Z. 5.

6) „Spekul.“ S. 87.

7) ib. S. 88.

Art [wie die Mathematik] auf die Kenntnis der wirklichen Welt bezieht. Baco¹⁾ und Locke,²⁾ die Begründer ihrer Philosophie, waren eben keine Mathematiker und keine Astronomen. Hingegen die deutsche neuere Philosophie empfing ihren Schwung, „aus dem sie noch jetzt nicht ganz zurückgekommen ist“,³⁾ von Wolff, dem war der Genius der mathematischen Wissenschaften bekannt und aus dem Tschirnhausen auch der Weg der Spekulation. Sollte all die Arbeit der deutschen Philosophie verloren sein, weil sie die Grundfrage der Realisation nicht stellte, und die der beobachtenden und analysierenden Philosophie immer vorzuziehen? „Ich bin, ich gestehe es, weit weniger skeptisch“ und „finde in vielen philosophischen Theorien, die wir haben, eine größere Festigkeit und Zuverlässigkeit, als ich das Ansehen haben könnte zugeben zu wollen, da ich verlange, daß man ihre ersten Gründe von neuem nachsehe und prüfe.“ „Wie ich meine, hat unser Leibniz weit tiefer, schärfer und richtiger die Natur des menschlichen Verstandes, seine Denkart und insbesondere die transzendenten Vernunftkenntnisse eingesehen als der mit Geflissenheit beobachtende Locke. Er hat weiter gesehen als der sonst scharfsinnige Hume, als Reid, Condillac, Beattie, Search und Home. Ein vorzügliches Auge und eine starke Reflexion fassen auch öfters die Objekte des Gesichts richtiger und urteilen über sie richtiger, ohne Perspektive zu kennen, als ein schwächeres Auge und eine stumpfere Überlegungskraft mit aller Kenntnis dieser Wissenschaft.“⁴⁾ Leibniz hat also instinktiv viele reelle Begriffe gebildet, wenn er auch ihre Realität schwerer nachweisen konnte. „Als Clarke ihm einen Beweis von seinem Satz des zureichenden Grundes abforderte, antwortete er weiter nichts, als es sei ein Axiom der Vernunft, dem keine Instanz entgegen sei.“⁵⁾ Diese Schwäche des Beobachtungsgeistes, dieser Mangel an Geduld zum Verweilen beim einzelnen muß durch den Blick auf das britische Vorbild ausgeglichen werden: „Die Analysis des Verstandes nach Lockes Methode muß es evident machen, wie viele oder wenige von Leibniz' fruchtbaren Aussichten echte reelle

1) Oben pag. 76; Hw. I, S. 135.

2) Locke hat die Bedeutung der Mathematik später richtiger taxiert, aber dieser Einsicht keinen schriftstellerischen Ausdruck mehr gegeben, Riehl Kritiz. I², Seite 23.

3) „Spekul.“ S. 89. Hw. I, S. 427.

4) „Spekul.“ S. 91.

5) ib. S. 92.

Vernunftkenntnis sei und es nicht sei.“¹⁾ — So ist also das Rezept von T. für die beiden Zeitfragen der „Perfizierung“ und der „Evidenz“ der Metaphysik: Mehr Beobachtungen! Mehr Psychologie!

Dies der Inhalt der Schrift „Spekul.“ 1775. Sehen wir uns zunächst das Verhältnis zur englischen Philosophie noch genauer an.

Es erscheint hier T. Locke auch in demjenigen Punkte angenähert, der, wenn man bloß das Hw in Betracht zog, eine Hauptdifferenz zwischen ihnen ausmachte, in dem Grundziel des Philosophierens. Dieses Grundziel ist für beide Männer — bei T. die vorl. Schrift zugrunde gelegt — die Antwort auf die kritische Frage, sofern man das Gemeinschaftliche der kritischen Lehren — nicht gerade gleich in den Gegensatz zur überlieferten Metaphysik,²⁾ aber — in die Prüfung der Berechtigung der überlieferten Metaphysik setzt. Locke will „den Ursprung, die Sicherheit und die Ausdehnung des menschlichen Wissens“ untersuchen.³⁾ Die Psychologie ist dabei Mittel, aber nicht Selbstzweck: Locke lehnt ausdrücklich die „physische Betrachtung des Geistes“ ab, welche zu erforschen sucht, „worin dessen Wesen bestehe, oder durch welche Bewegungen unserer Lebensgeister oder Veränderungen in unserem Körper wir dazu gelangen, eine Empfindung vermittelt unserer Organe oder Ideen in unserem Bewußtsein zu haben, und ob diese Ideen zum Teil oder insgesamt bei ihrer Bildung von der Materie abhängig sind oder nicht.“ Das kritische Ziel ergibt also für die psychologische Forschung eine Begrenzung, nämlich die, „die Erkenntnisfähigkeiten des Menschen nur soweit in Betracht zu ziehen, als sie auf die Gegenstände, mit denen sie zu tun haben, angewendet werden.“

Bei T. ist im Hw., wie schon dessen Titel zeigt, die Psychologie entschieden Selbstzweck. Die Methode ist freilich die Lockes und der Naturlehrer, aber ohne die Lockesche Beschränkung auf das erkenntnistheoretisch Wichtige, unter Einschluß eben jener „physischen Betrachtung des Geistes“, deren Probleme Locke ablehnt.⁴⁾ T. will durch seine Beobachtungen allmählig zur „größten Frage in der Psychologie“⁵⁾ vordringen, der nach der Grundkraft

1) ib. S. 93.

2) So Riehl, Kritiz. I², S. 4.

3) I. B., I. Kap., § 2; cf. auch „Sendschreiben“: „unsere eigenen Fähigkeiten prüfen und sehen, mit welchen Gegenständen unser Verstand geeignet sei sich zu befassen oder nicht.“

4) Hw. Vorrede IV ff.

5) Hw. I, S. 733.

der Seele. Auch wo das Produkt des Verstandes, die Erkenntnis und ihre Arten, untersucht wird, im 6.—8. Versuch, nicht bloß die Handlungen des Produzierens, wird das psychologische Ziel nicht ganz aus dem Auge verloren: bei der sinnlichen Erkenntnis liefert das Empfinden und Vorstellen, bei der vernünftigen das Denken den Hauptbeitrag.¹⁾ Nur als eine Art Nebenerfolg, der allerdings dann einen breiten Raum einnimmt, erscheint im Hw. die Hebung von „Verwirrungen“:²⁾ „Genauere Beobachtungen über den Verstand, so hören z. B. die Verwirrungen in der Lehre vom gemeinen Menschenverstande von selbst auf. Die heftigen Angriffe auf die raisonnierende Vernunft, welche den Menschenverstand aufheben sollte, und die Ungewißheit, woran man sich zu halten habe, wenn das Raisonnement wirklich von dem gemeinen Verstande abweicht, wie es zuweilen geschieht, hat keinen anderen Grund, als Mißkenntnis von beiden und von ihrer natürlichen Beziehung auf einander, die man nicht genau genug betrachtet hatte.“

Die vorl. Schrift von 1775 hat neben der Lockeschen Methode auch das Lockesche Ziel. Es handelt sich um Giltigkeit der von Locke (wie von der deutschen Ontologie) untersuchten Begriffe und damit geradezu um Sein oder Nichtsein der Metaphysik. Ist sie eine menschenmögliche Wissenschaft? Wie nahe stehen wir hier mit T., weil bei Locke, bei Kant und seiner Grundfrage! Wenn der „Ursprung“ der Ideen gefunden werden soll, so ebendamit ihr „Gehalt“ und „Umfang“.³⁾ Hatten wir bei den früheren Schriften von T. 2 Rubriken neben einander, metaphysische und psychologische, tritt später beim Hw. der psychologische Gesichtspunkt als der beherrschende und der logisch-metaphysische als der mehr beiläufige auf, so erscheint in „Spekul.“ das metaphysische Interesse bei T. als das ursprüngliche, in das Psychologisieren, unbeschadet daß dieses einen selbständigen Reiz von Anfang an hatte, erst recht hineintreibende. In dieser Weise ist das Bild des Philosophen T. umzuändern, die Ansicht über seine Grundtendenz zu korrigieren, wenn „Spekul.“ berücksichtigt wird. Weit mehr als ohne diese Schrift erscheint er als der „deutsche Locke“.

Sehen wir erst die Methode des bahnbrechenden Briten. Locke ist sich einmal bewußt, daß die Wahrheit nicht aus Konfrontierung der Ideen mit den Gegenständen, sondern allein aus

1) cf. S. 427 mit S. 588.

2) Vorr. XVI.

3) Oben pag. 71.

Konfrontierung der Ideen unter einander resultieren kann, daß also das Material für die Urteile psychische Gebilde sind, nie direkt die Objekte. Heißen wir dies psychologische Methode im weiteren Sinn, so ist die psychologische Methode im engeren Sinn die bekannte peripatetische Regel. Diese ist einmal Kampfpapier gegen die angeborenen Begriffe, also gegen eine bestimmte Art der Fundierung der Metaphysik, zugleich aber Schlagbaum für sämtliche Begriffe, der nur das durch reine Empfindung Gegebene als Wirklichkeitswert besitzend passieren läßt. Die Abzweckung der psychologischen Methode ist also bei Locke eine logisch-erkenntnistheoretische, ihre Voraussetzung ein gemilderter Idealismus, der zunächst nur mit psychischen Gebilden operiert, die Brücke nach außen aber nicht ganz abbricht, sondern „Kriterien“, indirekte Anzeichen für Übereinstimmung von Ideen und Objekten aufrecht erhält.

Bei der Betrachtung der Stellung von Tetens zu Lockes Methode ist dieselbe Verbindung realistischer und idealistischer Voraussetzungen zu konstatieren. Ohne den alten Wahrheitsbegriff (Übereinstimmung mit dem Objekt) ganz aufzugeben, teilt er doch zugleich den immanenten Standpunkt Lockes und führt auch das Motiv an, das von der naiven [dogmatistischen] Identifizierung von Idee und Objekt auf den subjektiven Ausgangspunkt zurückwirft, die „Verwirrung“, die „Disharmonie“ unter unseren Kenntnissen.¹⁾ In der Tat sind ja Inkonvenienzen, Widersprüche, in der zugespitztesten Form Antinomien jederzeit die Eltern des Idealismus, der psychologischen Methode im weitesten Sinn gewesen. Bei der Lockeregeln tritt für Tetens der Gegensatz gegen die angeborenen Begriffe zurück, die Prüfung der Reinheit der Empfindungsgrundlage ist ihm die Hauptsache. Wenn er die Regel zu verbessern trachtet, gegenüber der Fassung auch noch bei Hume, indem er, gestützt auf die Begriffsbildungslehre der *Nov. essais*,²⁾ darauf hinweist, man dürfe nicht bloß das erste Stadium, den Empfindungsausgang kontrollieren bei der Erkenntnisprüfung, man müsse auch die nächsten Stadien, die Bearbeitungsweise der Vorstellungs- und Denkkraft ins Auge fassen, so ist das nichts neues gegenüber Locke, aber doch eine nicht unnötige Mahnung, die den Kontrollierenden vor halber Arbeit schützt, wie sie freilich Hume³⁾ nicht mit Recht vorgeworfen wird. Ganz präzise kontrolliert nun allerdings auch T.

1) Oben pag. 71.

2) Oben pag. 83, Z. 1.

3) Oben pag. 84.

nicht, sofern ihm in der Fassung der Sinnlichkeitsunterlage eine bedenkliche Zweideutigkeit passiert. Er versteht darunter bald das, was der Begriff in sich hat, bald das, was der Begriff unter sich hat. Wie erinnerlich¹⁾ fordert T. für alle Intellektualien im Gegensatz zu dem Leibniz'schen Exzeptionsversuch eine sensuale Grundlage und zwar in der inneren Empfindung. Zuweilen aber erscheinen als Sinnlichkeitsausgangspunkt mit auch jene Empfindungen, die zu Begriffen gestaltet (die Kantischen „empirischen Begriffe“) sich den Intellektualien als ihren Prinzipien unterordnen. Im letzteren Fall wird also an das Problem gerührt, das Crusius schon sah²⁾ und Kant dann in den Mittelpunkt stellte. Wie bei den aus äußerer Erfahrung stammenden Begriffen vermutet T. auch bei den Vernunftbegriffen als Hauptgefahr den totalen oder partiellen Ersatz der reinen Empfindung durch Phantasiegebilde — die Frage, ob hierin äußerer und innerer Sinn analog stehen, hat er nicht aufgeworfen und damit ein flagrantes Beispiel vorschneller Erweiterung des Anwendungsgebiets geliefert, die er selbst gerügt hatte.³⁾ Erst durch nähere Ausführung bei T. tritt der Fehler zu genauer Parallelisierung des inneren und des äußeren Sinns, den Locke begangen hatte, deutlicher heraus. Nicht die Einmischung der Phantasie schafft auf dem Innengebiet Schwierigkeiten,⁴⁾ sondern die enorme Unfähigkeit des Menschen, die Innentatsachen überhaupt zu fassen, ins Licht des Bewußtseins zu rücken.

Gehen wir zu dem weiteren nachzuprüfenden Erkenntnisstadium, der Bearbeitung der Empfindung durch die Vorstellungs- und Denkkraft, so ist hier T. im Besitz einer vorgeschritteneren Psychologie als Locke. Eben durch näheren Verwirklichungsversuch stellt sich nun aber heraus, daß die psychologische Methode mit der speziellen Intention, durch direkt psychische Mittel die Entstehungsweise eines Begriffs aufzustellen, in den seltensten Fällen sich an-

1) Oben pag. 81. 89.

2) Oben pag. 35.

3) Oben pag. 88 ff.

4) Dies kommt nur dadurch heraus, daß T. fast für jede falsche oder unterlassene Anwendung von Intellektualien die Phantasie verantwortlich macht, cf. später Cramers Zeitschr. 1783, S. 162: Der Satz vom Grunde ist „kein so allgemeines Gesetz unserer ganzen Erkenntniskraft, daß wir auch nicht einmal dagegen phantasieren könnten.“ — Die Phantasie wirkt für die innere Erfahrung geradezu erkenntnisbildend, sofern wir hier kein eigenes Sinnesorgan haben und die inneren Tatsachen nur symbolisch, in Bildern, die dem Gebiet der äußeren Erfahrung entlehnt sind, auszudrücken vermögen.

wenden läßt. Die Innenprozesse, die zur Empfindung Zusätze anderweitigen Ursprungs (der Phantasie) fügen, liegen so wenig wie die, welche Einfaches zu einem Wahrnehmungsbild komponieren, der unmittelbaren inneren Beobachtung offen, machen sich auch nicht durch direkt psychische Anzeichen, wie Lebhaftigkeit, Stärke u. a. nachträglich kenntlich. Es ist vielmehr allermeist nur möglich, auf indirektem Wege, durch Zuhilfenahme logischer Prozesse, durch Vergleichen der jetzigen Erfahrung mit früheren, durch experimentierendes Abwechseln mit den Umständen, durch Achten auf widerspruchsvolle Konsequenzen etc. die Genesis der Begriffe zu erforschen.

Die psychologische Methode hat aber noch ein weiteres Ziel — sie heiße psychologische Methode im engsten Sinn —, nämlich nicht mehr „bloß“ die Tatsächlichkeit, sondern die Notwendigkeit bestimmter Erkenntnisgebilde nachzuweisen, sie als Wesensausfluß des Subjekts aufzuzeigen. Mit diesem Begriffe der „natürlichen“ Notwendigkeit oder spezieller der substantiellen kommen wir zum Spezifischen des T'schen Weges. Er liegt aber in der Locke'schen Richtung insofern auch, als beidemale beim Erkennen ein Regreß aufs Subjekt, die Psyche Platz greift. Der sensitive Erkenntnisinhalt, weil wesentlich vom Objekt her bestimmt, kommt jetzt nicht in Betracht, sondern das Denken, speziell die Fundamentalien, die Grundbegriffe¹⁾ und vor allem die Grundsätze — bei letzteren tritt ja der Aufweis von Phantasieeinmischung von selbst mehr zurück.²⁾ Zufälliges soll eliminiert werden bei dem neuen Verfahren, das Notwendige soll behalten werden. Dieses Notwendige ist insofern von dem „bloß Tatsächlichen“ verschieden, als es in „ideelle“ (Husserl) Existenzweise übergeführt und ins allgemeine Wesen eines Dings, hier des Subjekts aufgenommen ist. Aber es basiert doch seinerseits auf einer Tatsächlichkeit mit einer bestimmten Eigenschaft, dem Merkzeichen des Nötigenden, Ständigen, Unvermeidlichen. T. spricht hier von einem „Gefühl der Notwendigkeit.“³⁾ Nur mit Hilfe jener Fundamentalien kann das Subjekt denken, erkennen, ohne sie nicht, das wäre der gelungene Nachweis. Freilich muß T. gestehen, daß dieser Nachweis mit seiner Methode selten, eigentlich nur beim Widerspruchsgesetz gelinge.⁴⁾ Dieses Manko

1) „Spekul.“ S. 54 A.

2) cf. übrigens Crusius oben pag. 35.

3) Oben pag. 78.

4) Oben pag. 80.

ist jedoch nicht auf Rechnung der Methode zu setzen, weder der psychologischen, noch später der Kantischen, wo es wiederkehrt — nur von Kant nicht zugegeben. Es liegt eben auf der Tatsachenseite: den geistigen Gesetzen, den „noologischen“ (Eucken), ja schon den logischen fehlt das auf dem Naturgebiet zu treffende absolut Zwingende, man kann gegen sie sündigen; sie sind deshalb immer Naturgesetz und Normalgesetz zugleich.

Daß die nominalistische Subjektivierung der Bedeutung des Denkens infolge dieser Wendung der Methode, die Fundamentalien aus der Natur des Subjekts als notwendig abzuleiten, sich zunächst noch verschärft, ist klar. Doch hat T. schon die Einsicht, mehr als „bloß“ subjektiv seien sie trotz ihrer subjektiven Existenzform; diejenige Art der Methode, welche Phantasiebestandteile eliminiert, mache die Fundamentalien zur „reinen Luft“, ¹⁾ zu einem Medium, das die Objektivität ungetrübt und ungeändert hindurchscheinen läßt, auch die soeben betrachtete Art zeige in jenem Gefühl des Zwangs „etwas Objektivisches“ auf. Mit solchen Bemerkungen streift T. an den neutralen, über den Gegensatz subjektiv-objektiv hinausstrebenden Gültigkeitsbegriff. „Bloß“ subjektiv ist das Willkürliche, objektiv das Notwendige.

Der deutschen, rationalistischen Philosophie, welcher T. grundsätzlich treu bleibt, macht er den Vorwurf, daß sie die kritische Grundfrage der Engländer nicht stelle, also — mit Kant zu reden — „dogmatistisch“ sei; zugleich aber das Kompliment, daß ihre materialen Begriffsbestimmungen doch das Richtige, dem kritischen Maßstab allermeist Standhaltende treffen. Auch der Rationalismus hat von Haus aus in der Kontrolle der Sinnlichkeit durch das Denken ein kritisches Moment, das aber in damaliger Zeit schon wegen der Illusion, welche den Sinnlichkeitsbeitrag im Interesse der Verselbständigung des Denkens häufig für autogenen Vernunftinhalt nahm, wenig in Aktion treten konnte. T. teilt diese Illusion nicht, stellt aber die kritische Frage doch im empiristischen Sinn.

Von den Beziehungen zur deutschen Philosophie im einzelnen ist folgendes bemerkenswert. Leibniz ist auch hier der große, aber nicht blind bewunderte Heros: er ist hilflos gegenüber der kritischen Frage. Das offensichtliche Studium der *Nouv. essais* ²⁾ hat entschieden auch zur Wiederauffrischung von Locke und zur Befestigung der Versöhnlichkeitstendenz gedient.

1) Oben pag. 80.

2) Oben pag. 83, Z. 1.

Auch Wolff ist epochemachend, ein noch andauernder Aufschwung der deutschen Philosophie geht auf ihn zurück. Ihm kommt gegenüber den Engländern die Vertrautheit mit der Mathematik zu statten. Denn der Grundgedanke der mathematischen Methode, von Äußerlichkeiten abgesehen, ist richtig, kommt in der Voranstellung der Prinzipienlehre, der Ontologie zum Ausdruck, und seine mit gründlicher Deduktion fortschreitende Lehrweise, die ihm von der leichtgeschürzten Populärmanier den Vorwurf des Scholastizismus eintrug, hat noch die Zukunft für sich, sobald die englische analytische Richtung, welcher die Gegenwart gehört, ihre Bestimmung erfüllt haben wird. Wie Tetens urteilt auch Kant über Wolff. Auch ihm ist er einerseits der Klassiker des Dogmatismus, andererseits der Urheber „des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland“;¹⁾ was ihm fehlt, ist eine Propädeutik, die das an sich richtige Verfahren begründen und die Grenzen seiner Giltigkeit bestimmen sollte. Was T. „metaphysische Methode“ heißt, geht auf die Versuche der Wolffschen Schule, nicht bloß den Satz vom Grunde, sondern auch alle weiteren Prinzipien aus dem Widerspruchssatz abzuleiten. Daß die aussichtsreichen Anfänge, den Satz vom Grunde zu spezifizieren (Crusius und der vorkritische Kant) ignoriert werden, hängt wohl u. a. damit zusammen, daß noch nicht einmal seine Allgemeingiltigkeit bei der Mehrzahl feststand.

Als Fortentwickler des psychologischen Erbes von Wolff kommt vor allem Sulzer für T. in Betracht. In der Ontologie aber, um die sich vorl. Schrift dreht, sind die führenden Geister jetzt Lambert und Kant.

Mit Lambert berührt sich T. in folgendem. Die „Vervollkommnung der Metaphysik“ ist schon genannt. Die „Architektonik“ hat offenbar die Bestrebungen um eine Ontologie, denen „Spekul.“ gewidmet ist und die Eschenbach schon mit dem Namen „Grundlehre“ belegte,²⁾ bei T. aufs neue mit angeregt. Die einfachen Begriffe, heißt es Archit. § 74, einzeln und unter einander kombiniert machen zusammengenommen ein System aus, welches notwendig jede ersten Gründe unserer Erkenntnis enthält. Namen dafür seien Grundlehre, Grundwissenschaft, Architektonik (Wort aus Baumgarten), Urlehre etc. Als solche Begriffe werden genannt:

1) Riehl, Kritiz. I², S. 209.

2) Oben pag. 28.

Ding, eins, etwas, möglich, wirklich, notwendig, ganz, Teil, Eigenschaft, Größe, Ordnung, sein, nichtsein etc.¹⁾ Die Begriffe werden unter die „abstrakten und transzendenten“ gerechnet.²⁾ Neben den Begriffen stehen Sätze. Mit gleich zu nennenden Kantischen Gedanken stimmt Lambert überein, wenn er sagt, man dürfe in der Philosophie nicht, wie Baumgarten getan, mit Definitionen anfangen,³⁾ und man könne heutzutage erst Materialien zu einem künftigen Lehrgebäude der Metaphysik liefern.⁴⁾ Die T.'sche Ausstellung an Locke wegen Beiseitesetzung der Mathematik kommt bei Lambert: es scheine Locke der Einfall gefehlt zu haben, das, was die Meßkünstler in Absicht auf den Raum getan haben, in Absicht auf die übrigen einfachen Begriffe ebenso zu versuchen.⁵⁾ Baco wird genannt als der, welcher die Vorurteile genauer ins Licht stellte.⁶⁾ — Wichtig bei Lambert ist der Begriff Form, den schon Piscator, der Kommentator des Ramus, erweitert, abstrakt-transzendent gemacht habe.⁷⁾ Locke hat diesen Begriff ja auch, aber Kant hat ihn wohl am ehesten aus Lambert, denselben vom Gebiet der gewöhnlichen Logik auf das der neuen transzendentalen Logik übertragend. Des T. Formbegriff ist nicht scharf gefaßt,⁸⁾ spielt übrigens in „Spekul.“ keine Rolle, erst in Hw. Aber schon in der Sprachschrift ist die gegen Humes Identifikationsversuch gerichtete Gegenüberstellung von Gedanke und Stoff zu einem Gedanken da⁹⁾ und kann auf die Architektonik weisen. — Bei der Lehre von den Verhältnissen könnte Lambert die Betonung ihrer Idealität gefördert haben. Die Verhältnisse sind „an sich nur etwas Ideales, ungeachtet dennoch das, was dabei in den Dingen selbst zu Grunde liegt, real sein kann.“¹⁰⁾ Ist wohl zu verstehen wie Hw. I, 278: „Der Grund dieser Beziehungen . . (fundamentum relationis) kann etwas Absolutes in den Objekten sein; aber was ist die Beziehung selbst noch mehr als ein Gedanke in der Denkkraft?“ Schon Wolff sagt: *relatio nullam enti reali-*

1) Archit. § 1.

2) Archit. Vorr. S. XVIII.

3) Archit. Vorr. S. XVII; cf. Tetens oben pag. 91.

4) Archit. Vorr. S. XVI; cf. Tetens oben pag. 92.

5) Archit. § 10.

6) Archit. § 5; cf. Tetens oben pag. 76. 93.

7) Archit. Vorr. S. XVI.

8) Oben pag. 78.

9) Oben pag. 64.

10) Archit. § 411.

tatem superaddit, quam in se spectatum non habet.¹⁾ Mit der aus Leibniz stammenden und schon in der Sprachschrift hervorgetretenen Ansetzung, diese Verhältnisse seien Verhältnisse zwischen Dingen, Substanzen, streitet die andere Annahme, sie seien nur idealer Natur, vom Subjekt eingelegt, in keiner Weise. Im Verfolg spielt bei T. die Fortbildung des Verhältnisbegriffs dieselbe Rolle für die Lehre vom Denken, wie bei Kant die Fortbildung des Formbegriffs. — Daß Lamberts Lehre vom Schein, wie sie im Nov. Org. vorliegt, Tetens im Hw beeinflusst hat,²⁾ sei antezipiert. — Wenn T. die Architektonik als Meisterwerk im Zergliedern, im Herausstellen des Gehalts und Umfangs der transzendenten Begriffe aus ihrer Anwendung in Einzelfällen, also Lambert als großen Analytiker feiert,³⁾ wie Kant es tut,⁴⁾ so steht hier anders als sonst bei T.⁵⁾ Analytiker im Gegensatz zum Kritiker:⁶⁾ Lambert hat wohl die inhaltlichen Bestandteile der Begriffe richtig aufgefunden, aber dabei die Giltigkeitsfrage nicht gestellt. — Der Hauptunterschied von T. und Kant in der Verwertung von Lambert ist, daß Kant und Lambert die Metaphysik auf Grund der Logik, Tetens mit Locke auf Grund der Psychologie verbessern wollten.

Von besonderen Interesse ist das Verhältnis der vorl. Arbeit von T. zu zwei Kantischen Schriften, zur Preisschrift pro 1763 „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral“ und zur Inauguraldissertation von 1770 „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis.“ Die erstere Schrift wird nicht ausdrücklich erwähnt, aber schon die Kapitelüberschrift „Evidenz der spekulativischen Philosophie“ nimmt offenkundig auf den Titel der mit Kants Abhandlung zusammen gedruckten Preisschrift „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften“ Bezug.⁷⁾ Direkt auf Kant braucht sich die Nennung Newtons,⁸⁾ zu dessen Methode sich Kant damals bekannte, nicht notwendig zu beziehen. Jedoch die schärfere Gegen-

1) Ontologia § 857.

2) Hw. I, S. 548: Der 2. Band des N. O. liege vor ihm aufgeschlagen.

3) „Spekul.“ S. 82.

4) Refl. II, No. 231.

5) cf. oben pag. 75.

6) Ähnlich Kant, Brief an Herz 24. Nov. 1776: unsere großen Analysten Baumgarten, Mendelssohn, Garve.

7) Oben pag. 13 f.

8) Oben pag. 92.

überstellung von Mathematik und Philosophie¹⁾ macht uns den Eindruck des Anklangs an Kant und ebenso die Aufrollung des Gegenwarts- und Zukunftsbilds der Philosophie. Man vergleiche nur das Wort von Tetens: „Ist die Zeit der Systeme schon da?“ und von Kant: „Es ist nur die Zeit noch nicht, in der Metaphysik synthetisch zu verfahren.“²⁾ In der Vorrede zu Lamberts Architektur fanden wir ja beide berührten Punkte ebenfalls; aber auch die Vorrede dieses 1764 niedergeschriebenen Buchs kann gar wohl durch die damals eben publik gewordenen Ausführungen Kants angeregt sein.

Die Dissertation wird ausdrücklich zitiert, nämlich dreimal die Raumtheorie³⁾ und einmal das Drängen derselben auf Unterscheidung der reinen Verstandsbegriffe von den Begriffen der sinnlichen Erkenntnis.⁴⁾ Ja die Kantische Schrift hat geradezu die von Tetens hervorgerufen, dieser wollte zu dem von Kant angeschlagenen Thema, einer Methodologie der Metaphysik, auch ein Wort in die Wagschale werfen. Dabei ist ihm der Grundgedanke der Dissertation so wichtig, daß er ihn, allerdings nach seiner Art kombiniert mit anderen Philosophemen und dadurch nivelliert, als ersten Hauptpunkt noch vor der gewöhnlichen Lockeregeln in das Realisierungsgeschäft einstellt. Der Kantische Grundgedanke, vielleicht aus einer Anregung Eulers entsprungen,⁵⁾ warnt in einer „methodologischen“,⁶⁾ „propädeutischen“,⁷⁾ eine bloß „negative Wissenschaft“⁸⁾ oder „ars docimastica“⁹⁾ darstellenden Untersuchung vor dem „vitium subreptionis“, daß, was sich auf Erkenntnisse der raumzeitlich vorgestellten Welt bezieht, auf Erkenntnisse der intelligiblen Welt ausgedehnt werde,¹⁰⁾ fordert auf, die Begriffe des Verstandes rein zu erhalten vor dem contagium mit der Auffassungsweise der Sinne.¹¹⁾ Nur durch diese „Befreiung des Intellektuellen

1) Oben pag. 91.

2) Kant Akad. Ausg. II, S. 290.

3) „Spekul.“ S. 28 A.; 54 A.; 46.

4) „Spekul.“ S. 52.

5) In dessen Briefen an einen deutschen Fürsten, Diss. § 27.

6) Diss. § 23: Methodus antevertit omnem scientiam; was in der Metaphysik tentatur ante hujus praecepta, temere conceptum videtur.

7) Diss. § 30.

8) So an Lambert.

9) Diss. § 24.

10) Diss. § 24.

11) Diss. § 23.

von den Bedingungen der Sinnlichkeit“ (Paulsen) werden die Widersprüche aus der Metaphysik hinausgeschafft, die, wie ergänzend die „Reflexionen“ zeigen, Kant schon damals in der Form von Antinomien stark umgetrieben haben. Das Endergebnis dieser Bestrebungen wäre eine „neue Ontologie“ (Riehl).¹⁾ Haben wir oben gesagt, das kritische²⁾ Ziel, die nachprüfende Frage: Ist Metaphysik eine menschenmögliche Wissenschaft? gehe auf Locke zurück, so ist der aktuellere Anteil Kants dabei nicht zu übersehen.

Die Kantische Grundforderung bei der kritischen Arbeit soll nun der Sache nach oder doch im Resultat identisch sein mit der Leibniz-Wolff'schen, welche befiehlt, das Bildliche, Sinnliche von dem Verstandesmäßigen zu scheiden,³⁾ oder objektiv mit der Wolff'schen Ontologie ausgedrückt, das Materielle, aber auch das Immaterielle, Geistige einerseits von dem Transzendenten oder Ontologischen andererseits zu trennen. Ontologisch betrifft dabei das allem Seienden, körperlichen und geistigen Wesen Zukommende. Zu dieser ersten Gleichsetzung tritt eine zweite, nämlich die mit der Lockeschen Forderung, bei den Begriffen nachzuweisen, ob sie aus der Sensation oder aus der Reflexion oder aus beiden Quellen zugleich stammen.

Sehen wir auf die beiden ersten Begriffsklassen, die jedenfalls nach den Intentionen der deutschen Philosophie näher zusammengehören, so wird ihr Unterschied richtiger durch die ontologische als durch die psychologische Formulierung charakterisiert. Mag die Art der subjektiven Existenzweise (Begleitetsein von bestimmten Gefühlen etc.) für die Genesis der Distinktion grundlegend gewesen sein, so handelt es sich in unserem Fall doch um den Inhalt, Gegenstand. Die englische Philosophie gesteht dies ein, indem sie, wie die deutsche von Seinsgebieten, so von zwei Erfahrungsgebieten spricht. Die Tetens'sche Realisierungsvorschrift nun will warnen vor einer allzurassen Generalisierung, die unserem nach Induktionen und Analogien arbeitenden Denken so leicht passiert, indem Merkmale, Methoden, Prinzipien des einen Spezialgebiets zu unvorsichtig auch auf das andere Gebiet ausgedehnt werden. Das Merkmal des

1) Kritiz. I², S. 348.

2) Das Wort Kritik in Locke 4. B., 21. Kap., § 4 (Vaihinger, Kant-kommentar I, S. 157).

3) Leibniz z. B. in den „Bemerkungen über die Ansicht des Pater Malebranche, wonach wir alles in Gott schauen“ vermißt bei Locke die Unterscheidung von Bild und Idee.

Räumlichen darf nicht aufs psychische Gebiet übertragen werden; bei dem aus der inneren Erfahrung stammenden Kausalbegriff ist seine Ausdehnung auch auf die Außenwelt eine erst zu untersuchende Frage. Der heutige Streit über die Methode der Natur- und Geisteswissenschaften liefert ein Beispiel für die Wichtigkeit dieses Punkts. Er käme in letztem Grunde darauf hinaus, dem Erkenntnisobjekt oder Inhalt ein Mitbestimmungsrecht über die sie ordnenden, regierenden Formen und Prinzipien, kantisch ausgedrückt der Erfahrung ein solches über das Apriorische, Transzendente zuzugestehen. Das Kriterium darüber, ob ein Begriff über das Gebiet hinaus, auf dem er als naiv verwendetes Erkenntnismittel vorgefunden wurde, auch auf andere Gebiete sich soll übertragen lassen, muß doch in der erfolgreichen Probe liegen, ob ein weiteres Gebiet sich diesen Begriff als König gefallen läßt oder nicht. Dieser Konsequenz geht mit dem ganzen Rationalismus Kant aus dem Wege, aber auch Tetens versäumt es sie deutlich zu ziehen, das Merkmal, das das Recht zur Übertragung gibt, auszusprechen.

Bei der dritten Klasse von Begriffen hat die Locke'sche und Wolff'sche Fassung Ähnlichkeit: Begriffe, deren Merkmale das der äußeren und inneren Erfahrung resp. das der materiellen und immateriellen Welt Gemeinsame ausdrücken.¹⁾ Man bekommt sie auf dem Abstraktionsweg, von dem Speziellen abzusehen und das Übrigbleibende zu ponieren. Mit ihnen sind die Kantischen Noumena nur insofern gleichzusetzen, als auch schon vor Kant mit jenen Begriffen trotz jenes Abstraktionsverfahrens bei ihrer Gewinnung doch eine neue Wahrheitsquelle, die Vernunft, und ein neues Wahrheitsgebiet, das einer eigenen metaphysischen, übersinnlichen Wirklichkeit, eröffnet werden wollte.²⁾ Kant selbst empfindet mehr den Gegensatz als den Einklang mit Leibniz-Wolff (da er die bloße Gradualität des Unterschieds zwischen sensual und intellektual, die daneben besteht, allein ansieht), knüpft mit seiner Unterscheidung an die antiquitas, die schola veterum an. Auch Tetens zeigt ein Bewußtsein der Verschiedenheit des Kantischen Standpunkts, aber nur schwach.³⁾ Mit der Bezeichnung *abstrahentes* anstatt *abstracti* will Kant den Abstand der Vernunftbegriffe von

1) Beispiele bei Locke Kraft, Dasein, Einheit 2. B., 3.—7. Kap.

2) Die rationalistische Hypostasierung der Begriffe steht damit in Zusammenhang.

3) Oben pag. 88.

denen der sinnlichen Wahrnehmung zum Ausdruck bringen.¹⁾ Über das Verhältnis des höheren Wirklichkeitsgebiets zum phänomenalen²⁾ herrscht bei Kant ein Schwanken: teils ist es eine weitere Welt neben der sensiblen, teils steht sie hinter dieser, als das „An sich“ der sinnlichen Dinge, charakterisiert durch das *mutuum commercium substantiarum*. Im übrigen sind die Grenzen zwischen Sinnenwelt und Intellektualwelt schärfer als bisher gezogen: 1. Die Raumzeitlichkeit bestimmt die erstere und zwar deutlicher als ihr Empfindungscharakter. 2. Die logische Bearbeitung der ersteren, ihre Erhebung zu größerer Klarheit und Deutlichkeit ändert an ihrem Sinnlichkeitshabitus nichts. Folgen dieser Abgrenzung sind, daß Raum und Zeit aus der Reihe der Vernunftbegriffe, die von ihnen beherrschte Mathematik aus der Reihe der Vernunftwissenschaften ausscheiden und auf die sinnliche Seite treten, ferner daß die Erscheinung aufhört Vorstufe, Übergangsstadium zu sein, daß es von ihr zwar eine *cognitio verissima*, aber eben ewig nur *c. sensualis* gibt. Dieser scharfen Grenzbestimmung ist Tetens nie beigetreten, er hat das Originale an Kant, den Begriff des *intuitus purus*, nicht verstanden.

Die kritische Forderung Kants in der Diss. lautet, man dürfe die Vernunftkenntnis nicht durch Aussagen verfälschen, die lediglich Merkmal sinnlicher Erkenntnis sein können. Tetens macht von dieser Forderung schon beim Verhältnis der zwei Arten sinnlicher Erkenntnis zu einander Gebrauch: Das Merkmal der Räumlichkeit darf nicht vom materiellen aufs immaterielle Gebiet übertragen werden. Er warnt dann vor allem vor Verwechslung des letzteren, immateriellen Gebiets mit dem des Vernunfterkennens wie solche selbst Leibniz in seinen kosmologischen Sätzen von Bewegung, bewegender Kraft etc. passiert sei. Er berührt damit ein schwieriges Thema; dies beweist nicht bloß die Leibniz'sche Metaphysik der Monaden, auch die Kantische Erkenntnistheorie, welche zwar inneren Sinn und transzendente Apperzeption scheidet, aber doch nicht allen Fragen gerecht wird, wie das Fries'sche Problem und die Verhandlungen bis heute über psychologisch und noologisch zeigen. In der Dissertation stellt Kant einerseits den inneren Sinn ganz in Parallele zum äußeren als sinnliche Erkenntnis übermittelnd und bezeichnet die rationalen Begriffe als *dati*, anderer-

1) Diss. § 6.

2) Terminologisches Interesse hat der Ausdruck Wolffs *mundus aspectabilis* cf. Eschenbach, *Metaph.* § 78.

seits läßt er letztere aus den psychologischen Prozessen attendendo¹⁾ oder intuitive²⁾ gewonnen sein. Tetens, wie wir beim Hw. sehen werden, mit Kant einig, zeigt im „Spekul.“ eine große Unsicherheit, was der 2. und was der 3. Begriffsklasse zuzuweisen sei.³⁾ Beispiele dafür, wie die sinnlichen Bestandteile von den rationalen Begriffen wegzuläutern seien, finden sich bei Kant am Schluß der Dissertation, bei Tetens erst in einer späteren Schrift.

Tetens nennt wie Lambert die Begriffe der obersten Klasse transzendent oder später auch,⁴⁾ was bei ihm dasselbe ist, transzendental. Man kann von hier aus den anfänglichen Sinn dieses Grundbegriffs der Kantischen Philosophie verstehen, der „bei weitem das schwierigste terminologische Problem bei Kant, ja in der ganzen neueren Philosophie darbietet.“⁵⁾ Transzendent heißt übersinnlich. Worauf die negative Bezeichnung hindeutet, ist das Positive des Vernunftmäßigen. Durch Verbindung mit dem syllogistischen Wissensideal bedeutet es das höchste Allgemeine, das aber nicht in der Luft hängt, sondern sich auf die Wirklichkeit als allgemeinste Aussage darüber richtet. Von diesen verschiedenen Momenten ist bei den Scholastikern, den Urhebern der Bezeichnung, das des obersten Allgemeinen naturgemäß am stärksten betont, transzendent heißen bei ihnen die über den Prädikamenten oder Kategorien liegenden, auf diese selbst anwendbaren allgemeinsten Begriffe, z. B. *res*, *ens*, *unum*, *verum*, *bonum* etc. Aber auch schon die Beziehung auf die Vernunft findet sich; wenigstens setzt Suarez die prädikamentalen Relationen mit den realen, die transzendentalen mit den rationalen gleich. Ebenso die Beziehung auf die Wirklichkeit: jene Begriffe sind *rebus omnibus cujusque generis convenientes* oder *universalissimam communitatem omnium rerum communitatem significantes*. Die Sachlage ist bei Wolff und Baumgarten noch ganz ähnlich,⁶⁾ nur müßte

1) § 8.

2) § 15, Schluß.

3) Oben pag. 90.

4) Cramer, „Beiträge“ 1778, S. 177: „transzendente oder wie bei den Scholastikern transzendente Begriffe.“

5) Vaihinger, *Kantkomm.*, I. S. 467.

6) cf. Eschenbach, *Metaph.* § 78 in Wolff'schem Sinn *transcendentaliter* seu in abstracto seu in genere sumtum. Wenn E. ebenda von *mundus transcendentalis* spricht, so ist das nicht dem Wortlaut, aber dem Sinn nach Wolffisch. Auch Lambert setzt abstrakt und transzendent gleich oben pag. 101. Kant verbindet die *unitas tr.* mit der Apperzeptionslehre.

jene Bezeichnung konsequenterweise auf alle Begriffe der Ontologie ausgedehnt werden, wie es bei Lambert und Tetens auch geschieht, denn die Ontologie ist die Wissenschaft, welche die obersten, auf die Wirklichkeit „überhaupt“ gerichteten Vernunftprinzipien enthält;¹⁾ sie steht an der Spitze der Wissenspyramide, über Physik und Psychologie als den Wissenschaften von den spezielleren Gebieten des materiellen und immateriellen Seins. Daß die transzendenten oder ontologischen Begriffe nicht durch glattes Aufsteigen vom Spezielleren zum Allgemeineren gewonnen werden, daß vielmehr durch ihre Ableitung aus einer neuen Quelle, der Vernunft, ein Bruch entsteht, gleichsam ein Neuaufsatz auf den Pyramidenstumpf gestellt wird, davon zeigt Kant das deutlichste Bewußtsein mit seinem Distinktionsversuch: *abstrahit ab omni sensitico, non abstrahitur a sensitivis.*²⁾ Tetens mit seinem Ausdruck: das Sinnliche oder Bildliche wegläutern,³⁾ verschleiert mehr den Bruch,⁴⁾ zeigt aber sonst auch Einsicht in die konkrete Natur des Rationalen. Die Unklarheit, daß das Produkt aus einer konkreten Erkenntnisquelle, der Vernunft, einerseits als das blasse Allgemeine erscheint, bei dem die besonderen Determinationen der Sinnlichkeit noch fehlen, andererseits selbst als konkretes Gebilde mit speziellstem Inhalt, repetiert sich bei dem durch solche Gebilde gesetzten Wirklichkeitsgebiet; einerseits ist Objekt das noch undeterminierte Wirkliche, das Ding in seiner allgemeinsten Form, „Ding überhaupt“, andererseits das wesenhafte, durch sinnliche Prädikate nicht verunreinigte Wirkliche, „Ding an sich“ resp. das durch gar keine Sinnlichkeit zu erreichende höhere Wirkliche, das „*νοούμενον*“. Die Konsequenzen des Herzbriefs vom Febr. 1772

1) Auch Kant ist sich ja des Zusammenhangs seiner Transzendentalphilosophie mit der Ontologie nicht bloß in der Rückschau des Alters („Fortschr. d. Metaph.“: Die Ontologie . . . wird Transzendentalphilosophie genannt), sondern stets bewußt: Refl. II, 513. 159. 120; Kr. Khrb. S. 637 (wo auch Vaihinger, Komm. I, S. 470 die Bedeutsamkeit des „überhaupt“ hervorhebt: „System aller Begriffe und Grundsätze, die sich auf Gegenstände überhaupt beziehen“). Für Dissert. cf. oben pag. 104.

2) Diss. § 6.

3) Unten im „Gottesbegriff.“

4) Eine solche Verschleierung liegt auch dem instruktiven Urteil Eberhards über Lambert zugrunde (Lamberts log. u. phil. Abhandlungen, her. v. Bernoulli II, S. 345): „Wo ein transzendentaler Begriff im Außersinnlichen könnte angeschaut werden, fängt er (L.) doch mit der Bestimmung desselben bei dem Sinnlichen an.“

entfernen bei Kant für die theoretische Erkenntnis das „Ding an sich“ und das „Noumenon“ durch Aufnahme der empiristischen These, der Verkehr mit dem Wirklichen müsse sich stets durch die Sinnlichkeit vermitteln; im „transzendentalen Objekt“ der kritischen Zeit aber bleibt das „Ding überhaupt“ der Ontologie bestehen einschließlich des Schwankens zwischen allgemeinstem und speziellem Charakter.

Das zweite aus der Dissertation außer der Warnung vor sinnlicher Verunreinigung der Intellektualien, worauf T. Bezug nimmt, ist die Raumtheorie. Kant ist ihm hier derjenige, der in der auch sonst üblichen Subjektivierung am weitesten geht, noch weiter als Leibniz und Wolff. Daß er wie andere Kant mit Leibniz zusammenstellt, ist ihm nicht so sehr zu verübeln. Der genetische Zusammenhang mit Newton tritt ja in der Dissertation, die dem Urteil allein zu grunde liegt, keineswegs hervor. Leibniz ist von Kant durch ausschließliche Relativierung und zugleich Intellektualisierung des Raums getrennt.¹⁾ Von der Intellektualisierung hebt sich Kant in der Dissertation möglichst deutlich ab; das merkt auch T., wenn er von einer „anschaulichen Idee“ spricht,²⁾ ohne dem freilich dann weitere Folge zu geben. Hingegen in der Relativierung scheint Kant umso völliger mit Leibniz zu harmonieren, wenn von Koordination der Empfindungen mittels des Raumbegriffs die Rede ist. Es bringt T. nicht in Anschlag, daß mit der Subjektivierung des Raums, mit der Leugnung der objektiven Bedeutung der räumlichen Verhältnisse die diese Verhältnisse erst ermöglichende Absolutheit des Raums nicht hinfällt. Denselben Fehler, das nicht in Anschlag zu bringen, obwohl er darum weiß, macht T. bei seiner eigenen Theorie. Auch diese hebt mit der Leibniz'schen Relativierung an: Verhältnisse zwischen Empfindungen, seien es auch die Empfindungsakte, nicht die Empfindungsinhalte, die in Betracht kommen, werden zum Ausgang genommen; Empfindungen machen den Raum, nicht der Raum macht Empfindungen möglich. Freilich auf Grund solcher Abstandsverhältnisse zwischen Empfindungen bildet sich nun, unter Mitwirkung der Einbildungskraft, die Idee von dem Raum als Totalität, der seinerseits wieder erst die einzelnen Raumverhältnisse, das Lokalisieren von Gegenständen ermöglicht. Mit dieser Schluffassung des Raums als Totalität

1) Riehl, Kritiz. I², S. 326 f.

2) „Spekul.“ S. 54 A.

ist T. beim absoluten Raum angelangt, ebenso wie bei Locke, der damit Newton bedeutend sich nähert.¹⁾ Hiedurch ist auch die Berührung mit Kant gegeben, dessen Lehre T. die seinige nahe bringt. Freilich stimmt das Ende, der absolute Raum, nicht mit dem relativistischen Ausgang, sofern jener sowohl Wirkung als Ursache der einzelnen Raumverhältnisse ist. Daß die Betonung des Beziehungsaktes, der Aktualität des Raumbewußtseins eine weitere und zwar ausgesprochenerweise von Leibniz wegführende²⁾ Annäherung an Kant bedeutet, war schon da. Wenn T. besonders Gesicht und Tastsinn bei der Entstehung des Raumbewußtseins betont, so berührt er eine von der Kantischen Theorie ungelöste Frage, welche auf das Ziel einer freilich weniger widerspruchsvoll als im 18. Jahrhundert zu konstruierenden Vereinigung von absolutem und relativem Raum hindeutet.

Die zwei Motive Kants für Subjektivierung oder Idealisierung des Raums sind Sicherung der mathematischen Notwendigkeit und Beseitigung der Widersprüche der Metaphysik.³⁾ Ob in letzterer Richtung endgültig dadurch geholfen ist, daß man zwei widersprechende Aussagen in zwei verschiedene Ebenen legt, eine subjektive und eine objektive, müßte eine Kritik der Antinomienlehre zeigen.⁴⁾ Auch T. hat sich, wie wir sahen,⁵⁾ durch Widersprüche zur Psychologisierung oder Subjektivierung aller Erkenntnisgebilde bestimmen lassen. Er will jedoch eine nachträgliche Übertragbarkeit auf objektiven Boden nicht ausgeschlossen wissen, auch beim Raum nicht. Merkwürdigerweise läßt Kant in der Dissertation diese Möglichkeit beim Raum auch noch offen in der Erlaubnis, ihn als *omnipraesentia phaenomenon* zu fassen,⁶⁾ während ihm später konsequenterweise das „nur“ subjektiv außer allem Zweifel ist.

Auf die Kantische Unterscheidung *abstrahentes, non abstracti* könnte es zurückgehen, daß T. es kein passendes Bild findet zu sagen: unsere Begriffe „entspringen“ aus Empfindungen, Empfindungen sind eine „Quelle“ der Begriffe.⁷⁾

1) Riehl, *Kritiz.* I², S. 57.

2) *Hw.* I, S. 398.

3) *Diss.* § 23 ff.; *Ref.* II, Ziff. 533. 529.

4) Innerhalb der subjektiv phänomenalen Ebene bleiben die Widersprüche von kontinuierlich und diskret bestehen.

5) *Oben* pag. 96.

6) *Diss.* § 22.

7) *Oben* pag. 81.

Nachdem wir das Verhältnis von T. in „Spekul.“ zur englischen und zur deutschen Philosophie betrachtet haben, noch ein Wort über die Synthese beider Richtungen selbst! Das Programm von T. hierfür lautet: Die kritische Frage und kritische Methode kommt von den Engländern und ist Sache der Gegenwart; die inhaltlichen Begriffsbestimmungen können der deutschen Philosophie entnommen werden und ihre Systematisierung ist dann Sache der Zukunft. Faktisch hat sich T. aber nicht an dieses Programm gehalten, seine Synthese ist komplizierter. Er fügt den Begriffsbestimmungen auch Inhaltliches aus der englischen Philosophie bei; und in der Methode stellt er die ontologische, wie sie von Kant, aber auch von Leibniz-Wolff betrieben wurde, und die Locke'sche psychologische ohne weiteres als Punkt 1 und 2 des Realisierungsgeschäfts nebeneinander. Ja Kant verdankt er eine Hauptanregung, seine Schrift soll ein methodologisches Seitenstück zur Dissertation werden. Wie sich beide Punkte vertragen, der eine, bei dem die Sinnlichkeit Norm der Wahrheit, der andere, bei dem sie Ursache phänomenaler Verkleidung der Wahrheit ist, darüber spricht T. nicht weiter. Vertragen müssen sie sich, aber man hätte darüber reden sollen.

2. Kritischer Überblick über das Hauptwerk „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“ 1777, besonders über seine Erkenntnislehre.¹⁾

Die seinerzeit durch Sulzer angeregten Untersuchungen „über die Grundtriebe der Menschen“²⁾ erhalten im Hw. eine Erweiterung und Fortbildung. Eine Parallelentwicklung stellt Mendelssohn dar, der ebenfalls durch Sulzer in der Psychologie, hauptsächlich in der praktischen, für die Ethik wichtigen Seite derselben beeinflusst wurde und auf ihm weiter baute.

Die Methode ist im Hw.³⁾ die Lockes und der Naturforscher. Von der an Bonnet sich anschließenden „analytischen“ oder „anthropologischen“ Methode sagt T. sich los; man müßte sie besser die „metaphysische“ nennen, weil sie ein bestimmtes Verhältnis von

1) Der Titel in Anlehnung an Humes Werk.

2) cf. oben pag. 12. 55.

3) Eine orientierende Inhaltsübersicht über dasselbe bei F. Harms, Über die Psychologie von J. N. Tetens 1887. Ebenso in „Kieler Gel. Zeitungen“ 1777, S. 193. 641; „Gothaer Gel. Zeitungen“ 1778, S. 274.

Leib und Seele voraussetzt. Theorien und Hypothesen will T. eben beiseitesetzen und bloß auf Grund von Beobachtungen urteilen. Dabei gibt er aber einen Gegensatz von spekulativer und beobachtender Philosophie nicht zu. Nur solche Spekulationen sind unzulässig, welche Ausfluß des „Geistes des Systems“¹⁾ sind; sie können aber auch das „eine Auge“²⁾ sein neben der Beobachtung als anderem: auch „die Logiker und Metaphysiker“ haben ihr Verdienst. Freilich kommen solch spekulative Untersuchungen, die eigentlich Sache der „Grundwissenschaft“ oder einer „vernünftigen Metaphysik“ sind und deren Prinzipien wir in „Spekul.“ 1775 begegneten, im Hw. nur sporadisch³⁾ oder als Abschweifung vom Hauptplan⁴⁾ vor. Der Analogieschluß, den T. erlaubt, wenn er auch nur Wahrscheinlichkeit erzeugen kann, setzt Errungenschaften in jener Grundwissenschaft schon voraus. Eine wesentliche Schwierigkeit bei der Beobachtung ist, daß die Phantasie zugleich als Freund und als Feind behandelt werden muß.⁵⁾ „Je lebhafter die Phantasie ist, desto häufiger sind solche Meteoren, und dennoch siehet man man auch ohne eine starke Phantasie nichts.“

Der Hauptplan ist psychologischer Natur. Auch bei Abschweifungen wird er nicht ganz aus dem Auge verloren. Die Frage nach der Grundkraft ist die größte Frage in der Psychologie⁶⁾ und bleibt leitender Gedanke. Freilich kann sie nicht beantwortet werden, weil wir keine Idee von den ersten ursprünglichen Wirkungen derselben haben.⁷⁾ Soweit ihre Wirkungen in der Erfahrung faßbar sind, sammelt T. sie auf. Erst hintennach wagt er ein Raisonement auf das Seelenwesen selber.⁸⁾ Er sucht dabei zu vermitteln zwischen Materialismus und Immaterialismus unter Benützung von Leibnizens Definition von Seele und Körper als einem Ding und einem Haufen mehrerer vereinigter Dinge,⁹⁾ sowie von Mendelsohns Phädon.¹⁰⁾

1) Hw. I, S. 294.

2) Hw. Vorr. S. XXIV.

3) Vorr. S. XXIII; I, S. 142 ff. (einartig und verschiedenartig, absolut und relativ); I, S. 334 (die 3 Gattungen der Verhältnisse); hier ist also die Ontologie Hilfswissenschaft für die Psychologie. „Grundbegriffe“, „Verstandesbegriffe“ kommen im Hw. vor I, S. 360. 388. 337.

4) cf. 6.—8. Versuch.

5) Vorr. S. XVII f.: Reimarus vorn pag. 32, Z. 5, Crusius pag. 35, Z. 4.

6) I, S. 733.

7) I, S. 737.

8) 13. Versuch.

9) II, S. 181—84; auch Eschenbach, Metaph. § 29.

10) II, S. 196. — Auch Sulzer hat eine ähnliche Stellung wie T. (A. Palme, Sulzers Psychol. 1905, S. 18).

An Wirkungsarten oder Vermögen der Seele kann man bei T. je nachdem 2, 3, 4 oder 5 zählen. 2: Aktivität und Passivität oder Rezeptivität. Zu letzterer würde aber nicht einmal die unterste Stufe, Gefühl oder Empfindung, ganz gehören, sofern schon in ihr eine mehr passive und eine mehr aktive Seite unterschieden wird als Modifikationen haben und dann auf sie reagieren. 3: Gefühl, Verstand (Vorstellen und Denken umfassend) und Tätigkeitskraft.¹⁾ Am genauesten dürfte T.'s Meinung durch die Vierteilung getroffen werden: Vorstellen und Denken bilden selbständige Rubriken; Gefühl und Tätigkeitskraft bleibt.²⁾ Eine Fünfteilung würde resultieren, wenn T. der etlicherseits vorgeschlagenen Trennung von Empfindung und Empfindnis in 2 Vermögen zustimmen würde, während er lieber von „2 Seiten“ des einen Vermögens spricht.³⁾ Unter Empfindnis oder Rührung ist das zu verstehen, was wir heute Gefühl (= Lust oder Unlust haben) heißen. Verstand und Wille, theoretische und praktische Tätigkeitskraft unterscheidet sich bei T. so, daß die Aktivität sich im ersten Fall auf frühere Modifikationen lenkt, im letzteren auf neue Veränderungen in der Seele oder im Körper oder in beiden zugleich.

Ob T. die Kantische Dreivermögenslehre, die Würdigung des Gefühls als 3. Vermögen⁴⁾ neben den traditionellen des Intellekts und Willens beeinflusst hat? Elsenhans⁵⁾ hat jedenfalls Recht, wenn er darauf dringt, die Anregung von T. gegenüber der von Mendelssohn, den J. B. Meyer in erste Linie rückt, und der von Sulzer, von dem Palme spricht, nicht zu unterschätzen, wenigstens in der Form der Bestätigung eigener Ansichten anzuerkennen. Eine zeitlich der Lektüre von T. Hw. nahestehende Äußerung aus dem älteren Manuskript der von Pölitx herausgegebenen Kantischen Metaphysikvorlesungen⁶⁾ enthält eine der T.'schen Ansicht verwandte Bemerkung über das Gefühl: es sei ein besonderes Vermögen; freilich sei seine Bedingung das Erkenntnisvermögen, von dem es doch verschieden sei. „Alle Lust und Unlust setzt Erkenntnis vom Gegenstande voraus; entweder eine Erkenntnis der

1) I, S. 625.

2) II, S. 150.

3) I, S. 214.

4) Über T. eigene frühere Stellung cf. oben pag. 55–58.

5) Archiv für Gesch. d. Philos. Bd. XX, S. 230.

6) Pölitx S. 166 f.; später hält Kant eine ähnliche Beziehung zur „Urteilkraft“ fest.

Empfindung, oder der Anschauung, oder der Begriffe“ etc. Verwandt ist diese Bemerkung mit der Position von T. darin, daß das Gefühl mit der Erkenntnis der Empfindung als seiner Voraussetzung im Zusammenhang gebracht wird. Wenn auch die Erkenntnis der Anschauung und der Begriffe genannt wird, so spricht T. davon nicht, weil bei ihm die Ansicht vorliegt, je intellektualisierter eine Empfindung wird, je schwächer wird ihr Affektionscharakter. Der Hauptunterschied ist, daß Kant das Gefühl als besonderes Vermögen bezeichnet, eine Ansicht, die T. als Vorschlag einiger nennt, aber nicht teilt. Eine höhere Würdigung des Gefühls tritt ja bei Kant schon frühe zutage, in der Preisschrift und im Aufsatz vom Gefühl des Schönen und Erhabenen. Es mögen damals Äußerungen Sulzers über größere Selbständigkeit des Gefühl für ihn mitbestimmend gewesen sein, die dieser 1759 und 1763 tat, die jedoch Episode geblieben sind. Im übrigen waren sowohl Sulzer als Kant und Tetens von Momenten tangiert, die auf stärkere Hervorhebung des Gefühls hinzielten, so die Affektenlehre, religiöse und literarische Strömungen, Ethik und Ästhetik. An die Affektenlehre erinnert bei T. die „affizierende Empfindung“¹⁾ und die Anführung Des-kartes.²⁾ An gewisse religiöse und literarische Strömungen sein Vorschlag, das in den Schriften der Herrnhuter und in der Klopstockischen Gelehrtenrepublik vorkommende Wort „Gemuthlich“ aufzunehmen.³⁾ Von ästhetischen Autoren zitiert T. eben Sulzer.⁴⁾ Am wichtigsten ist der Zusammenhang mit den ethischen Arbeiten, Kant selbst weist in der Preisschrift, T. mit dem Wort „Empfindnis“ auf ihn hin. Dort spricht Kant von dem Gefühl als „erstem innerem Grunde des Begehrungsvermögens“ und sagt: „Man hat es nämlich in unseren Tagen allererst einzusehen angefangen, daß das Vermögen, das Wahre vorzustellen, die Erkenntnis, dasjenige aber, das Gute zu empfinden, das Gefühl sei, und daß beide ja nicht mit einander müssen verwechselt werden;“ unter den Autoren nennt er „Hutcheson und Andere“ als verdienstvoll. Hier haben wir Vorläufer Kants. Bei T. ist das Wort „Empfindnis“ nach dem Rezensenten der Kieler Gel. Zeitung⁵⁾ in der Art gebraucht, wie

1) I, S. 185.

2) I, S. 208.

3) I, S. 185 A. — Über „Gemüt“ bei Kant s. Hegler, Psychol. in Kants Ethik, S. 55.

4) I, S. 206.

5) 1777, S. 196: Die Übersetzung Fergusons durch Garve ist von 1772. — T. gibt also das vieldeutige Wort „Gefühl“ auf, das er früher benutzte als

von Ferguson in der Moral nach Garves Übersetzung. Ferguson ist also der Sache nach einer der Vorläufer von Tetens. Garve sodann hat das deutsche Wort in dem Sinn geprägt,¹⁾ wie es T. und auch Mendelssohn verwenden. Letzterer sagt einmal:²⁾ „Es gibt Gedanken und Vorstellungen, die mit keinem Empfindnisse verknüpft sind; so gibt es auch Empfindnisse, die noch in kein Begehren übergehen.“ Palme kommt zu schiefen Urteilen über T., weil er die „Empfindnis“ übersieht.³⁾ Als der seinigen verwandte Ansicht führt T. die von Bonnet an, der die Empfindung als gleichgültige Seelenäußerung *perception*, als Empfindnis oder Rührung *sensation* heiße.⁴⁾ Bei Bonnet und T. schimmert schließlich Leibniz durch, der verworren und leidenschaftlich, deutlich und gleichgültig allzu stark verkoppelt. Der nähere Zusammenhang mit Leibniz⁵⁾ erklärt bei T. auch die doppelte Abweichung von Kant.

In der Frage der Freiheit des Willens⁶⁾ will T. offenbar vermitteln zwischen Wolfianern, Baumgarten, Bilfinger, und zwischen Männern wie Darjes, Eschenbach⁷⁾ u. a. Determinismus und Indeterminismus werden versöhnt. Auf welche Art? Von dem zureichenden Grund oder der Totalursache, welche Notwendigkeit bedingt, wird ein Moment ausgenommen und für sich gesetzt, Abwesenheit eines (äußeren oder inneren) Hindernisses, welches dasein oder fehlen könne und dadurch etwas Zufälliges hineinbringe.

In den ethischen Partien hebt Max Schinz⁸⁾ einen Einfluß auf Kant hervor: „Die nachdrückliche Ablehnung einer Willensbestimmung durch Neigungen bei Kant wurzelt in letzter Linie in diesen Ausführungen von Tetens.“ Ebenso klingt der Willensprimat schon bei T. an: Die Tugend wird mit Recht von den Moralisten

Selbstgefühl, aus dessen bestimmtem Zustand Lust oder Unlust hervorgeht (vorn pag. 56); Kant behält es bei, immer in seinem gleichen Sinn, nur nicht aufs Ethische beschränkt.

1) Vorher bedeutete Empfindnis eine Empfindung, welche durch die von Laune und Leidenschaft gelenkte Phantasie abgeändert ist (Neeb, Syst. d. krit. Phil. § 457).

2) Werke IV, S. 122—24.

3) S. 43—51.

4) *Essai Analytique* § 196.

5) Zwischen Leibniz u. T. steht Sulzer, cf. oben pag. 55 ff.; Palme S. 35 (Uebele, Archiv f. Gesch. d. Phil. 1905, S. 225).

6) 12. Versuch.

7) Eschenbach, *Metaph.* § 53. 59; Rostocker Gel. Nachr. 1759, S. 400.

8) Die *Moralphilos.* v. T., zugl. eine Einführung in d. Studium d. Ethik 1906, S. 109.

als höchste menschliche Vollkommenheit ausgegeben, über die Stärke des Verstandes und die Lebhaftigkeit der Dichtkraft erhoben, weil sie „in Vergleichung mit anderen den höchsten Grad der inneren Selbständigkeit erfordert.“¹⁾

Der sehr reichhaltige anthropologische 14. Versuch²⁾ hat Materien in sich aufgenommen, die von T. schon in früheren Schriften berührt wurden.³⁾ So bespricht er die Entwicklungsfaktoren: Naturanlage, physische Umstände, Beispiel und Erziehung. Bei Erziehung warnt er vor „übergroßer Künstelei“ und Erwartung zu weitgehender Erfolge. Bei der Frage des Fortschritts des Menschengeschlechts ist er weder Optimist noch Pessimist, sondern Mann der Resignation. Nicht das Glück der Gesamtheit, sondern ein höherer Grad ihrer Vollkommenheit ist anzustreben. Bedingungen dazu sind u. a. bessere Jugendbildung, Gewerbefreiheit, Gedankenfreiheit, Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Arbeitslohns. Der größere Teil freilich „hat kein Interesse an der Vervollkommnung der Menschheit. Manche würden gar in einer Welt nicht leben mögen, wo alles herum klüger, tugendhafter und weiser wären, als sie selbst sind. Es ist ein Glück, daß solche so oft, ohne ihr Wissen und Willen, die Absicht der Edelgesinnten befördern helfen müssen. Im ganzen dauert der Krieg ewig zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen Einsicht und Dummheit, zwischen Eigennutz und Wohlwollen, zwischen Weisheit und Torheit, zwischen Tugend und Bosheit, zwischen Menschenliebe und Unterdrückungsgeist; und die Zahl der Streiter auf beiden Seiten ist gar sehr ungleich.“⁴⁾ Vervollkommnung und Glück sind nicht in gleichem Verhältnisse da. Erstere bringt ja immer auch Glück mit sich; dieses innere Glück ist somit in unserer Hand. Aber es ist nicht der einzige Faktor, für das volle Glück sind auch äußere Ursachen maßgebend. Einen Ausgleich von Tugend und Glück, wie Kants Gottespostulat ihn begründen möchte, hat T. nicht. Seine Unsterblichkeitshoffnung fußt auch nicht auf der Forderung der Möglichkeit unendlicher

1) II, S. 653, cf. Schinz S. 128. — In Analogie mit Störings Auffassung der theoretischen Philosophie von T. als Synthese von Hume und Leibniz wird von Schinz dessen praktische Philosophie dargestellt als Synthese des Sympathieprinzips von Hume und des Rationalismus von Leibniz, S. 130.

2) Über ihn Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, Lamprechts Geschichtl. Untersuchungen, 5. Bd., 1. Heft.

3) Oben pag. 53. 54.

4) II, S. 788.

Vervollkommnung, sondern schließt von der Beobachtung aus, daß der bloße Besitz der Kräfte auch ohne Gebrauch Vergnügen mache, ja mehr als bei wirklichem Gebrauch, auf transzendente Bestimmung dieser Kräfte.

Beschränken wir uns von jetzt an auf die theoretische Seite des Seelenlebens, so sind dabei zunächst die „Elementaraktionen“¹⁾ zu erwähnen, die in den 4 ersten Versuchen behandelt sind, Empfinden, Vorstellen, Denken als Wahrnehmen und Beziehen.

Das Empfinden ist für uns eine einfache Seelenäußerung, über die zurück wir nicht eine noch einfachere in größerer Nähe der Grundkraft entdecken können. Sie wird einmal charakterisiert durch 3 Merkmale:²⁾ 1. Sie hat es bloß mit Gegenwärtigem zu tun (a) und ist nach Intensität, Ausdehnung und Dauer verschiedener Grade fähig (b). 2. Sie ist schon eine Reaktion auf eine passive Modifikation der Seele. 3. Ihr unmittelbarer Gegenstand ist das Absolute, nicht das Relative. 1 a und 2 unterscheidet die Empfindung von der Vorstellung, die auch Vergangenes und Zukünftiges zum Gegenstand hat und eine noch höhere Seelenaktivität erfordert. 3 unterscheidet sie vom Denken. Daß sie schon kein ganz passiver Vorgang mehr ist, sondern eine Reaktion³⁾ oder ein Akt der Rezeptivität,⁴⁾ geht über Bonnet, wohl auch Sulzer⁵⁾ auf Leibniz zurück. Weitere Merkmale der Empfindung sind noch „vielbefassend und unauseinandergesetzt“⁶⁾ oder „verwirrt und relativ“.⁷⁾ „Verwirrt“ faßt die beiden Prädikate „vielbefassend und unauseinandergesetzt“ zusammen. „Relativ“ weist darauf hin, daß die Empfindungen nicht bloß von der Natur der Seele allein und ihrer Beziehung aufs Objekt abhängen, sondern auch von der Beschaffenheit der Sinnglieder und des Gehirns, der Lage des Objekts gegen diese und von anderen äußeren Umständen. Weil jedesmal bloß eine einzelne Konstellation all dieser Momente zum Ausdruck kommt, werden die Empfindungen statt relativ auch „einseitig“

1) I, S. 426.

2) I, S. 170 ff. 191.

3) I, S. 256.

4) II, S. 413.

5) Sulzers Position bei Palme, S. 48.

6) I, S. 711. cf. „Ursachen“ 1760, S. 24: Es bleibt in den einfachen Empfindungen etwas Verworrenes zurück, so einfach sie sind, weil sie Empfindungen sind.

7) II, S. 152 f.

genannt. Beides, das Verwirrte und Relative, bedingt ihre Phänomenalität. Auf diese ist kein so großes Gewicht zu legen, wie etwa bei Kant; sie ist auch nicht unabänderlich, sondern innerhalb gewisser Grenzen korrigierbar. Über die Beziehung aufs Objekt, die gerade durch das Wort Empfindung mitgemeint sei im Gegensatz zu dem mehr die Beziehung aus Subjekt enthaltenden Ausdruck Gefühl,¹⁾ später mehr! Alles in allem: T. entnimmt dem Sensualismus die Wichtigkeit der Empfindung als einer primären Funktion, aber er entkleidet sie der puren Passivität, sowie der Ausschließlichkeit und Selbständigkeit, die sie dort hatte.

An das Empfinden schließt sich als zweite Funktion das Vorstellen. Diesen seinen sekundären Charakter ignoriert zu haben, war der Fehler von Leibniz-Wolff.²⁾ Im übrigen liegt Wolff der Darstellung zugrund. Vorstellungen haben mit Empfindungen gemein den Ausgang von einem Erleiden; sie sind Nachwirkungen, Nachklänge (Bild der Saite), „Spuren“ von Empfindungen, wie diese Folgen von Objekteinwirkungen. Aber dazu tritt dann eine gegenüber der Reaktion der Seele beim Empfinden bedeutend erhöhte Selbsttätigkeit: die anstoßende Energie des Objekts fällt weg, die „Eigenmacht“ der Seele ist allein im Spiel und bestrebt sich, das im Empfindungsakt Gesetzte inhaltlich ihrerseits in möglichst vollkommener Annäherung festzuhalten, aufzubewahren, wiederzuerwecken und zu bearbeiten (zu verbinden und zu trennen). Aus dem Spurcharakter entwickelt sich — zweites Hauptmerkmal — der Bild- oder Zeichencharakter. Dieser entspricht bei der Empfindung der Beziehung aufs Objekt, auch darin, daß wie sich zeigen wird, eine höhere Funktion, die „Reflexion“, das Denken, nötig ist zur psychischen Aktualisierung. Eben die Rückbeziehung des Sekundären auf das Primäre, der Vorstellung auf die Empfindung leitet die Reflexion, die Analogie zwischen beiden ins Auge zu fassen und jene als imagines und signa von diesen, weiterhin aber von den den Empfindungen entsprechenden Objekten zu fassen. Analogie zwischen Bild und Sache besagt dabei nicht Gleichartigkeit beider, sondern Gleichartigkeit ihrer Beziehungen; imago ist also nicht = Porträt. Zeichen enthält nicht bloß den allgemeinen Sinn

1) Hume „Abh.“, übersetzt von Lipps, S. 9, A. 8: feel und impression weist mehr aufs Subjekt, perception mehr aufs Objekt.

2) Neuerdings wird im Interesse einer einheitlichen Bezeichnung des Sinnlichkeitsbeitrags zum Erkennen der Begriff Vorstellung auch wieder über die Empfindung ausgedehnt (die Wahrnehmungsvorstellung bei Meinong).

der Analogie, sondern den speziellen durch das Wort Zeichnung besser auszudrückenden, daß sie von sich weg auf anderes verweisen, das sie bedeuten: „die Vorstellung ist die Vorstellung von etwas, das sie selbst nicht ist“; wir haben „einen natürlichen Hang, die Verstellungen für ihre Gegenstände zu nehmen“. ¹⁾ Die Brauchbarkeit als Zeichen ²⁾ wird teils in hergebrachter Weise auf möglichste Vollständigkeit in der Reproduktion aller Teile begründet, teils, da ja erfahrungsgemäß oft schon ein hervorstechendes Merkmal genügt, um etwas zu bezeichnen, auf möglichst deutlichen Hinweis des Teilstücks auf das gemeinte Ganze. — Im einzelnen unterscheidet T. bei der ursprünglichen Vorstellung die 3 Existenzformen der Nachempfindung oder Empfindungsvorstellung, der ruhenden Vorstellung und der Wiedervorstellung, erstere durch den Akt der Perzeption, letztere durch den Akt der Reproduktion hervorgerufen. Über den Charakter der mittleren Form, der ruhenden Vorstellung, ob dabei bloß ein Gehirnzustand oder auch Beteiligung der Seele vorliegt, entwickelt T. seine Anschauungen in Auseinandersetzung mit denen Bonnets. ³⁾ Er nimmt neben den materiellen Ideen intellektuelle an. Mit letzteren verkehrt die Seele bei der Wiedererweckung unmittelbar, durch sie mit ersteren; es können aber zuweilen, etwa durch körperliche Ursachen (Delirium etc.), auch die materiellen zuerst erweckt werden und mittelst ihrer die andern. Zu den ursprünglichen Vorstellungen kommen die abgeleiteten: die Elemente jener werden von der bildenden Dichtkraft behandelt, getrennt und wiedervereinigt, so daß neue, für uns einfache Gebilde entstehen. — Die 3 Tätigkeiten des Perzipierens, Reproduzierens, Fingierens sind verschiedenartig, aber doch Ausflüsse desselben vorstellenden Prinzips, je nachdem dasselbe in geringerem oder höherem Grad innerlich selbsttätig ist. Das Gesetz der Ideenassoziation ⁴⁾ wird auf seine eigentliche Bedeutung eingeschränkt; daß es nämlich nicht ein Grundgesetz für die ganze Psychologie ist, sondern nur für einen Teil derselben gilt, für die Reproduktionsvorgänge. Aber auch hier ist mit ihm nicht viel geleistet; denn „es gibt fast keine Idee, von der ... nicht ein unmittelbarer Übergang zu jeder anderen

1) I, S. 76. 78.

2) Der Zeichenbegriff führt über Wolff zu den Scholastikern; von diesen kam er auf anderem Weg auf die neuste Erkenntnislehre (Husserl).

3) II, S. 213 ff.

4) Das Locke nicht zwar zuerst entdeckt, aber deutlich wahrgenommen hat I, S. 108 (2. B., Kap. 33 von 4. Aufl. an).

vorhanden wäre;“ es besagt so viel als: „auf eine gegenwärtige Idee kann fast jedwede andere folgen.“¹⁾ Die Dichtkraft hat ihre eigenen Gesetze. Sie bringt u. a. die sinnlichen Abstrakta oder allgemeinen sinnlichen Vorstellungen hervor. „Sie sind selbstgemachte einfache Vorstellungen, in die eine Verwirrung anderer ähnlicher Elementareindrücke hineingebracht ist, und diese Verwirrung gibt der ganzen Vorstellung eine Gestalt, dergleichen keins ihrer Elemente einzeln genommen ... an sich haben kann.“ Diese allgemeinen Bilder sind aber noch keine allgemeinen Ideen.²⁾

Der erste Teil des Denkens ist das Wahrnehmen. Die Sulzer'sche Aufmerksamkeitstheorie³⁾ und der Streit über unbewußte Vorstellungen⁴⁾ ist hier der Ausgangspunkt. Wahrnehmen, Apperzipieren, Bewußtsein, Aufmerken sind nämlich unter sich enge verwandt. Das Wahrnehmen oder die Apperzeption findet ihren Ausdruck in dem innerlichen Wort: Siehe, besteht im „Auskennen einer Sache vor andern.“ Sie ist kein Akt der empfindenden oder der vorstellenden Kraft, sondern schon ein Denkakt: eine Empfindung oder Vorstellung wird von allen übrigen, die dabei den zurücktretenden Hintergrund bilden, abgesondert, unterschieden und eben dadurch in ihrer Besonderheit fixiert. Ersteres, das Unterscheiden, setzt also ein Verhältnis; aber weil die Betrachtung dann doch bloß bei der einen Empfindung oder Vorstellung, die den Vordergrund bildet, verweilt, ist der Apperzeptionsinhalt doch wieder etwas Absolutes. Die Relation ist das Mittel, etwas Absolutes besser hervorzuheben. Bewußtsein ist der weitere Begriff: nicht bloß der bei der Objektstheorie zu besprechende Gegensatz von empfundener Sache und empfindendem Ich kommt herein,⁵⁾ sondern eben auch das Empfinden neben dem Wahrnehmen.⁶⁾ Freilich hat

1) I, S. 111 f.

2) Oben pag. 66, Z. 8.

3) Sulzer wird nicht genannt, aber dieser sagt auch, daß die Aufm. ein Unterscheiden einer einzigen Vorstellung von anderen zugleich dem Geist gegenwärtigen bewirke, daß sie durch Konzentration des Bewußtseinslichts jene eine verstärke, daß die Deutlichkeit einer Vorstellung, eine Folge des Verhältnisses derselben zu anderen, einerseits die Voraussetzung des Wirkens der Aufm., andererseits eine erhöhte Deutlichkeit die Folge desselben sei (T. bildliche und ideelle Deutlichkeit), bei Palme S. 19—21; vergl. aber auch Reimarus oben pag. 32, Z. 6.

4) Über Eschenbach oben pag. 29.

5) I, S. 263.

6) I, S. 263. Kant in „Fortschr. d. Metaph.“ (Ros. I, S. 509) umgekehrt: Empfindung mit Bewußtsein verbunden = Wahrnehmung.

das Wahrnehmen schließlich denselben Inhalt wie das Empfinden, nur besser ins Licht gerückt; sie stellen nur 2 Etappen der Bearbeitung dar, an demselben Inhalt vorgenommen. Man kann von einer Vorarbeit des Empfindens resp. Vorstellens sprechen, die bis zu einer gewissen Höhe gediehen sein muß, dem „vorzüglichen Darstellen,“¹⁾ ehe das Wahrnehmen einsetzen kann. Insofern ist das Hereinnehmen der Empfindung resp. Vorstellung neben die Wahrnehmung beim Bewußtseinsbegriff innerlich gerechtfertigt. Resultat der Vorarbeit der mit gesteigerter Anspannung arbeitenden Vorstellungskraft²⁾ ist die bildliche Klarheit. Die ideelle Klarheit sodann, welche die bildliche vollendet, ist nicht ein Akt für sich neben der Hinzufügung der Unterschiedsrelation,³⁾ sondern mit dieser identisch. Mit der bildlichen Klarheit ist Leibniz-Wolff⁴⁾ korrigiert, bei denen das Bild qua Bild dunkel, erst die Idee klar ist. Idee ist bei T. eben die Vorstellung mit Bewußtsein; in einem engern Sinn kommt noch das „Merkmal der Beziehung auf den Gegenstand hinzu.“⁵⁾ Die Beziehung auf den Gegenstand wird zwar auch schon bei Empfindung und Vorstellung erwähnt, aber nur antezipierenderweise.⁶⁾ Die gesteigerte Anspannung, die bei Herausbildung der Klarheit nötig ist, ist ein Werk der Aufmerksamkeit. Sie ist im engeren Sinn genommen, wenn die Konzentration bei der Arbeit des Denkens, im weiteren Sinn, wenn zugleich auch die die bildliche Klarheit setzende konzentrierte Vorarbeit des Vorstellens gemeint ist. Das Wesentliche des noch

1) I, S. 351.

2) Die Korrektur von Schlegtendal, J. N. T. Erkenntnistheorie 1885, S. 29 A. ist richtig, I, S. 272 zu lesen: „Den man noch der Vorstellungskraft zuschreiben kann“ statt: „Dem man noch die Vorst. zuschr. kann.“ — Wreschner, E. Platner etc. 1893, S. 78 läßt die bildl. Klarheit durch die Apperz. gesetzt werden (opp. T. I, 272).

3) Wie Schlegtendal meint S. 24. 26. 30.

4) z. B. Wolff, Psych. empir. § 54. — Kant Pölitz Metaph. S. 139 hat auch sinnliche und intellektuelle Deutlichkeit, aber anders als T.: ob aus Affektion durch Gegenstand oder aus uns stammend.

5) I, S. 96. 361. cf. 364.

6) Wenn Brenke, T. Erkenntnistheorie vom Standpunkt des Kritizismus 1901, S. 22 A. zweierlei Objektbeziehung unterschieden haben will, die in der Idee durch das Bewußtsein zu leistende, die ein begrifflicher Akt sei, und das Verhältnis der sinnlichen Vorstellung zum „Ding an sich“, die eine Voraussetzung jener bilde und nur Existenz ausspreche, so ist das mehr im Sinn von Kant, als von T. gedacht, bei dem speziell das „Aussprechen der Existenz“ ein begrifflicher Akt ist I, S. 395.

nicht zu entscheidenden Streits über die unbewußten Vorstellungen dreht sich um die Frage, ob eine Vorstellung vollständig apperzeptibel sein könne, ohne daß die Apperzeption selbst eintrete. Zur Apperzeptibilität gehört nach der Sprachschrift nicht bloß Lebhaftigkeit und Stärke, sondern Auseinandergesetztheit.¹⁾ Letztere heißt im Hw. ein „Sichausnehmen“ der Vorstellung,²⁾ wozu noch ein Zurückbeugen, sinnliches „Reflektieren“, oder ein Festhalten derselben gefügt ist. Es ist wahrscheinlich, daß erst die der Denkstufe eigene Spontaneität, nicht schon die der Vorstufe die völlige Apperzeptibilität herstellt, daß also das Bewußtsein nicht bloß das äußerliche Siegel einem durch die Sinnlichkeit vorher schon perfekten Tatbestand aufdrückt, sondern diesen Tatbestand vollends produzieren hilft. Sonst müßte man auch an der nachträglichen Vorstellung, nicht bloß, wie es allein der Fall ist, an der apperzipierten Empfindung neue Züge entdecken können.³⁾ — Die Spontaneität der Aufmerksamkeit bloß dem Seelenvermögen des Willens zuzuweisen und ihn dem gesamten Erkenntnisvorgang als etwas Passivem gegenüberzustellen, wie Search will, dazu kann sich T. nicht entschließen. — Eine Konsequenz der Apperzeptionslehre von T., die ihm aber nicht immer präsent bleibt, ist, daß weder die pure Empfindung noch die pure Vorstellung noch der Zustand bildlicher Klarheit eigene für sich erfahrbare Realitäten sind, sondern aus dem Ganzen der apperzipierten Empfindung und Vorstellung und der ideellen Klarheit erschlossene Faktoren. Was psychisches Faktum und was psychologisches Räsonnement ist, hat T. nie scharf geschieden.

Der zweite Teil des Denkvorgangs, das Denken im engeren Sinn ist das Beziehen oder das „Erkennen“ der Verhältnisse.⁴⁾ Die Verhältnisse finden statt bei T. einerseits zwischen Dingen, andererseits — dies ist neu gegen früher — zwischen Impressionen.⁵⁾ Ersteres weist auf Leibniz'schen, letzteres auf englischen Einfluß. Den Nachweis, daß schon Locke auf dem Weg war, zu tun, was hier T. tut, Denken resp. Erkennen mit Beziehen gleichzusetzen, und daß Hume diese Gleichsetzung bei Vornahme der Einteilung der Relationen ohne weiteres voraussetzt, sehe man bei

1) Oben pag. 66.

2) I, S. 281.

3) I, S. 267.

4) I, S. 356. 295.

5) I, S. 298. cf. 538.

Meinong.¹⁾ Aber T. ist nicht einfach Fortsetzer dieser Hume'schen Bestrebungen. Daß sich der Denkvorgang bei ihm um den Begriff Verhältnisse dreht, mag viel mit auf Humes Einfluß gehen, aber jener bleibt dann nach deutschem Muster doch Sache spontaner Setzung, während das Hume'sche „Gefühl“ der Verhältnisse, also ein mehr passiver Vorgang, als Vorstufe dem Denkvorgang vorausgeschickt wird. — Das Denken setzt Verhältnisse zwischen Impressionen, Ideen, aber — so werden wir des T. jetzige Ansicht verstehen dürfen — diese Verhältnisse werden, wie anderes, dann auch auf Dinge übertragen. Ob ihnen dabei wirklich etwas in der Objektivität entspricht, oder ob sie nur freie subjektive Schöpfungen sind, dies läßt T. auch jetzt offen; die erste Möglichkeit könnte bei einzelnen Verhältnisklassen, etwa Koexistenz oder Kausalität²⁾ zutreffen, die zweite ist ihm mehr als früher³⁾ Überzeugung geworden. — Die Verhältnisklassen gewinnt T. im Anschluß an die Verhältnistafel der *Nov. Essais*: nach ihr gibt es Substanzen und zwischen diesen 2 Arten von Verhältnissen, *relations de comparaison* u. r. de *combinaison* oder de *concours*. Zu ersteren gehören solche der Identität und Diversität, zu letzteren, die Wolff auch Koexistenzverhältnisse heißt, die der Inhärenz und die des Raums und der Zeit. T. fügt als 3. Klasse die Kausal- oder Abhängigkeitsverhältnisse hinzu, die Leibniz unter die 2. Klasse befaßt, aber aus dem spekulativen Grund der Zurückführung der raumzeitlichen auf kausale Verhältnisse. T. läßt dann diese Lehre von den Verhältnisklassen die Lehre vom Urteil modifizieren, die Verhältnissarten geben „Denkarten“⁴⁾ oder — Urteilen und Denken ist einerlei⁵⁾ — Urteilsformen ab.⁶⁾ Die Ontologie beeinflußt also hier die Logik

1) Humestudien II, Sitz. ber. der phil. hist. Kl. der Akad. z. Wien 1882, 101. Bd., S. 595. 598. — Locke 2. Bd., 21. Kap., § 3: alles schließt in sich some kind of relation; 4. B., 1. Kap., § 7: auch Identität und Koexistenz in Wahrheit Relationen.

2) I, S. 539.

3) Sprachschr. oben pag. 66; Raum 1775 oben pag. 87 f.; cf. Lambert vorn pag. 101; für Locke s. Meinong S. 581 und Locke selbst 2. B., 25. Kap., § 8; 28. Kap., § 19, Schluß. — cf. übrigens auch den andersartigen Objektbegriff „mehr als bloß Fiktion“ vorn pag. 80. 88.

4) Dieser Begriff, von Schuppe (Logik S. 24) statt Formen des Denkens vorgeschlagen, findet sich schon bei T.

5) I, S. 365.

6) Solche allgemeinsten und einfachsten Urteilsformen sind (I, S. 365 f.): Eine Sache hat eine Beschaffenheit in sich und an sich oder nicht; Ein Ding

— gerade umgekehrt wie bei Kants „metaphysischer Deduktion“ der Kategorien. T. ist sich bewußt, „daß diese Aufsuchung aller von uns gedenkbaren Verhältnisse und Beziehungen der Dinge den Umfang und die Grenzen des menschlichen Verstandes aus einem neuen Gesichtspunkt darstellt.“¹⁾ Das ist richtig, aber ein Mangel des Hw. bleibt, daß diese Verhältnisarten nicht zu den transzendenten Begriffen von „Spekul.“ 1775 ins Benehmen gesetzt werden. Es wird nur gesagt, zu den Verhältnisbegriffen gehöre der größte Teil unserer Gemeinbegriffe;²⁾ aber die transzendenten Begriffe „von einem Ding überhaupt, von der Substanz, von der Einheit und Wirklichkeit u. a.“³⁾ bleiben daneben stehen.

Diese Verhältnisse, von Akten des Denkens gesetzt, heißen „erste ursprüngliche Verhältnisgedanken.“ Sie werden wie alles in der inneren Erfahrung Aufzufassende nicht im Akt selber, sondern erst hinterher bemerkt und gerade so weiter bearbeitet wie das mittels äußerer Erfahrung Aufgenommene: durch Wahrnehmung werden sie Verhältnisideen (an diesem Punkt kommen sie uns erst zum Bewußtsein) und durch Verallgemeinerung Verhältnisbegriffe.

Auch der uns schon bekannte Begriff Form⁴⁾ wird auf die Verhältnisarten angewandt. Aber wie schon 1775 bei den Begriffen ein Schwanken zu bemerken war in dem, was ihre Unterlage sein sollte, ob die besonderen empirischen (wieder begriffsförmig gefaßten) Materialien, die sich jenen als Prinzipien unterordnen, oder die durch den inneren Sinn zu gewinnende Füllung jener Begriffe selber, so werden jetzt als „Stoff“ — und zwar auf derselben Seite — bald die Vorstellungen oder Ideen der Objekte, deren Verhältnis gedacht wird, bald diese Verhältnisgedanken selbst, die in Verhältnisbegriffe umgewandelt werden sollen, bezeichnet.

Beim Begriff des Stoffs muß von jener Vorstufe des Denkens die Rede sein, zu der T. das Hume-Bonnet'sche „Gefühl der Verhältnisse“ heruntergesetzt hat.⁵⁾ Von der Sinnlichkeit zu

ist einerlei mit dem andern oder verschieden von ihm; Ein Ding ist Ursache oder Wirkung von dem andern; Ein Ding ist mit dem andern auf eine gewisse Weise koexistierend.

1) I, S. 335. cf. Locke u. Reimarus oben pag. 32, Z. 4.

2) I, S. 337.

3) I, S. 337.

4) Oben pag. 78 und bei Lambert.

5) Oben pag. 65 f.; „Gefühl der Verhältnisse“ ist bei T. Gattungsbegriff, unter den z. B. Harmonie der Töne, Übereinstimmung des Wahren, Reiz des

liefernder Stoff sind nicht bloß die 2 in Beziehung zu setzenden Ideen, sondern ein dritter absoluter Bestandteil, der das Denken anreizt oder auslöst. Es ist bei Vergleichungsverhältnissen die infolge abwechselnder Betrachtung der Bilder außer diesen selbst noch hervortretende Nebenempfindung,¹⁾ das befassend, um was beide Bilder voneinander differieren, bei räumlichen Verhältnissen die Nebenempfindung der Drehungen des Auges²⁾ und ihrer besonderen Art, bei der Kausalität etwas, was gleich erwähnt werden soll.³⁾ Ein allgemeines Verhältnisgefühl hat T. nicht, offenbar will er jedesmal das Besondere schildern, was die Denkkraft zur Konstatierung gerade dieser und keiner anderen Verhältnisart anreizt. Er beschreibt bei Vergleichungsverhältnissen die Experimente des Übergangs, die er anstellte, um sicher zu sein.⁴⁾ Denen, die ein Übergangsgefühl leugnen,⁵⁾ ist jedenfalls zuzugeben, daß bei T. ein außerpsychologisches Motiv, die Vermittlung, mitsprach. Er kann die Resultate Humes etc. verwerten, ohne das Denken nur als „verfeinerten und erhöhten“⁶⁾ Empfindungsvorgang verstehen und ohne den Satz aufgeben zu müssen, daß das Empfinden auf Absolutes, nicht auf Relatives geht. Richtig ausgebeutet wäre, wie schon bei der Sprachschrift angedeutet, die Lehre vom Verhältnisgefühl eine wichtige Ergänzung der Lockeregeln, erinnernd an Kants „empirisches Kriterium“ der Anwendung einer Verstandesform (Handlung bei Substanz, Zeitfolge bei Kausalität).⁷⁾ Es wäre in jedem Fall zu kontrollieren, ob der Wink des Verhältnisgefühls im Denken richtig wiedergegeben wurde oder nicht. Der sinnliche Tatbestand entschied darüber, ob das im übrigen mit souveräner Spontaneität wirkende Denken Giltiges produziert hat oder nicht.

Was die einzelnen Verhältnisklassen betrifft, so genüge bei der Ähnlichkeit, daß die Anschauung ausdrücklich abgelehnt wird, als ob alle Verhältnisse sich auf solche zurückführen lassen. Bei den raumzeitlichen treten gegenüber „Spekul.“ die 2 Pro-

Guten fallen. Der hierher gehörige Spezialbegriff ist „Gefühl des Übergangs“ (I, S. 612).

1) Diese Nebenempfindung ist in dem scholastischen fundamentum relationis I, S. 278 noch nicht.

2) Locke 2. B., 25. Kap., § 1.

3) I, S. 200 f.

4) I, S. 198.

5) z. B. Cornelius, Psychologie S. 46.

6) I, S. 201.

7) Kr. d. r. V. Kehrb. S. 192. 191.

zesse, die kombiniert sind, deutlicher auseinander, die Bildung der Raum- oder Zeitvorstellung durch Zusammennehmen mehrerer Empfindungsakte (beim Raum aus dem Gebiet der Gesichts- und Tastempfindung) unter Absehen von den Empfindungsgegenständen und mit Hilfe der entsprechend bis zur Vorstellung des Raum- resp. Zeitganzen weiterarbeitenden Dichtkraft und dann weiterhin die Einordnung der einzelnen Empfindungsgegenstände in jenes Ganze. — Die Empfindungsinhalte befassen allerdings das Raummoment zunächst nicht in sich; aber wie auch nur die Möglichkeit einer objektiven Bedeutung desselben bleiben kann, wie die doch rein subjektiven Akte des Empfindens für die Genesis in Anspruch genommen werden, ist unerfindlich. Ein dritter Begriff neben Inhalt und Akt müßte eingeführt werden, wie der der Form bei Kant oder auch der des Nebeninhalts. Nur steckt in diesem dann (zusammen mit dem Phantasieerzeugnis) das ganze Raummoment schon drin. Der Verstand kann, auch bei T., wo er von den einzelnen Sehakten „abstrahiert“, eigentlich nur diskursiv umschreiben, was von der Sinnlichkeit aus gesetzt ist.

Bei der Kausalrelation werden im Hw. zwei Hauptmomente hervorgehoben, eine seither noch nicht aufgetretene willensmäßige Nötigung¹⁾ und eine uns schon als Wolffsch bekannte gedankenmäßige Notwendigkeit. Im Vordergrund steht die Auseinandersetzung mit Hume. Die Humesche assoziative Nötigung, welche sich aus der Beständigkeit der Empfindungsfolge ergibt, kann auf eine vorhandene Kausalrelation hindeuten, ist aber für sich allein nicht zuverlässig. Ja nicht einmal immer nötig. Bei gedankenmäßiger Notwendigkeit muß beständige Empfindungsfolge nicht vorhergegangen sein, es läßt sich Kausalität da schon aus dem ersten Fall schließen. Für das erste Moment, die willensmäßige Nötigung oder wie wir auch setzen können, die Kraft, sind uns vollwertige Beispiele aus der inneren Erfahrung zugänglich: die Empfindung unseres Strebens, unserer Tätigkeit. „Diesen aus unserem Selbstgefühl genommenen Begriff tragen wir auf die äußeren Gegenstände über.“ Es besteht eine Differenz zwischen Störing und Riehl²⁾ in der Frage, was übertragen wird, ob bloß der allgemeine Kausalbegriff oder auch das spezielle Moment des

1) I, S. 324. 315. 417; vorn pag. 83 ff. Sie schließt sich an Locke an 2. B., 21. Kap., § 4: Die Idee von Kraft tritt deutlicher aus der Beobachtung der eigenen Tätigkeit als aus äußerer Wahrnehmung hervor.

2) Ersterer S. 45, letzterer Kritiz. I², S. 236.

Bestrebens mit seinen Folgen. Exegetisch hat Störing Recht, der ersteres behauptet. Es wird keine Pathologisierung der Außenwelt angestrebt, sondern es liegt der Fall von „Spekul.“ vor, daß ein auf dem inneren Erfahrungsgebiet gewachsener Begriff transzendent gemacht, auf inneres und äußeres Gebiet angewandt wird. Die Frage Riehls nach dem Aufweis der Berechtigung jener Übertragung ist aber am Platz, da doch in der äußeren Erfahrung immer nur ein gegenüber der inneren unvollständiger, nur analogiemäßig supplierter Tatbestand vorliegt. Keine allgemeine Rechtfertigung hat T. gegeben, aber doch Kautelen, um im einzelnen Fall sicher zu gehen, das schon als Brauch der Mathematiker genannte¹⁾ Achten auf das Fehlen einer Konkurrenzursache, ferner das Achten darauf, ob Eintreten resp. Aufhören der Wirkung mit Auftreten resp. Entfernung der Ursache parallel geht, ob bei früher als die Ursache aufhörender Wirkung ein Hindernis sich konstatieren läßt, das die Schuld trägt.²⁾

Neben der willensmäßigen Nötigung steht die gedankenmäßige Notwendigkeit. Sie liegt nur in den seltensten Fällen vor. T. nimmt die Begreiflichkeit des einen aus dem anderen zunächst als psychologischen Vorgang, in dem Hervorkommen des Schlusses aus den Prämissen sieht er das handgreiflichste Beispiel von Verursachung. Diesen der inneren Erfahrung angehörigen Vorgang trägt er dann ebenfalls (begrifflich) in die Welt äußerer Objekte hinein: „Die Unentbehrlichkeit einer ideellen Ursache zu der ideellen Existenz in uns wird auf die objektive Existenz der Dinge außer uns übertragen.“³⁾ Bei dieser Theorie ist nicht bloß nicht beachtet, daß das Verhältnis von Erkenntnisgrund zur Erkenntnisfolge nicht notwendig parallel geht dem von Realgrund zur Realfolge, jedenfalls aber etwas ganz anderes ist als dieses,⁴⁾ sondern schon das nicht, daß der psychologisch kausale Zusammenhang von Grund und Folge etwas anderes ist als der logisch innerliche Zusammenhang beider und der eine dem andern nicht substituiert werden darf. Sehen wir die Beispiele an, in denen Begreiflichkeitszusammenhang vorliegt, also nicht alleinige Assoziation der Sinnlichkeit, sondern ein

1) Oben pag. 54; auch bei Crusius oben pag. 35, Z. 5.

2) I, S. 315 f. 324 f.

3) I, S. 506.

4) Die Wolff'sche Unklarheit dauert also bei T. fort (Adickes, Kantst. 31). Riehl Kritiz. I², S. 237: „T. hält den begrifflichen Zusammenhang von Grund und Folge für einen Fall der Verursachung, während er ein Fall von Identität ist.“

„Räsonnement“ des fortarbeitenden Verstandes,¹⁾ so ist eins die Humeschen Billardkugeln: der mit den nötigen Vorbegriffen von der Bewegung, von dem Raum und von der Undurchdringlichkeit Versehene müßte eigentlich die Wirkung vorhersagen, a priori erweisen können, noch ehe er sie ein einzigesmal durch Empfindung kennen lernte, wenn dies auch „vielleicht niemals“²⁾ der Fall ist. Ein weiteres Beispiel ist der Regenbogen, aufgefaßt als Wirkung der Sonnenstrahlen auf Wassertropfen: im Kopf eines Newton kann die Vorstellung der Sonnenstrahlen und die des Regenbogens durch Vergleichung mit anderen Lehrsätzen, nämlich den „einfachen optischen Grundsätzen“ in kausale Verbindung treten. Freilich diese einfachsten Grundsätze sind eben Erfahrungssätze und hier so wenig wie sonst, wo man zusammengesetzte Ursachen und Wirkungen vor sich hat, die man analysierend auf die Elemente zurückführt, gelingt es, das einfache Konsequens aus dem einfachen Antecedens abzuleiten. Die Beispiele, zeigen, daß T. hier von dem Verhältnis von einzelner Ursache zu einzelner Wirkung abspringt zu dem im Kausalgesetz mit ihm verbundenen von allgemein zu besonder: aus dem allgemeinen Gesetz ist ein einzelner Fall von Verursachung abzuleiten, aber nicht innerhalb dieses Falls wieder die einzelne Wirkung aus der einzelnen Ursache — dies ist nicht bloß häufig unmöglich, wie T. will, sondern überhaupt unmöglich, wie Hume will. Auch beim Syllogismus folgt der Schlußsatz nicht aus den Prämissen als Einzelursachen, sondern aus ihrem allgemeinen Inhalt. — Es legt sich die Vermutung nahe,³⁾ T. habe in dem ersten der beiden Hauptmomente der Kausalität, dem Gefühl des „Bestrebens“ oder der willensmäßigen Nötigung, die Vorstufe, nämlich das „Verhältnisgefühl“ und erst im zweiten, der Begreiflichkeit, das eigentliche Wesen schildern wollen. Es wäre gegenüber sonst nur der Unterschied, daß dieses Gefühl gar nicht auf allen Gebieten gegeben, auf dem der äußeren Erfahrung vielmehr durch das der assoziativen Nötigung (nebst etlichen Hilfsgedanken⁴⁾) ersetzt wäre. Der Einwurf Humes, dem Kant in den „Träumen“⁵⁾ folgt, daß in der inneren Erfahrung des Anstrengungsgefühls und dessen, was damit zusammenhängt, strenggenommen eben auch nur

1) I, S. 319.

2) I, S. 319.

3) I, S. 201.

4) Die soeben genannten „Kautelen.“

5) Riehl, Kritiz. I², S. 310.

das Aufeinanderfolgen, nicht das Auseinanderfolgen zweier Momente gegeben sei, träfe jenes Gefühl als „Verhältnisgefühl“ gefaßt nicht, da es als solches etwas Absolutes, Nebenempfindung wäre, das die Relation auslöst, nicht darstellt. Hingegen auf das kausale Verhältnis von Prämissen und Schluß trifft jener Einwurf zu. Vielleicht will T. aber auch nur das Gefühl assoziativer Nötigung, das durch jene Hilfsgedanken kontrolliert wird, als „Verhältnisgefühl“ in Anspruch nehmen.¹⁾

Wir sind mit dem Überblick über die „Elementarfunktionen“ fertig. Es folgen nun die Produkte ihres Zusammenwirkens. Im 5. Versuch wird vorgeführt der „Ursprung unserer Kenntnisse von der objektivischen Existenz der Dinge“, im 6. bis 8. eine Untersuchung über die Erkenntnis und ihre beiden Hauptarten, sinnliche und vernünftige. Auch in diesen Parteen ist die psychologische Abzweckung als ein „Teil der Absicht“ des Philosophen²⁾ festgehalten, der Nachweis nämlich, daß und wie diese Funktionen, diese und sonst keine mehr, das ihrige zu jenen Produkten beitragen, ein Nachweis, der einen Schritt zu den Beziehungen dieser Funktionen selbst bringe,³⁾ also zu der Frage des 9. Versuchs „Über das Grundprinzip des Empfindens, des Vorstellens und des Denkens.“⁴⁾ War aber schon im 4. Versuch „Über die Denkkraft und das Denken“ das Hereinkommen eines anderen Interesses, das der „Grundwissenschaft“, der Ontologie, zugegeben worden,⁵⁾ so spielen logisch-metaphysische Untersuchungen jetzt noch eine weit größere Rolle. Jedoch nach der Meinung des Philosophen gehen sie als Ertragnis aus den psychologischen Funden unmittelbar hervor.

So im 5. Versuch. Das Objekt war seither immer vorausgesetzt gewesen. Es wird nun nicht etwa die „Zuverlässigkeit“, „Richtigkeit“ dieser Voraussetzung geprüft, sondern nur die Entstehung unserer Erkenntnis vom Objekt aufgezeigt. Aber T. glaubt den Rechtmäßigkeitserweis jener Voraussetzung damit unmittelbar auch erbracht und zugleich den Skeptizismus und Idealismus eines Berkeley und Hume, den Egoismus⁶⁾ überwunden zu haben. — Als

1) cf. die später noch folgenden Aussagen.

2) I, S. 426.

3) I, S. 427.

4) Auch schon I, S. 587.

5) I, S. 334.

6) Wolff, Psych. rat. § 38 vermutet eine Schule des Solipsismus in einer assecla des Malebranche zu Paris.

Vorgänger nennt er hier Locke und Leibniz, bei letzterem die Stelle der Nov. Ess., wo als das eigentlich Reale die Bewegung der Monaden erscheint und gesagt wird, wir setzen eine Bestimmung ins Objekt, wenn die Bewegung im Objekt stattfindet (das Leuchten ins Feuer), ins Subjekt, wenn die Bewegung im eigenen Körper vorgeht (den Schmerz in den durch die Nadel verletzten Körper¹⁾). Locke wird erwähnt mit seiner Untersuchung über die primären und sekundären Qualitäten. Auch der common sense ist Vorläufer, sofern er den Idealismus mit dem Hinweis auf die instinktmäßige Gewißheit vom Dasein des äußeren Objekts bekämpfte, womit er — Reid, Home, Reimarus — nichts Unrichtiges sagte, nur die Untersuchung allzu voreilig abbrach.²⁾ Der Philosoph, der Garves Übersetzung von Fergusons Moral in der Allg. deutsch. Bibliothek 1772 rezensierte, machte einen „scharfsinnigen Versuch, die Gesetze, wonach die Denkkraft subjektive und objektive Wirklichkeit beurteilt, aus Beobachtungen festzusetzen“, indem er 3 Regeln aufstellte: „Je näher uns . . . ein Gegenstand während seiner Wirkung ist, je kürzer und schwächer diese nach dessen Entfernung in uns bleibt und je unveränderlicher die Wirkung mit dem Gegenstand beisammen getroffen wird, desto mehr wird die hervorgebrachte Eigenschaft dem Gegenstand zugeschrieben; hingegen umgekehrt, je entfernter der Gegenstand während der Wirkung, je lebhafter und länger die Vorstellung davon bei uns dauert, und je veränderlicher die Verknüpfung der Eigenschaft mit dem Gegenstand ist, desto geneigter sind wir, den hervorgebrachten Begriff bloß als in uns existierend zu halten.“³⁾ Besonders die 2. Bestimmung hat T. übernommen. — Er weist nach, daß die Objekterkenntnis „die vereinigte Wirkung des Gefühls, der vorstellenden Kraft und der Denkkraft“⁴⁾ ist, und zwar in folgender Weise:

1. Die Scheidung von inner und äußer innerhalb der Empfindungen (nebst Vorstellungen) ist ein Werk zuerst⁵⁾ der Assoziation, sodann der vergleichenden und unterscheidenden Denk-

1) Das Nadelbeispiel hat schon Descartes. Auch Sulzer erwähnt es, Palme S. 39.

2) I, S. 375. — Auch Eschenbach betonte die Zuverlässigkeit der äußeren Erfahrung, oben pag. 31.

3) Allg. deutsche Bibl. XVII, 2. Teil, S. 337 ff.

4) I, 400.

5) Nicht bloß „im Sinn von T.“ (Störing, S. 82), sondern wörtlich bei T. I, S. 387: müssen sich zusammenziehen, noch ehe die Denkkraft etc.

kraft. Ganze Empfindungsreihen, die mit einander kommen und gehen, etwa bei einem Blickfeld, einer Körperbewegung, einem körperlichen Schmerz, assoziieren sich und geben der von der einen zur andern Gruppe übergehenden Seele jedesmal eine andere Richtung. Die Einzelgruppen werden dann vom Denken schließlich in 3 Haupthaufen vereinigt, das Ich, den Körper, das äußere Objekt Betreffendes. Die in Vorbereitung, Ausführung und Folgen die Eigenkraft der Seele am meisten beschäftigenden Empfindungen werden zu den inneren (seelischen wie körperlichen¹⁾) gerechnet. Größere Lebhaftigkeit und längere Dauer, die oben als 2. Punkt jenes Rezensenten genannt waren, sind Konsequenzen jener stärkeren Anspannung. Die seelischen und körperlichen sind dadurch unterschieden, daß bei ersteren tätige Kraft und ihr Produkt, die Empfindungen, so innig vermischte sind, daß man das Produkt erst nachträglich, „nur von hinten“ erkennen kann, während bei letzteren, ähnlich wie bei den äußeren Empfindungen, beide mehr geschieden bleiben.

2. Entstehung des Begriffs von einem Objekt. Sein oder Wirklichsein heißt zunächst soviel als Empfundener oder Empfundenerkönnen. Weiterhin dann soviel als Subjekt oder Ding sein. Dieser Gemeinbegriff des Subjekts wird abstrahiert²⁾ von denjenigen Ausschnitten aus dem Empfundenen, die sich als ein Ganzes präsentieren, mit Einem Blick, durch Einen Akt des Bewußtseins umspannen und von anderen Ganzen unterscheiden lassen. Solch ein Ganzes ist wie ein dunkler Boden, dessen Analyse ins Unendliche zu gehen scheint. Aus dem Ganzen tritt der am leichtesten apperzeptible Zug als Teil hervor — ohne daß sich aber aus solchen „Teilen“ das Ganze zusammensetzte. Der Teil heißt Beschaffenheit. Das Verhältnis der Beschaffenheit zum Ganzen, die Inhärenz, gehört noch zu den Koexistentialrelationen neben den raumzeitlichen. Unter den Begriff des Dings oder Subjekts fällt auch das Ich. Während jenes Moment des mit Einer Denkanstrengung Umfassens von Hume entlehnt war,³⁾ wendet sich T. gegen Hume mit der Behauptung, daß die Vereinigung der Teile in einem Ganzen beim Ich keine willkürliche, durch die Phantasie gemachte sei, sondern in der Empfindung selbst liege: neben der einzelnen Empfindung ist noch ein Umstand mehr gegeben, jene

1) Siehe auch Schreiben an Volquarts, Hamburg. Nachr. 1761, S. 280.

2) I, S. 388 f. 400.

3) Siehe auch Störriing, S. 135.

dunkle oder doch wenig klare Totalempfindung, worin erstere nur als ein Zug enthalten ist. „Dieser Grund der ganzen Empfindung, der gegen den hervorstechenden Zug sich wie die Fläche des Landes gegen den Fuß eines hervorragenden Berges verhält, ist bei allen besonderen Veränderungen, in der Empfindung und Vorstellung ebendasselbige. Daher der Begriff der Identität unseres Ich, aus der Vergleichung eines gegenwärtigen Gefühls von unserem Ich ... mit einem ähnlichen vergangenen Gefühl.“¹⁾ Vergessen hat T. zu sagen, was, da Empfindungen oder Vorstellungen doch auch „Veränderungen“ darstellen, der inhaltlich identisch bleibende Hintergrund ist;²⁾ ferner, da das Ganze hier als durch die Empfindung gegeben, nicht als spontanes, auf die Empfindung erst angewandtes Denkgebilde erscheint — nur das Ding und das Verhältnis zwischen Ganzem und Teil, die Inhärenz, sind letzteres —, welche Bedingungen in dem „Chaos der Empfindungen“ ein bestimmtes Ganzes als einheitlich herauszunehmen zwingen; ferner, was das „Verhältnisgefühl“ ist, das die Anwendung der Inhärenzrelation veranlaßt; ferner wie die Setzung des Dingbegriffs durchs Denken mit der Definition stimmt, daß das Denken im Setzen von Relationen bestehe. Das „Verhältnisgefühl“ läßt sich jedoch aus Späterem supplieren, wo gesagt wird,³⁾ die Beschaffenheit habe die Nebenidee des Nicht-fürsichempfundenwerdenkönnens bei sich, also das Ganze die des Fürsichalleinempfundenwerdenkönnens; diese Nebenzüge aus der Empfindung her können die Vorarbeit fürs Denken leisten. Mit dem Ausdruck „Abstraktionen“ für die Gemeinbegriffe des Dings etc. verhüllt sich T. etwas den doch auch von ihm angenommenen⁴⁾ Charakter des Novums, das mit diesen Denkgebilden auftritt. — Führen wir die Analyse des Objektbegriffs zu Ende, so kommt zum Empfundensein und Dingsein hinzu: etwas anderes als bloße Vorstellung sein; und etwas anderes als bloße Empfindung sein,

1) I, S. 394.

2) Heute etwa Gemeingefühle. „Die leibhaftige Seele selbst“ dürfen wir nicht unter dem dunklen Hintergrund vermuten, wie Störing, S. 71; denn derselbe ist ja nichts von den Empfindungen Verschiedenes, sondern diese selbst. Die Seele wird auch bei T. von ihren Äußerungen als „Grundsache“ unterschieden I, S. 296, also ist ein wesentlicher Unterschied von dem Humeschen „Substrat“ (Störing S. 145) nicht vorhanden.

3) I, S. 511.

4) Ihr Bekanntwerden anlässlich der Sinneserfahrung ändert an ihrem Novum als Vernunftgebilde nichts, so wenig wie bei den „Sätzen“, von denen es heißt: nicht Beobachtungen, noch Abstrakta aus Beobachtungen (I, S. 469).

nämlich — deren Ursache. Der erstere Unterschied komme schon durch die schwächere Ausprägung der Vorstellung gegenüber der in der Empfindung gegebenen identisch bleibenden Sache zum Bewußtsein. Der zweite Unterschied, der sich bei Kindern wahrscheinlich noch nicht findet, konnte schon aus dem unentwickelten Kausalbegriff resultieren und aus der inneren Erfahrung stammen — der Grund zu der äußeren soll ja erst eben gelegt werden. — Bei den weiteren Momenten des Bestehens und Fortdauerns kommt über Zeit und Raum nichts Neues, gerade die Kontinuität bleibt unerklärt, die wir den Dingen zuschreiben. Bei dem Moment der Substanz oder des „Etwasfürsichseienden“ wird nur wiederholt der Gedanke der von der Empfindung abgetrennten Existenz, in dem Begriff der *determinatio omnimoda*, der inneren Vollständigkeit¹⁾ wird wiederholt jenes „Ganze“ der Empfindung, in die begriffliche Sprache erhoben.

3. Dieser Begriff vom Objekt kann von jedem der 3 Empfindungshaufen gleich gut abstrahiert werden. Die Idealisten, Hume und Berkeley, glaubten ihn nur aus dem ersten, das Seelische umfassenden, ziehen zu können; alle übrigen Empfindungen setzten sie in der Seele nur als Beschaffenheiten an und leugneten, daß das äußere Objekt die obenerwähnte in sich abgeschlossene Totalität besitze. Sie hätten Recht, sagt T., wenn die Seele sich der bei allen 3 Haufen, nur in verschiedenem Grad geleisteten Selbsttätigkeit immer bewußt bliebe. Nun aber haben nach ihm die äußeren Empfindungen, besonders die des Gesichts und Tastsinns, die Macht, die Seele aus sich herauszuziehen und sie ihre eigene Tätigkeit vergessen zu lassen. Bei der äußeren Empfindung wird der geringe Grad seelischer Aktivität, der dabei im Spiel ist, noch bemerkt, beim äußeren Objekt vollends ganz übersehen. Es ist merkwürdig, daß die Entstehung des Gedankens vom äußeren Objekt bei T. zuletzt auf einem Irrtum, einer psychologischen Täuschung beruht. Es hängt dies mit einer Verwechslung des psychologischen (die Seele ausfüllen) und ontologischen (einheitlicher Realgrund) Begriffs jenes „Ganzen“ zusammen. Auch verträgt sich diese Theorie schlecht mit den Aussagen über das Selbstbewußtsein, dem ein Gegenstand und das Ich dazu gegenwärtig seien,²⁾ ebenso mit der Erklärung der Scheidung von inner

1) Gegensatz ist das die Bestimmungen nur unvollständig aufführende Abstrakte.

2) I, S. 344. 263. 299.

und außer bei den Empfindungen, zu welcher gerade die Kenntnis stärkerer oder schwächerer Beteiligung der Eigenkraft der Seele erfordert wird: bei der äußeren Empfindung wäre diese Kenntnis, beim Schritt zum äußeren Objekt die Vernichtung dieser Kenntnis Voraussetzung.

4. Betreffs der zeitlichen Reihenfolge, in der die 3 Gedanken des Ich, des Körpers, des Außendings auftreten, ist wesentliche Gleichzeitigkeit zu konstatieren, nicht, wie Buffon will, wesentliche Priorität des ersten. Höchstens, was Klarheit der Erfassung betrifft, kann er einen kleinen Vorsprung haben.¹⁾

5. Die Grundregel für Entscheidung über subjektive oder objektive Existenzweise ist ein verallgemeinertes optisches Gesetz und lautet: „Wir setzen jede Empfindung in das Ding hin, in dessen gleichzeitiger Empfindung sie wie ein Teil im Ganzen enthalten ist.“²⁾ Fälle, wo die Ansetzung schwankend ist, bestätigen die Regel.³⁾ Geschmacks- und Geruchseindrücke werden meist in das körperliche Organ gesetzt. Gesichtsempfindungen ins Objekt, weil sie als sanft und zart leicht durchs Organ durchgehen; nur wenn ein Stoß einen Funken erzeugt, empfinden wir das Organ mit. Der Unterschied primärer und sekundärer Qualitäten ist ein gradueller, erstere sind deutlicher und auseinandergesetzter, so die Gesichts- und Tastempfindungen, die „Sinne des Verstandes.“ „T. teilt die sinnlichen Vorstellungen nicht nach ihrer Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit den wirklichen Eigenschaften der Dinge ein, sondern nach dem Grad ihrer Verwertbarkeit für das Denkvermögen.“⁴⁾

Ist mit diesen psychologischen Ausführungen von T. der Idealismus widerlegt? Wreschner urteilt:⁵⁾ eher erwiesen. Es ist gut, daß T. auf die Unterscheidbarkeit von eigener Aktivität und Passivität nicht alles gründet; aber auf die Täuschung darüber gründet er andererseits zu viel. Die Gründe dafür, das Objekt als unabhängig und kontinuierlich existierend und als Ursache der Em-

1) Oben pag. 66, Z. 7. Es besteht hierin Einklang zwischen T. und Platner, kein Gegensatz (opp. Wreschner, S. 110).

2) I, S. 415.

3) Fortlage, Vier psychol. Vorträge 1874, S. 21 f.: Zwischen innerem und äußerem Sinn ist keine scharfe Grenze zu ziehen, es gibt Fälle, die dem Stehen auf der Türschwelle, statt im Hause oder auf der Straße, oder dem Übergang zwischen tierischem und pflanzlichem Organismus gleichen.

4) Sommer, Grundzüge einer Gesch. der deutsch. Psychol. etc. S. 265.

5) Wreschner, E. Platner etc., S. 112 Anm.

pfundung vorauszusetzen, fehlen. Nur für die Meinung, im Erkennen direkt mit dem Objekt zu verkehren, ist jenes Vergessen der Eigenbeteiligung eine Erklärung. — Die starke Beteiligung des Denkens bei der Entstehung der Objektannahme wird hervorgehoben, durch die Aufeinanderbeziehung von Sinnlichkeit und Denken der Irrtum des Rationalismus vermieden, der gemäß der Verschiedenheit der Quellen leicht zwei Objektgebiete, das des Sinnendings und das des Gedankendings nebeneinander stellt. Aber schließlich bleibt an entscheidender Stelle eine Unklarheit über Beteiligung beider Quellen, ob das Vereinigtsein zu Ganzen schon fertige Tatsache der Sinnlichkeit ist, durchs Denken nur repetiert und sanktioniert, oder ob die Sinnlichkeit nur Vorarbeit, Anhaltspunkte liefert und welche. — Die Stellen über Zusammensein von Objekt und Subjekt im Bewußtsein wurden von Riehl und Brenke dahin benützt,¹⁾ bei T. schon wie bei dem von T. hierin angeregten Kant eine Korrelation von jenen beiden in dem Sinn zu finden, daß das Subjekt nicht selbständig und als substantieller Träger von Erkenntnisfaktoren dem Objekt gegenüberstehe, sondern nur in einer steten Beziehung zum erkannten Objekt für ein Bewußtsein überhaupt vorhanden sei. Bei T. liegt aber wirklich die Seele zugrund; das Nebeneinander von Ichgedanke und Objektgedanke ist kein Bedingtsein durcheinander; Kant mit seiner Anschauung, daß die äußere Erfahrung die innere bedinge,²⁾ bildet damit nur eigene frühere Gedanken über das Verhältnis von Leib und Seele weiter.³⁾

Ein weiteres Produkt des Zusammenwirkens der Elementarfunktionen ist die Erkenntnis und zwar beide Arten derselben, die sinnliche und die vernünftige. Als Vorgänger kommen hier in Betracht „Locke, Condillac, Bonnet, Hume u. a.,“ „noch mehr“ aber Leibniz und Wolff.⁴⁾ T. kann in den meisten Fällen auf diese Vorgänger verweisen. „Doch ist auch etwas von ihnen zurückgelassen, das nicht lauter Spreu ist, wenn man es aufsammelt.“ Das gilt besonders von der „Natur unserer vernünftigen Einsicht, dem Gang des Verstandes in den Spekulationen und der Einrichtung

1) Riehl, Kritiz. I², S. 241 f.; Brenke, Erkenntnisth. von T., S. 25.

2) Kehrb. Kr. d. r. V. S. 210. Gedanken in der Kritik des 4. Paralogismus der 1. Aufl. entsprechen der „Widerlegung des Idealismus“ in der 2. Aufl., cf. Vaihinger in „Straßburg. Abhandlungen“ 1884.

3) Nov. Dilucid. prop. XII Usus No. 1.

4) I, S. 427.

der allgemeinen Theorien.“ Es „haben die genannten Ausländer, auch Bacon nicht ausgenommen, diese nur in der Ferne und ziemlich dunkel gesehen,“ mehr bloß das Wirken des Verstandes den Sinnesempfindungen gegenüber und haben dementsprechend die Wissenschaften der Naturlehre und Seelenlehre in Untersuchung gezogen. Die Wissenschaften hingegen, die als Betätigungsfeld des höheren Denkens zu nennen sind, sind in erster Linie die Mathematik (Algebra als grundlegend und Geometrie, weiterhin die Anwendung derselben in Optik und Astronomie), ferner die Metaphysik oder die „allgemeine Grundwissenschaft“, die in der Philosophie dieselbe Rolle spielt, wie die Algebra in der Mathematik. Unumstritten in ihrer Bedeutung ist die Mathematik, die Engländer hätten sie nur mehr ausbeuten dürfen; in ihr ist die Bahn des Denkens „fest und eben“. Umstritten ist die Metaphysik, in ihr ist die Bahn „schlüpfrig“. „Hume hat ihr zum voraus das Urteil gesprochen, und nach so mächtigen Versuchen, welche die Metaphysiker und unter diesen Leibniz und Wolff gemacht haben, sie einzurichten, würde vielleicht die Mehrheit der neueren Philosophen sie aus der Liste der möglichen Wissenschaften¹⁾ ausgestrichen haben wollen.“ Die Frage ist nun: „Nach welchen Grundregeln bauet denn Menschenvernunft diese ungeheuren Gebäude?“

Hier zeigt sich zunächst, daß zwischen derartigen Gebäuden, wie Mathematik und Metaphysik, welche die vernünftige Erkenntnis darstellen, und der mehr in Naturlehre und Seelenlehre sich auswirkenden sinnlichen Erkenntnis insofern kein prinzipieller Gegensatz besteht, als dieselben Funktionen in beiden tätig sind, Empfindungs- und Vorstellungskraft also auch bei der vernünftigen, Denken auch bei der sinnlichen Erkenntnis. Nur ist der Gradunterschied: bei sinnlicher Erkenntnis wirkt das Denken das wenigste, bei vernünftiger das meiste.²⁾ Dem Unterschied von sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis entspreche auch der eines mundus sensibilis und m. intellectualis oder der von verwirrt und deutlich.³⁾ Überall nun, wo und soweit das Denken im Spiel ist, zeigt die Erkenntnis 2 Merkmale, Allgemeinheit und Notwendigkeit — so wenigstens nach Ansicht „verschiedener unserer vorzüglichsten Philosophen.“⁴⁾

1) Oben pag 74.

2) I, S. 427. 588.

3) I, S. 570. 587.

4) I, S. 451.

Einmal Allgemeinheit. Sinnliche Erkenntnis oder reine Empfindungsurteile wären es, wenn 2 Empfindungen (Empfindungsvorstellungen) infolge direkter Konfrontation¹⁾ als Subjekt und Prädikat verbunden werden, was T. theoretisch für möglich hält, wenns auch in der Praxis des Erwachsenen nie vorkommt. Die so arbeitende Denkkraft heißt auch Verstand, gemeiner Menschenverstand. Ihm steht gegenüber die Denkkraft als Vernunft, die das Vermögen ist, „aus Einsicht des Zusammenhangs allgemeiner Begriffe über die Dinge zu urteilen.“²⁾ Die Darlegungen von T. bewegen sich nun auf den Nachweis zu, daß weder eine grundsätzliche Verdächtigung der sinnlichen Erkenntnis — etwa in Leibnizens Bahnen — noch eine solche der Allgemeinerkenntnis — man denke an den common sense — am Platz ist. An sich ist die sinnliche Erkenntnis durchaus zuverlässig, sie wird erst unzuverlässig durch Vermischung der „reinen“ Empfindung mit Phantasiezusätzen, die das Denken nicht merkt. Andererseits ist das echte Allgemeine um nichts abgeblaßter, ebenso blutrot, reell wie die Einzelempfindung. Man darf nur nicht mit einander verwechseln das echte Allgemeine, die allgemeinen Vernunftsätze mit den allgemeinen Erfahrungssätzen, wie es Hume und andere getan haben — „eine Meinung, die ich, denn ich muß es nur geradezu sagen, für einen Hauptirrtum halte“³⁾ —, wenn sie Sätze wie „aus nichts wird nichts“ oder „ein Ding ist sich selbst gleich“ als Induktionswahrheiten behandelten. Auf der andern Seite haben freilich häufig Metaphysiker nur gar zu gerne physische, psychologische und auch wohl kosmologische Beobachtungssätze zu allgemeinen transzendenten Vernunftsätzen machen wollen. Verwechslungen sind ja wohl möglich,⁴⁾ aber der in jeder guten Vernunftlehre⁵⁾ aufgezeigte Unterschied bleibt doch. Die „allgemeinen Erfahrungssätze sind ein großer Schatz in unserer menschlichen Erkenntnis. Noch mehr. Sie sind das reellste in ihr und die wahren Materialien zu der Erkenntnis von wirklichen Dingen. Aber dennoch sind sie . . . auch nicht mehr als dies, nichts mehr als die Materie der reellen Erkenntnis und zwar bloß Materie, die nicht verbunden, nicht in

1) Also ohne Dazwischentreten eines Allgemeinen.

2) I, S. 427. 451. 570 ff.

3) I, S. 463.

4) I, S. 465: einige Induktionssätze vielleicht noch durch genauere Analyse in die Klasse der Vernunftsätze zu bringen; S. 517.

5) z. B. Reimarus, § 159 f.

Zusammenhang und Form gebracht werden kann, wenn nicht die notwendigen Axiome der Vernunft mit ihnen vermisch werden.“¹⁾ Jede wirkliche Erkenntnis besteht also — mit Leibniz²⁾ — aus „gemischten Sätzen.“ Die Form, der Zusammenhang stammt aus der Vernunft, die Materie aus der Erfahrung. Die wichtige Entstehungsart der Vernunftsätze aufzufinden „ist ohne Zweifel das wichtigste und dunkelste in der ganzen Ökonomie des Menschenverstandes.“³⁾ Als Kennzeichen für Unterscheidung des vernunftmäßigen Allgemeinen von dem induzierten gibt T. an:⁴⁾ 1. Der Beifall des Verstandes ist gleich das erstemal da, sobald man überhaupt „verstehet“, wächst nicht mit der Häufigkeit der beobachteten Fälle; denn die Erfahrung liefert bloß dabei die Exempel zur Erläuterung, nicht das Material zur Bildung des Allgemeinen. 2. Die Art des Beifalls betreffend: er stammt nicht aus Beweis, sondern aus unmittelbarer Evidenz, aus der Unmöglichkeit, anders zu denken, als ich denke. 3. Nicht mit Induktionen sind jene allgemeinen Vernunftsätze in Parallele zu setzen, sondern mit jenen unmittelbaren sinnlichen Urteilen des Verstandes; beide sind „natürliche Wirkungen, die nach den Naturgesetzen der Denkkraft durch dieser ihre Tätigkeiten hervorgebracht sind“. Bekannt werden uns jene allgemeinen Vernunftsätze wohl aus Beobachtung, „wie die Gesetze, wonach Licht und Feuer wirken.“ Aber sie „selbst sind nicht Beobachtungen, noch Abstrakta aus Beobachtungen, sondern Wirkungen, die von der Natur der Denkkraft abhängen, wie das Ausdehnen der Körper von der Natur des Feuers.“⁵⁾

Das zweite Merkmal der Vernunftkenntnis ist die Notwendigkeit. Bei ihrer Analyse betont T. den subjektiven Charakter dieses Begriffs, der erst sekundär dann in die Objektivität auch hineingelegt werde, und geht aus vom Wesen des Urteils: wo völlig determinierender Grund vorhanden ist, herrscht Urteilszwang oder Notwendigkeit. Dies schon in dem Sinn, daß der Akt des Urteilens bei vorhandenem Grund erfolgen muß. Unter Grund versteht hier T. sichtlich nicht mehr den logischen, sondern den realen, die Gesamtheit der ein Urteil auslösenden psychischen Faktoren bis herauf zum Verhältnisgefühl — daher die Abschweifung.

1) I, S. 465.

2) Nov. Ess. 4. B., 9. Kap., § 13.

3) I, S. 462.

4) I, S. 467.

5) I, S. 469.

Sind alle vorbereitenden Faktoren da, so kann man ein Urteil nicht zurückhalten. Nur im Lauf der Zeit ist ein allmählich anwachsender indirekter hemmender Einfluß möglich durch Hinzutritt der Idee der Verneinung einerseits und eines steigenden Vorrats von Assoziationen andererseits, welche zahllose andere Verbindungsmöglichkeiten eröffnen.¹⁾ Kehren wir zur logischen Notwendigkeit zurück, so kann sich diese auf die Materie des Urteils, Subjekts- und Prädikatsvorstellung, beziehen oder auf seine Form, die Art der Verknüpfung beider. Im wirklichen Urteil sind immer beide Momente beisammen, daher ist die Einteilung in formale und materiale Notwendigkeit bei T. nicht disjunktiv, sondern konjunktiv zu verstehen. Der Grund der formalen Notwendigkeit liegt nun in der Natur des denkenden Wesens, der Grund der materialen in der Natur von Subjekts- und Prädikatsidee. In beiden Fällen handelt es sich also, mit Locke gesprochen, um „natürliche“ Notwendigkeit. Bedenklich für unser Erkenntnisgeschäft ist aber, daß sich neben sie, die echte Notwendigkeit eine solche zweifelhaften Charakters stellt, die Gewohnheitsnotwendigkeit, deren Grund die Koexistenz in der Empfindung und die davon abhängende Assoziation in der Phantasie ist.²⁾ Der Zwang der Verbindung ist hier wie dort oft gleich stark. Die „vorläufige“³⁾ Verknüpfung durch Gewohnheit kann das Anzeichen vorliegender Naturnotwendigkeit, wirklich „innerer“⁴⁾ Beziehung sein. Sie kann aber die letztere auch bloß vortäuschen, kann eine bloß äußere Verbindung, in Wahrheit bloße Zufälligkeit⁵⁾ sein. Ganze Zeitalter konnten so getäuscht werden, wie über das Aufgehen der Sonne. Wie lassen sich die beiden Arten von Notwendigkeit unterscheiden? Gewohnheitsnotwendigkeit liegt vor, wo Ideen nicht nur an sich unterschieden, sondern auch von einander trennbar sind,⁶⁾ oder: wo ein Urteil abänderungsfähig ist. Beruht das Urteil außer auf dem Wesen des Denkens nur auf dem Wesen der beiden Ideen selbst, so ist eine Abänderung unmöglich,

1) Windelband in Festschr. z. Sigwarts 70. Geburtstag, S. 50: „Die freie Spontaneität der Reflexion ist erst ein Ergebnis des entwickelten und seines Stoffes Herr gewordenen Seelenlebens.“

2) I, S. 484. 486. cf. Locke 2. B., 33. Kap., § 5; 4. B. Anh., § 41: *natural connection, which is founded in their peculiar beings, und: connection wholly owing to chance or custom.*

3) I, S. 486.

4) I, S. 518. 569. XLVIII.

5) I, S. 517.

6) I, S. 518. Nach Hume, cf. Lipps, Übers. des Traktats, I. Teil, Anm. 41.

sie würde auf einen Widerspruch führen. Kann sich zwischen die beiden Ideen aber ein dritter Umstand¹⁾ einschieben, so ist eine Abänderung möglich. Der dritte Umstand kann aus Erfahrung oder Überlegung stammen, im letzteren Fall ein vorgefaßtes Urteil, ein assoziiertes Gemeinbild oder Räsonnements betreffen.²⁾ Auf diese Weise geht mit der Scheidung von natürlicher und Gewohnheitsnotwendigkeit parallel die von absoluter und hypothetischer Notwendigkeit, die ihrerseits nicht weit entfernt ist von der Scheidung in Notwendigkeit und Zufälligkeit.³⁾

T. geht nun die verschiedenen Denk- oder Urteilklassen zuerst nach dem formalen und dann nach dem materialen Gesichtspunkt durch, um bei ihnen jedesmal den Grund der Notwendigkeit zu finden. Da ergibt sich, daß die formalen oder allgemeinsten⁴⁾ Grundsätze des Denkens über jeden Angriff eines „vernünfteln den Skeptizismus“ erhaben, „Grundsätze ersten Rangs“⁵⁾ sind, weil sie in dem Wesen des Ichs wurzeln, Naturgesetze sind, denen der Verstand unterworfen ist, wie das Licht dem Gesetz des Zurückfallens⁶⁾ und Brechens. Etliche derselben kennen wir, das Gesetz des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten, der Identität⁷⁾ und Diversität, das allgemeine Gesetz der Koexistenzialrelationen und der Verursachung. Aber auch die Sätze des unmittelbaren Bewußtseins (ich sehe, höre, fühle Schmerz, denke) fallen unter diese Rubrik des Formalen, weil sie von der Natur der Seele abhängen und vom Gesetz der Identität. Dem materialen Gesichtspunkt zuzuordnen sind die geometrischen Lehrsätze u. ä. (wegen des zugrundeliegenden Raumbegriffs offenbar), die besonderen Kausalver-

1) Locke (4. B., 2. Kap.) unterscheidet das intuitive und demonstrative Wissen so, daß dort über Übereinstimmung oder nicht immediate comparison, juxtaposition entscheide, hier aber die intervention of other ideas nötig sei. Erstere gewährt the utmost light and greatest certainty.

2) S. 486. 481. 455. 459.

3) Bei Leibniz *verités de fait* = nicht absolut notwendig oder zufällig (Adickes Kantst. S. 9; Elsenhans, Fries und Kant I, S. 299). Vergl. auch T. über Willensfreiheit oben pag. 115.

4) Oben pag. 77 f.; sie berühren sich mit dem, was T. transzendent heißt.

5) I, S. 516.

6) I, S. 513. cf. 469.

7) Wären die Vergleichungsurteile die einzige Gattung notwendiger Urteile, so wäre das Pr. der Identität, wie Leibniz will, das allgemeinste Pr. aller notwendigen Wahrheiten, alle Wahrheiten, wie Dalember sagt, nur eine einzige Wahrheit I, S. 388 f. — Der Tatbestand bei Leibniz ist ungenau gegeben (Adickes, Kantst. S. 15 ff.).

bindungen, das Axiom „nichts wird ohne Ursache“ (wegen des Begriffs des Werdens),¹⁾ die (besonderen) Inhärenzbeziehungen. Von diesen gehört die erste Gruppe, was Notwendigkeit betrifft, noch vollständig den früheren Arten des formalen Gesichtspunkts, den „Grundsätzen ersten Rangs“ beigesellt. Bei den besonderen Kausalurteilen liegt absolute Notwendigkeit nur vor im Falle der bei den wirklichen Verknüpfungen der Welt selten oder nie völlig gegebenen Begreiflichkeit, sonst nur bedingte; die Bedingung ist: es darf nichts Drittes dabei sein, was Ursache sein könnte. Man kann zwischen Ursache und Wirkung etwas dazwischenschieben, wenn auch oft mit Mühe. So der Harmonist hielt ursprünglich die Armbewegung für Seelenwirkung, später für Körperwirkung. Beim Kugelbeispiel stammt der die Reflexion weiterführende Hilfs-gedanke der Undurchdringlichkeit der Kugeln aus den Empfindungen, ist also nur assoziativ, nicht innerlich verbunden. — Das Axiom „nichts wird ohne Ursache“ scheint zunächst bloß bedingt notwendig zu sein, die Denkkraft kann von ihm abweichen, der Dummkopf denkt beim Entstehen, das er sieht, nicht immer an eine Ursache. Aber sowie wir auf den Begriff des Werdens ausdrücklich reflektieren, so schließt er auch den Begriff der Abhängigkeit ein; der Grund davon liegt nicht in den Empfindungen, sondern im Denken, genauer im Gesetz des Beifalls: Zur Entscheidung zwischen 2 kontradiktorischen Fällen muß immer ein Grund da sein, dies auch in dem speziellen Fall, wenn einem als unwirklich vorgestellten Subjekt das Prädikat der Wirklichkeit zugeschrieben werden soll.²⁾ Jenes Axiom ist also bloß scheinbar bedingt, in Wirklichkeit absolut, jedenfalls natürlich notwendig. — Bei der Beziehung der Beschaffenheiten auf ein Subjekt ist die Notwendigkeit nicht so unbedingt, daß Hume nicht die Existenz der Seele als Subjekts der Gedanken bezweifeln konnte, vermöge einer „unnatürlichen Absonderung“. ³⁾ Er abstrahierte von dem der Idee der Beschaffenheit auch noch bei künstlicher platonischer Substantialisierung anhaftenden Nebenmerkmal, daß wir sie nie für sich, sondern immer nur als Zug an einem Ganzen empfinden können. Immerhin läßt sich dieses Nebenmerkmal ignorieren, hier bei den Inhärenz- und überhaupt bei allen Suggestionsurteilen

1) Eben wegen dieses Begriffs nicht mit dem allgemeinen Kausalgesetz identisch; cf. Crusius oben pag. 35, Z. 5; pag. 78, Z. 2.

2) I. S. 505.

3) I. S. 511.

(Reid), wo bloß ein Relationspol gegeben und der andere erst „aus natürlichem Antrieb oder Eingebung (suggestion)“ zu erschließen ist. Der Unterschied von Haupt- und Nebeninhalt beim Wesen ermöglicht die Erklärung, wie bei vorhandener natürlicher Notwendigkeit doch statt auf absolute auf bloß bedingte diagnostiziert werden kann.

Wie bei der Lehre vom Allgemeinen, so bei der vom Notwendigen ist Hume der zu bekämpfende Gegner, der außer den unmittelbaren [inneren] Empfindungskenntnissen nur noch die allgemeinen Grundsätze [sc. des demonstrativen Wissens] anerkannte, alle übrige Notwendigkeit aber gern auf Gewohnheit zurückgeführt hätte.¹⁾ T. zeigt mit seinem Eingehen auf die einzelnen Urteilsarten den comm. sense-Philosophen, wie die Widerlegung Humes hätte geführt werden müssen. Es hätte sich dann herausgestellt, daß weit mehr Sätze notwendig seien, als Hume und Berkeley meinten, daß die Ausbildung einer Wahrscheinlichkeitstheorie nötig sei, und daß das Verfahren des Verstandes nicht auf Widersprüche mit sich selbst und mit der Vernunft führe. Aber das faktisch von Reid, Beattie, Oswald geübte Verfahren ist „wider den Menschenverstand.“²⁾ — Ob Hume sich so sehr als überwunden gefühlt hätte? Die Ableitung des Axioms „Nichts wird ohne Ursache“ aus einem logischen Grundsatz hätte er abgelehnt.³⁾ Was hilft absolute Notwendigkeit des allgemeinen Kausalgesetzes, hätte er gesagt, wenn sie in keinem einzigen wirklichen Fall (als Totalbegrifflichkeit) vorliegt? Bei der Inhärenz hätte er eigentlich gestehen müssen, daß T. ein Mittel hat, den von ihm selbst vergebens gesuchten⁴⁾ Einklang zwischen den zwei Prinzipien zu finden: 1. daß gesonderte Perzeptionen auch gesondert bestehen können, 2. daß der Geist nirgends reale Verknüpfung zwischen dem für sich Bestehenden wahrzunehmen vermag. In den Perzeptionen müssen Nebenzüge⁵⁾ sein, sagt T., welche für Vereinigung sowie Setzung als Teil Fingerzeige geben. Das Bedürfnis einer Wahrscheinlich-

1) I, S. 516 f.

2) I, S. 529.

3) Die Sache ist hier noch nicht viel über Leibniz hinausgediehen: eines der Corollarien seines großen Prinzips vom Grunde praedicatum inest subjecto sei *cet axiome vulgaire, que rien n'arrive sans raison* (= Realgrund hier); Zitat bei Adickes, Kantst. 16, Z. V. Auch T. spielt mit dem Wort Grund.

4) Traktat Anhang „zum Begriff der Identität der Persönlichkeit.“

5) Auch Crusius hat „unzertrennliche Nebengriffe“ (Adickes, Kantst. S. 85, Anm.).

keitstheorie, auf das Locke schon hinwies,¹⁾ kannte Hume auch. — Mißlich ist, daß bei T. 4 Notwendigkeitsbegriffe ineinanderspielen: 1. unabänderlich, der Willkür entzogen,²⁾ was sich dann durch Ständigkeit, aber auch eventuell schon früher durch ein Gefühl des Zwangs in jenem Charakter kennzeichnet (allgemeinster Begriff); 2. in der „Natur“, dem Wesen einer Sache liegend (substantiale Notwendigkeit);³⁾ 3. aus den Gesetzen der Identität und des Widerspruchs folgend (logische N.); 4. durch Begründung völlig determiniert (absolute N., bei T. oft logisch oft real, opp. durch Vermittlungsglieder bedingte N.). 1. läßt einen Gradunterschied zu in der Nötigungsstärke; 3. stellt ein Ja einem Nein gegenüber; 4. eigentlich auch: bedingt notw. müßte mit zufällig gleich- und dem absolut notw. entgegengesetzt werden; 2. schon wegen des Zusammenhangs mit 3. und 4. ebenso: essentiell opp. accidentiell; aber wegen des Zusammenhangs mit 1., aus dem 2. zu erschließen wäre, mit dem es aber oft ohne weiteres indentifiziert wird, bekommen 2. und 4. zuweilen auch mit den Charakter des Graduellen. Historisch leitet sich 4. aus einer Verbindung des Leibniz'schen Gegensatzes von Wahrheiten, die auf Identität und Widerspruch, und solchen, die auf den Satz vom Grunde beruhen, mit dem Lockeschen Gegensatz von intuitiver und vermittelter Erkenntnis her. „Natürliche“ Notwendigkeit entsteht aus Kombination von 2. und 3.: aus der „Natur“ des herkömmlich meist als Substanz gedachten Urteilssubjekts wird nach dem Identitätsgesetz eine Inhärenzbestimmung als Urteilsprädikat herausgeholt. „Natürlich“ notwendig hat also zugleich realen und logischen Sinn. Bei den Vernunftprinzipien tritt der reale mehr anläßlich ihrer Realisierung, der logische mehr im System der Erkenntnis hervor. „Absolute“ Notwendigkeit beruht auf Sinn 4. oder 3., der ja ein Spezialfall von 4. ist, schließt aber, auf Prinzipien selbst angewandt, zum mindesten beim Satz vom Grund, von Identität und Widerspruch, die 4. und 3. zugrund liegen, einen Zirkel ein. Prinzipien, das Fundament aller Denknöwendigkeit, sind selbst nicht notwendig, sondern stehen vor oder über aller Notwendigkeit; einen Ansatz zu dieser Einsicht haben wir bei T. in dem Ausdruck „angenommenes Axiom“.⁴⁾

1) 4. B., Kap. 14 u. 15; später probierte sich Mendelssohn darin.

2) 1. cf. Locke, 4. B., 13. Kap., § 1: necessary und voluntary.

3) cf. oben pag. 98.

4) I, S. 541: Widerspruchssatz „angenommenes Axiom“; cf. I, S. 327: Voraussetzung, aber Grundsatz und Postulat (über Axiome und Postulate cf. Reimarus, Vernunftlehre § 361 f.). Weiteres im Schlußabschnitt.

T. redet davon, wie man an der subjektiven zur objektiven Notwendigkeit komme. Einleitend davon, was objektiv und objektive Wahrheit bedeute. Lossius hatte behauptet, die Wahrheit sei wie die Schönheit relativ zu dem erkennenden Subjekt. Das ist eine Halbwahrheit, sagt T.; betreffs der Impressionen trifft es zu, daß sie relativer Natur sind, nicht aber betreffs der Verhältnisse und Denkgesetze. Wir müssen annehmen, daß diese von der Natur der Impressionen unabhängig und bei allen denkenden Wesen wie bei uns sind. Trotzdem die Verhältnisse außerhalb unseres Verstandes wahrscheinlich nichts sind, sind gerade sie der Stützpunkt objektiver Wahrheit. Wahr will philosophisch nichts anderes besagen, als nach den Verhältnissen unserer und jeder anderen Denkkraft gedacht oder allgemeingiltig. Da uns aber eine andere als unsere eigene Denkkraft nicht zugänglich ist, hat als wahr zu gelten, was unveränderlich subjektiv ist, d. h. in den Verhältnissen unseres Denkes immer gleich sich darstellt. Lossius sagt: Wenn wir andere Fibern hätten, so wäre der Widerspruch vielleicht für uns möglich. Vielmehr ist ebensowenig als der Widerspruch selbst ein Verstand für uns denkbar, der den Widerspruch denken kann. Sollte der Widerspruch möglich sein, so müßten die Fibern nicht bloß anders schwingen, sondern zugleich schwingen und nicht schwingen. — Wie ist aber mit unserer Kenntnis der äußeren Wirklichkeit, die uns doch vermittelt der notorisch bloß relativen Impressionen bekannt wird? Ist sie bloß subjektiver Schein? Schon Lambert¹⁾ hat Regeln gesucht, nach denen der Grad der Zuverlässigkeit dieser Erkenntnis sich bemißt. Auch T. sucht Bedingungen aufzustellen,²⁾ unter denen die Verhältnisse zwischen den Impressionen dann unverändert identisch bleiben. Das Wichtigste ist: die die Impressionen aufnehmende Seele muß dieselbe sein und die äußeren Erfordernisse (Mittelursachen, Sinnlieder, Lage der Gegenstände etc.) müssen dieselben sein, dann sind die Aussagen über Gleichheit der Verhältnisse der Impressionen zuverlässig. Eine andere Regel ist: die Eindrücke einzelner Sinne entsprechen ihren Objekten nur von einer Seite;³⁾ die Sinne müssen sich also gegenseitig ergänzen.⁴⁾ Resultat: Die Vernunft mit solchen Gedankengängen berichtigt den gemeinen Verstand, der

1) In der „Phänomenologie“ des Nov. Org.

2) z. T. im Anschluß an Reimarus, oben pag. 33, Z. 1 u. 2.

3) Phänomenal = einseitig Hw. II, S. 153.

4) Schon Locke, 4. B., 11. Kap., § 7.

den gewöhnlichsten, beständigsten Schein für Realität nimmt; diese Berichtigung ist eine Einschränkung: die Realität hängt nur an den Verhältnissen der Eindrücke, und zugleich eine Erweiterung: bleiben nur die Verhältnisse gleich, so darf jener Schein sich ändern. — Zugrund liegt die Voraussetzung des Rationalismus, daß das Denken beim Erkennen tiefer grabe, Wesentlicheres leiste als die Sinnlichkeit.

Nun die objektive Notwendigkeit. Die Übertragung unserer Ideenbeziehungen auf die Objekte geschieht auf Grund notwendiger Denkprozesse, aber es bleibt dann immer noch die Frage: „Ist das Objekt unserer Vorstellung auch alsdann, wenn wir notwendig uns vorstellen, daß es wirklich ist und so ist, wie wir es finden — ist es dann an sich nur zufällig so oder muß es notwendig so sein?“¹⁾ Zufällig heißt hier: kann „es auch nicht sein oder anders sein oder anders werden?“ Notwendigkeit in diesem obigen Sinn konstatieren wir in den Fällen, „in denen der Grund von der Beziehung der Ideen auf einander allein in den Ideen des Subjekts und Prädikats liegt,“²⁾ Zufälligkeit, wenn er in der den Denkakt begleitenden Empfindung oder einer daraus entstehenden Assoziation zu suchen ist. Was die Verhältnisklassen betrifft, so findet sich objektive Notwendigkeit bei Einerleiheit und begreiflicher Abhängigkeit. Auch die allgemeinen Denkgesetze können objektiv vorgetragen werden und gehören zu den objektiv notwendigen Wahrheiten als deren allgemeinste Ausdrücke.³⁾ Hingegen die Raumzeitbestimmungen, überhaupt alle Kenntnisse der wirklichen Welt sind zufällige Wahrheiten, weil die Empfindungen und deren Beschaffenheit die Bedingung sind. So ist bei den kausalen Verhältnissen (außer den begreiflichen) eine bestimmte Art der Koexistenz der Empfindungen nötig; Feuer hat wohl ein Vermögen zu verbrennen, aber verbrennt nicht notwendig das Holz, bloß bei bestimmter räumlicher Lage dazu. Weiterhin sind alle Sätze des unmittelbaren Bewußtseins, z. B. ich denke, objektiv zufällige Wahrheiten; es liegt nicht in der Idee des Ich, weder daß es immer denke, wenn es wirklich ist, noch daß es wirklich vorhanden sei. Der Grund für den Gedanken „Ich bin“ ist die Empfindung meines Ich. — Bei diesen Darlegungen über objektive Notwendigkeit ist gut die Schilderung, wie gewisse Gebilde, die

1) I, S. 565.

2) scil. und in der Natur der beziehenden Denkkraft, S. 569.

3) „Spekul.“: „reine Luft“ oben pag. 80.

zunächst auf Grund von Denkprozessen als real gesetzt wurden, dann wieder ins Reich des Denkens zurückgenommen, bloß begrifflich betrachtet und daraufhin unter Umständen vernotwendigt werden. T. übersah aber, daß hier sein bei der subjektiven Notwendigkeit noch festgehaltener erweiterter Denkbegriff unter der Hand sich korrigierte, sofern für die objektive Notwendigkeit nur Identitätsverhältnisse bleiben. Ferner bei Objektivierung der logischen Gesetze, daß wir ihnen zwar Gültigkeit für die Objektivität zuschreiben, aber dabei das Bewußtsein ihres bloß subjektiven Charakters nicht verlieren, jedenfalls nicht in dem Maß, wie bei Realposition (Substanziierung). Mit der materialen subjektiven Notwendigkeit steht die objektive Notwendigkeit in einem viel näheren Verhältnis als mit der formalen. Die Unzuträglichkeit, daß die Erkenntnis des inneren Sinns zugleich subjektiv und zwar formal notwendig und objektiv zufällig ist, hätte dadurch vermieden werden können, daß die in sich evidente Tatsächlichkeit, die erst der Ausgangspunkt aller Notwendigkeit ist, nicht selbst schon als notwendig bezeichnet worden wäre.¹⁾ Dadurch wäre auch die Mißlichkeit verschwunden, daß die beiden Merkmale der Vernunftkenntnis, allgemein und notwendig, nicht völlig parallel gehen, sondern sich kreuzen: notwendig ist auch nicht bloß Besonderes — was sich zurechtlegen ließe, sondern Einzelnes aus der [sc. inneren] Erfahrung.²⁾

Im 8. Versuch „von der Beziehung der höheren Kenntnisse der raisonnierenden Vernunft zu den Kenntnissen des gemeinen Menschenverstandes“ wird betont, daß Allgemeinbegriffe bloß besondere Seiten der wirklichen Gegenstände, allgemeine Theorien eine Art ruhender Gedankenreihen³⁾ seien. Sie „ruhen“, solange kein Objekt da ist. Kommt aber dieses, so werden sie „hingelegt“ als Fundament und mittelst der Denkgesetze ein „Gewebe notwendiger Wahrheiten“ verfertigt, welches die Vernunft alsdann auch den Objekten „zuschreibt“, wenn sie findet, daß deren Beschaffenheiten mit dem in jenen Begriffen und Theorien Gedachten sich decken.⁴⁾ „Wo wir die Theorien anwenden auf wirkliche

1) Sigwart, Logik I³, S. 269.

2) I, S. 514. 586. 528 (letzteres: unmittelbare Empfindungskenntnisse).

3) I, S. 572; statt eine Art „von neuen Gedankenreihen“ zu korrigieren nach S. 573 entweder „von ruhenden“ oder „vorrätiger“. — Die Theorien haben also wie Vernunftwahrheiten bei Leibniz auch inhaltlichen Charakter, nicht bloß formalen.

4) I, S. 572.

Gegenstände, da setzen wir voraus, daß das Wirkliche so beschaffen sei, als die allgemeinen Begriffe es vorstellen.“¹⁾ Wir haben hier offenbar vor uns das Lockesche *things conformable to our ideas*.²⁾ Ein Beispiel ist: „Die mathematischen Theorien von den Kegelschnitten und besonders von der Ellipsis ward zu einer Kenntniss von den Bahnen der Planeten, als Kepler aus Beobachtungen bewiesen hatte, daß diese krummen Linien solche Ellipsen sind.“³⁾ Durch solches Allgemeine wird der Inhalt der Objekte nicht erschöpft, eben nach einer Seite charakterisiert (in der Mathematik nach der Seite der Größe). Insofern sind Begriffe und Theorien „künstliche Hilfsmittel des Verstandes“, sind ihm, „was die Vergrößerungsgläser und die Ferngläser den Augen.“ Köpfe, gut in abstrakten Wissenschaften, aber mit mittelmäßigem Menschenverstand beurteilen leicht ein Ganzes nur einseitig und geraten in den „theoretischen Schiefsinn“.

Beim Widerstreit von Verstand und Vernunft — eine ja durch den *common sense* auf die Tagesordnung gesetzte Frage, auch Hume selbst ist schon auf sie aufmerksam — ist die Schuld nicht einseitig abzuladen,⁴⁾ jeder Teil kann gefehlt haben. Bei absoluter Notwendigkeit kann kein Widerstreit entstehen, nur bei Verwechslung von Gewohnheitsnotwendigkeit mit der echten. Diese Verwechslung wird dem Verstand, der Empfindungsideen gegen einander hält, am häufigsten passieren; aber auch bei der Allgemein-erkenntnis, mit der es die Vernunft zu tun hat, kommt sie vor,⁵⁾ in Metaphysik und Moral, nur nicht in Mathematik. Diese Verwechslung ist auch der Grund des Streits, wenn etwa die Vernunft mit sich selbst in Konflikt gerät oder der Verstand mit sich selbst. Ersteres ist der Fall im Kampf der philosophischen Systeme, letzteres, wenn Gesichtsideen gegen Tastideen stehen. Den Gesichtsideen allein folgen, gibt bloße Gewohnheitsnotwendigkeit; die Tastideen haben den Ausschlag zu geben, wie T. mit der Mehrzahl damaliger Forscher annimmt.⁶⁾ Falls die allgemeine Theorie gegen den — gewohnheitsmäßigen — Sinnenschein steht und ihn berichtigt

1) S. 545 f.

2) 4. B., 4. Kap. § 5.

3) I, S. 573.

4) Mendelssohn verlangte bei Widerstreit, daß die Vernunft sich stets korrigiere und am gemeinen Verstand orientiere.

5) cf. vorn pag. 97, Ziff. 4.

6) Dessoir, *Gesch. d. n. deutsch. Psychol.* I², S. 407.

möchte, ist zur Erreichung voller Evidenz oft noch Erfahrung gut. Z. B. wie es sich mit der Bewegung von Erde und Sonne verhält, wird der Vernunft leichter glauben, wer das Phänomen der Bewegungsverwechslung schon bei einem Schiff oder Wagen erlebt hat. Gegen das Dasein einer materiellen Welt, das Berkeley und Hume, resp. einer Außenwelt mit influxus, das Leibniz mittelst Vernunftschlüssen leugnete, spräche, wenn die Notwendigkeit, mit der wir der Empfindung folgen, auf einer zufälligen Association beruhte. Nur die Voraussetzungen dieser Philosophen sind unrichtig, nicht ihre Logik, deren Zwang sich T. fügen würde, „es wäre denn, daß die entgegengesetzte Notwendigkeit, das Gegenteil von diesen Sätzen zu glauben, ebenso groß sei.“¹⁾ T. streift hier Kants antinomistisches Verfahren. — Bloß dem Verstand folgen, würde zur Schwärmerei, bloß der Vernunft, würde zur falschen Vernünftelei führen. Über ein allgemeines Merkmal der Evidenz mit dem Skeptiker streiten ist wertlos, die einzelnen Fälle sind vorzunehmen, und da hat der Dogmatiker wenigstens soviel vor dem Skeptiker voraus, daß es doch einige Allgemeinsätze sowohl als Einzelempfindungen gibt, die zu bezweifeln Unsinn ist.

Nach der Vorarbeit der ersten 8 Versuche geht T. daran, die psychologische Hauptfrage wieder vorzunehmen, über die er schon früher, damals im Anschluß an Sulzer, Untersuchungen anstellte,²⁾ die „über das Grundprinzip des Empfindens, des Vorstellens und des Denkens.“ Condillac und Bonnet hatten das Empfinden für die Grundtatsache erklärt, aus der durch Komplikation und Steigerung alle übrigen Seelenäußerungen hervorgehen. Ihre Tendenz bloß gradueller Unterscheidung sucht T. mit der seither von ihm selbst zugrundegelegten generischen Scheidung zu verbinden, indem er die

1) I, S. 583.

2) Vorn pag. 55f.; über Sulzer cf. Palme, S. 17: Wolff hatte als Fähigkeiten des Geistes, aus deren Zusammenfluß sich die Vernunft ergibt, Vorstellungskraft, Vermögen Ideen zu haben, Einbildungskraft, Gedächtnis, Witz, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urteilskraft. So auch noch Sulzer, aber dieser will die Analyse weiter treiben, die „Elemente der Elemente“ zu erforschen suchen. — Über den Zusammenhang von früher und jetzt bei T. cf. Schreiben an Volquarts (Hamburg. Nachr. 1761, S. 278 Anm.: eigentlich hat die Seele nur eine einzige Grundfähigkeit, die nach Verschiedenheit der Objekte und der Art zu wirken verschiedene Namen hat) und Hw. I, S. 615 („Fühlen, Vorstellungen haben und Denken sind Fähigkeiten eines und desselben Grundvermögens und nur von einander darin unterschieden, daß das nämliche Prinzip in verschiedenen Richtungen auf verschiedene Gegenstände und mit größerer oder geringerer Selbsttätigkeit wirkt“).

auch schon konstatierte Beobachtung verwertet, daß die einzelnen Vermögen außer in ihrem Artcharakter sich durch einen von unten nach oben stetig zunehmenden Grad von Selbsttätigkeit unterscheiden. Könnte man die Spontaneität bei der Empfindung mit der Reaktion des Waxes gegenüber Eindrücken vergleichen, die bei der Vorstellung mit der Reaktion einer Saite, falls man dieser die Fähigkeit zuschreiben dürfte, das Nachklingen zu sistieren und zu erneuern, so endlich die des Denkens mit der Kraft einer dazu noch rückstoßenden elastischen Feder. Auch innerhalb der 3 Stufen ist jedesmal ein Spontaneitätsfortschritt von den „gröberen“ zu den „feineren“ Äußerungen, im Empfinden von den Impressionen gewöhnlicher Art zum Gefühl der Verhältnisse, im Vorstellen bei den 3 Graden des Perzipierens, Reproduzierens und Fingierens, im Denken von Apperzipieren, wo nur ein Verhältnisspol im Licht ist, zum eigentlichen Verhältnissetzen, ebenso dann wieder vom Verstand zur Vernunft. — Unter Perfektibilität der Selbsttätigkeit versteht T. die Tatsache, daß die Naturkraft der Seele keine unveränderte Größe ist, wie Search will,¹⁾ daß vielmehr die Summe der inneren Realitäten im Lauf der Zeit anwachsen kann. Am Anfang ist die Seelenkraft schwächer als bei Tieren, kann sich aber unendlich heben, freilich kann auch auf jeder Stufe, auch innerhalb der 3 Hauptvermögen ein Stillstand eintreten. Der in der Entwicklung zu erreichende Höhepunkt sind die beiden Stadien der Vernunft und der Freiheit, die beide ziemlich spät einsetzen.²⁾ Auch die praktischen Betätigungen nämlich, Wollen und Tun, hatte T. im 10. Versuch ausgeführt, seien Äußerungen desselben Grundprinzips wie die theoretischen,³⁾ ja noch höher als diese einzuschätzende.⁴⁾ — Will man jetzt am Ende der Analyse — ja nicht am Anfang!⁵⁾ — das Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Psyche und der tierischen, den „Charakter der Menschheit“ bestimmen, so besteht er eben in dieser „vorzüglich perfektiblen Selbsttätigkeit“.⁶⁾ Ihr kann man noch, wenn man die leidende Seite der Seele auch berücksichtigt, eine „vorzügliche Modifikabilität“ an die Seite stellen, welche als auslösendes Moment auf

1) II, S. 373 ff.

2) I, S. 617, 757.

3) I, S. 618 f.

4) II, S. 653.

5) I, S. 297.

6) I, S. 759.

die Selbsttätigkeit wirkt. Diese Bestimmung vereinigt das Gute der sonst versuchten Formeln ohne deren Unbestimmtheit oder Einseitigkeit (Rousseau: Perfektibilität, Reimarus: Reflexion, Herder: Besonnenheit, größere Extension zu mehrartigen bei minderer Intension in einzelartigen Handlungen).

In seiner Darstellung der T.'schen Erkenntnislehre bezeichnet Störing¹⁾ dieselbe als Synthese von Hume und Leibniz,²⁾ während man sie früher als Synthese von Locke und Leibniz aufgefaßt hatte. Nun spielt Hume, wie wir sahen,³⁾ von Anfang an bei T. eine große Rolle, jedoch meist als hochbedeutsames Phänomen, dessen Verirrungen bei seiner großen Begabung bedauerlich seien, nicht als Führer auf der richtigen Bahn. Immerhin wäre möglich, daß H. unter der Hand doch eine stärkere positive Bedeutung für T. bekommen hätte. Das scheint uns wirklich der Fall zu sein in der energischen Vertretung der Lockeregeln (Verhältnis von impression und idea) und in der Subjektivierung des Geisteslebens. Wenn auch nicht das Erwachen aus dem dogmatischen Schlummer, so doch eine höhere Stufe kritischer Lebendigkeit kann man bei T. auf Hume zurückführen. Anregend wirkte Hume auch in der Lehre von der Substanz, besonders aber von den Verhältnissen. Jedoch überall betont T. zugleich seine Abweichung. An der Lockeregeln tadelt er die Unbestimmtheit. Weiterhin fehlen dabei die Impressionen der Reflexion⁴⁾ in dem Sinn, in welchem T. sie so stark ausbaut. Subjektivität gibt T. beim geistigen Leben zu, aber „Idealismus“ nicht; das Übertragen, Hineinverlegen ins Objekt hat also bei ihm weniger Unerlaubtes als bei Hume. Bei der Substanz übernimmt er nur das Zusammenfassen mit einem Blick,

1) Bei seiner Disponierung hat St. die Hauptrubriken: subjektiv notwendige, objektiv notwendige Wahrheiten, und jedesmal die Unterrubriken: Vernunftwahrheiten, Erfahrungssätze. Dies ist möglich, da Notwendigkeit und Denken bei vernünftiger und bei sinnlicher Erkenntnis im Spiel ist; aber es dürfte der Absicht von T., der den verschiedenen Anteil der Seelenvermögen bei beiden Erkenntnisarten herausstellen möchte, nicht entsprechen, den Denkanteil allein als übergeordnetes Merkmal voranzuschicken. Den 5. Versuch „Über den Ursprung unserer Kenntnisse von der objektiven Existenz der Dinge“ unter der Rubrik „Spezielles über subjektiv notwendige Erfahrungssätze“ zu behandeln, ist mißlich (S. 79 ff.). Zwar das Inhärenzverhältnis ist bei St. schon früher, unter den Koexistenzverhältnissen zur Sprache gekommen, aber Gemeinbegriffe wie Ding u. s. w. wurden an ihrem Ort belassen, die doch zur Vernunft gehören.

2) Störing, S. 4. 160.

3) Oben pag. 49, 51 f. 64. 67. 73. 83. 91. 93. 111. 124. 126. 128 etc.

4) Oben pag. 89, Z. 4 Schluß.

bei den Verhältnissen das Verhältnisgefühl als Vorstufe, wohl auch die Definition des Denkens als Verhältnissesetzen,¹⁾ das andere weist er zurück. Die Humesche Grundvoraussetzung von dem selbständigen Dasein und Agieren der Empfindungen, wodurch ein spontanes Denken beseitigt werden sollte, teilte T. nie. Im Kausalbegriff war er scharfer Gegner, erkannte die beständige Empfindungsfolge nur als Indicium an, mit dem man sich notgedrungen oft zufriedengeben müsse. Ebenso ist's mit der Zurückführung aller Notwendigkeit (außer der demonstrativen) auf Assoziationszwang und mit der Auffassung der Denkgesetze als induktiver Verallgemeinerungen. Das Erfahrungsprinzip als Spitze gegen alle Metaphysik zu kehren — der Punkt neben der kritischen Fragestellung, auf dem Kant am tiefsten von Hume beeinflusst wurde —, ist T. nie in den Sinn gekommen. Mit der Kampfweise des *comm. sense* gegen Hume ist T. nicht einig, aber daß im Wesentlichen Kampf sein müsse, steht ihm fest.

Wir kehren also zu der alten Ansicht zurück: Synthese Locke-Leibniz. Grundsätzlich steht T. dabei mehr auf Leibniz, kongenialer ist ihm Locke. Von Leibniz hat er, teils direkt teils durch Wolff und die übrige deutsche Philosophie vermittelt, die Spontaneität des Denkens, die Mathematik als Musterwissenschaft, die Apperzeptionslehre, die Vernunftwahrheiten, sowohl was Art ihrer Gewinnung im Gegensatz zu Induktionswahrheiten, als was ihren Charakter als Theorien, Grundlagen einer Reihe von Wissenschaften anlangt, den Satz vom Grunde in seiner Verwendung für den Begriff der Notwendigkeit, wie besonders auch für den Kausalbegriff. All dies ist meist auch direkt als Korrektiv gegen Hume gerichtet. Auch die Verhältnisklassen schöpft T. aus Leibniz. Aber indem er noch eine dritte Klasse zu den zwei leibnizischen (Vergleichung und Koexistenz) hinzufügt, zerstört er den logischen Nerv der Distinktion, der auf den Gegensatz von notwendig und tatsächlich abhebt. Auch seine Ausführungen über den Satz vom Grund zeigen mehr Tiefblick, als logisch weiterführenden Scharfblick, er sieht, in wieviel Verhältnisse dieses Prinzip hineinleuchtet, aber er eignet sich nicht einmal die Unterscheidungen von ideal-real an, wie sie Crusius und der vorkritische Kant versucht hatten. — Locke ist sehr ausgiebig verwendet. Teils fußt T. vollständig auf ihm, wie bei der Methode, bei der Realisationsregel, Verifikation des

1) cf. auch Lambert, oben pag. 101.

Intellekts aus der Sensualität, bei der Parallelisierung von äußerem und innerem Sinn, bei der Entgegensetzung von richtiger und assoziativer Notwendigkeit; teils findet sich Lockescher Einschlag in sonstigen Begriffsbestimmungen, wie wir ihn in vielen Fällen, bei Form, Raum, Notwendigkeit, Kausalität u. a., angedeutet haben. Mit der Festhaltung des Kraftmoments, mit der Einschätzung der assoziativen Notwendigkeit, mit den Impressionen der Reflexion, mit dem Hinweis auf eine Wahrscheinlichkeitstheorie bleibt T. bei Locke gegen Hume. Ebenso, wie sich zeigen wird, in der Verbindung von kritischer Fragestellung und Konservativismus gegenüber der Metaphysik. — Daß der Grundstock der Erkenntnisfunktionen wesentlich aus der deutschen Psychologie, aus Wolff, Sulzer etc. stammt, ist noch in Erinnerung; sowie daß in den Funktionen der Sinnlichkeit, bei Empfindung und dem heutigen Gefühl, ausländischer Ursprung vorwiegt. Aber ganz zutreffend wäre die Formulierung für die deutsch-englische Synthese, die man im Ausschluß an das Hw.¹⁾ versuchen möchte: die Lehre von der Sinnlichkeit ist mehr englisches (und französisches), die vom Denken mehr deutsches Verdienst, so wenig wie die von „Spekul“;²⁾ dazu greift Locke zu tief in die Lehre vom Denken ein.

Es ist noch nachzutragen der Einfluß der Kantischen Dissertation auf das Hw. von T. Bei Raum und Zeit wird dieselbe zitiert.³⁾ Daß sie aber auch mit dem Begriff Denkakte und Denkgesetze eingewirkt hat, ließ sich nicht übersehen. Auch T. erklärt nach Windelband,⁴⁾ die „Aktus des Denkens“ seien die „ersten ursprünglichen Verhältnisgedanken“: wir erfahren sie dadurch, daß wir sie anwenden, wenn wir denken, und damit erweisen sie sich als die „Naturgesetze des Denkens“. Und Riehl⁵⁾ sagt, in den eingemischten psychologischen Bemerkungen der Dissertation spreche Kant von beständigen Gesetzen der Verstandestätigkeit, von Begriffen, die nach den unserer Seele eingepflanzten Gesetzen erworben sind, was die Vermutung nahe lege, daß ein gewandter mit ähnlichen Fragen beschäftigter Geist davon einige von ihm selbst vielleicht kaum bemerkte Impulse erfahren habe. Die Übertragung der Analogie der Naturgesetzlichkeit auf das Geistesleben

1) Oben pag. 135 f.

2) Oben pag. 111.

3) Hw. I, S. 359. cf. 277. 398.

4) Gesch. d. Phil., 4. A., § 33, Ziff. 12.

5) Kritiz. I², S. 234.

ist ja dem ganzen Zeitalter gemeinsam. Wir fanden sie bei Reimarus.¹⁾ Crusius spricht von einer „physikalischen“, aus der positiven Beschaffenheit unserer Begriffe und Denkkraften hervorgehenden Notwendigkeit.²⁾ So steht „natürlich“ bei T. zunächst in dem vulgären Sinn = wesentlich, in der Sache liegend,³⁾ aber mit der Modifikation, daß die Natur der Natur und die Natur der Vernunft gleicherweise jeder Willkür, jeder Ausnahme von der Regelmäßigkeit der Seins- und Wirkungsweise abhold sind. Auf beiden Gebieten soll nach dem Zug der Zeit möglichste Übereinstimmung der Forschungsmethode bestehen.⁴⁾ Daher die Bezeichnung Lockes durch Kant als „Physiolog des Verstandes“, Merian⁵⁾ will die ganze Philosophie als „Naturgeschichte der Seele“ behandeln. Daß nun aber gerade die Dissertation mit ihrer *naturalis animi lex*⁶⁾ auf T.⁷⁾ bestimmend einwirkte, legt sich nahe wegen gleichzeitiger Übernahme der damit zusammenhängenden Anschauungen von den *mentis actiones* und von der Unterscheidung der beiderseitigen Methoden, die bei Gewinnung des vernunftmäßigen und des naturmäßigen Allgemeinen anzuwenden sind. Die Vernunftgesetze sind bei Kant als Realpotenzen angeboren, welche *occasione experientiae*, in den Denkakten als diese bestimmende Mächte sich aktualisieren und nun in Begriffen und Sätzen — die also „erworben“ sind — von unserem Erkennen fixiert werden. Die Frage, wie dieses Auffassen und Erwerben vor sich gehe, umgeht

1) Oben pag. 33, Z. 4.

2) Adickes, Kantst. S. 50. — Die 3 höchsten Grundsätze sind als Teile im Wesen [= Natur] des Verstandes enthalten „Notw. Vernunftwahrh.“ § 15.

3) So auch bei Locke, 2. B., 33. Kap., § 5 *natural correspondence*, und Hume, Traktat übers. von Lipps I², S. 343 natürlich und notwendig.

4) Doch verschwindet der Gegensatz nicht ganz, Locke: 4. B., 4. Kap., § 5: *connection in nature*, Hume: philosophische und natürliche Verhältnisse. Vollends bei Leibniz und Wolff ist „natürlich“ ein Mittleres zwischen wesentlich und zufällig; ebenso bei Crusius: „Notw. Vernunftw.“ 3. A. § 30. Leibniz und Wolff heißen die Vernunftgesetze deshalb auch nicht Naturgesetze, sondern Weltgesetze (Nov. Ess. 4. B., 11. Kap. *loix de l'Univers* cf. Adickes, Kantst. S. 11 Anm.; Wolff, Psych. rat. praef. b 2 *leges perceptionum, quas idea universi continet*).

5) Harnack, Gesch. der Akad. I, 1, S. 457.

6) § 4. cf. sonst *leges cognitionis, mentis, rationis, sensualitatis, phaenomenorum, ipsa natura intellectus*. — Ein anderer Begriff von Naturgesetz liegt vor § 15, E: Gesetze der Sinnlichkeit werden Gesetze der Natur, quatenus in sensus cadere potest; ähnlich später Kr. Khrb. S. 134 f.: Verstand ist selbst die Gesetzgebung für die Natur.

7) cf. oben pag. 98. 138.

Kant meist mit der Konstatierung: *dantur*. Die Parallele mit der Entstehung der *conceptus communes empirici*, die der diskursive Ausdruck der *generalissimae leges empiricae* sind,¹⁾ soll auf diese Weise möglichst aus dem Gesichtskreis gerückt, das Geschäft der Methodologie von dem der empirischen Psychologie möglichst unabhängig gestellt werden.²⁾ Andeutungen über jene Erwerbung besagen, sie gehe vor sich *attendendo*, durch Abstraktion *non a sensu objectorum*, *sed ab ipsa mentis actione ideoque intuitive*.³⁾ Diese Anschauung ist aber auch die von T. Die Gesetze, denen der Verstand unterworfen ist wie die Natur den ihrigen,⁴⁾ treten in die Wirklichkeit in den ersten unmittelbaren Verhältnisgedanken, den konkreten Denkakten. Diese reflektieren sich in der nachträglichen inneren Empfindung, sodann in der höheren Stufe der Wahrnehmung, die durch Anwendung der Aufmerksamkeit zustandekommt; aus dem Verhältnisgedanken wird die Verhältnisidee. Während nun aber die empirischen Allgemeinbegriffe sich aus der Idee mittelst Induktion weiterentwickeln, mittelst eigentlicher Arbeit von Erfahrung, die nach dem gemeinlichen, von Kant und Tetens⁵⁾ geteilten Begriff in der Vergleichung der Beobachtungen besteht, so geschieht bei den Vernunftbegriffen der Schritt von Idee zum Begriff ohne Induktion,⁶⁾ wir sind aufs erstemal von der Allgemeinheit überzeugt, durch ein einziges Exempel, auf Grund innerer Evidenz. Gerade weil T. sonst jenem Zeitzuge nachgibt, die Methoden bei Natur und Vernunft möglichst zu nivellieren, z. B. in der Frage der Realisierung der Vernunftbegriffe, ist der Anschluß an die Stellung der Dissertation hier um so auffälliger. Anzufügen ist, daß T. im Sprachgebrauch Gesetze einerseits, Begriffe und Sätze andererseits nicht immer streng auseinanderhält,⁷⁾ wie auch Kant in der Kategorienlehre und wir im „Gesetz“ Realpotenz und idealen Reflex meist zusammennehmen. — Erleichtert wird T. der Anschluß an Kant bedeutend geworden sein, weil dieser auf der Leibnizischen Position fußt.⁸⁾ In der Vorrede der den Streit zwischen angeboren und erworben mit Hilfe der Virtualität austragenden *Nov. Ess.*

1) § 5.

2) So auch Gattermann, *Verh. von Inaugural-Diss. u. Krit.* 1899, S. 22.

3) § 8. 15 Coroll.

4) I, S. 513. 467. 469.

5) *Diss.* § 5; *Hw.* I, S. 429. cf. *Vaihinger*, *Kantkommentar* I, S. 177.

6) I, S. 463. 467; oben pag. 138.

7) I, S. 469. cf. 467.

8) Die auch die Vernunftlehre des Reimarus teilt; oben pag. 33.

heißt es auch, nicht alle Wahrheiten sind von der Erfahrung, d. h. von der Induktion und den Beispielen abhängig, wie das ja auch die platonische Wiedererkennungslehre andeutet; die Vernunftwahrheiten entdecken wir mittelst der Aufmerksamkeit in uns, die Sinne bieten nur die Gelegenheit, den Anlaß. Es ist demgemäß der Sache nach dasselbe Apriori, das wir bei Leibniz, bei Kant und bei Tetens finden. Und auch über die Art, wie es uns bekannt wird, herrscht bei den dreien Übereinstimmung. Nur hat T. trotz Ablehnung der Induktion nicht den Gegensatz gegen die Erfahrung, wie die beiden andern.

Es fragt sich, ob nicht auch die ganze „subjektive Art zu philosophieren“ (Herz), die Kant in der Dissertation einschlug, neben Locke-Hume auf T. und seine Auffassung der Begriffe subjektiv objektiv gewirkt hat. *Tam objecta, quam quae de ipsis cogitanda sunt axiomata, per ipsius [rationis] indolem solam primo innotescunt.* *Indoles rationis* deutet auf zunächst subjektive Existenzweise der Vernunft. Kant warnt davor, *axiomata subreptitia a condicionibus subjecto propriis in objecta temere transferre*. Diese unrechtmäßige Übertragung bewirkt die vielen Irrtümer in der Metaphysik, sofern man Bedingungen der Sinnlichkeit, die bloß subjektiv sind, in die Objektivität hineinlegt. Aber eine „Übertragung“, kann man wenigstens leicht ergänzen, findet auch bei den Intellektualien statt, die objektiv gebraucht werden, nur hier eine rechtmäßige. Nach eigenem Ausspruch hat sich ja Kant über die Beziehung der Intellektualien auf die Objekte in der Dissertation zu wenig besonnen; gleich zu nennende „Reflexionen“ reden über die zunächst subjektive Existenzweise der Vernunft deutlicher. Für T. ist jeder Denkanteil zunächst subjektiv; es fragt sich dann in jedem Fall, ob bloß subjektiv oder in die Objektivität ohne Schaden übertragbar. Auch die Ausführungen von Kant über Raum und Zeit, die diesem 1770 nicht mehr zum Denkanteil gehören, rückt T. in das Licht dieser Fragestellung. Offenbar hat neben Locke-Hume gerade Kant T. in die Subjektivierung des Geisteslebens stark hineingetrieben. Das besondere Noumenalgebiet, das Kant daneben noch stehen hatte, übergang er.

Im Begriff der Verhältnisse zeigt die Dissertation ein ähnliches Schwanken zwischen ontologisch leibnizischer und subjektivistischer Fassung, wie wir sie bei T. in der Sprachschrift verglichen mit dem Hw., ja teilweise noch im Hw. selbst¹⁾ finden.

1) cf. oben pag. 122, Z. 5.

Ontologische Fassung: *dantur conceptus vel rerum vel respectuum*¹⁾ (letztere bezeichnen das *mutuum commercium substantiarum*). Subjektivistische: *forma testatur quendam sensorum respectum aut relationen*²⁾ (opp. *objecti adumbratio* aut *schema*). Die letztere Fassung steht in der Dissertation bei Zeit und Raum, in gewissen „Reflexionen“ bei allen Vernunftbegriffen. No. 531: außer Bestimmungen der Gegenstände gibt es Begriffe, die „Verhältnisse der Vernunft-handlung zu sich selbst“ bedeuten. 532: unsere Vernunft enthält nichts als Relationen; diese sind ... „keine Relationen, welche auf Objekte gehen, sondern nur Verhältnisse unserer Begriffe nach Gesetzen unserer Vernunft.“ 468: die Vernunft enthält lauter *respectivae notiones*, die Sinne ... etwas Absolutes. 512. 520: empirische Verhältnisse setzen einen fundamentalen Verhältnisbegriff voraus. Wir haben hier vor uns den Ansatz zu einer Parallelentwicklung von Kant und Tetens, dem späterhin keine Folge gegeben wurde. In der „Kritik“ ist der Verhältnisbegriff auf Raum und Zeit beschränkt und der Verhältnischarakter eine Bestätigung der Idealität von diesen.³⁾ Mit diesem Ansatz steht dann der weitere im Zusammenhang, daß Kant bei Ausbildung der Kategorienlehre sich offenbar auch eine Weile die Leibniz'sche Verhältnistafel überlegte und wie T. die Zweizahl auf eine Dreizahl zu erweitern versuchte.⁴⁾ Der Anstoß dazu, den Verhältnisbegriff in Betracht zu ziehen, scheint dem Verkehr mit Lambert entwachsen, der schon 1766 an Kant schreibt: Da die Form⁵⁾ auf lauter Verhältnisbegriffe geht. Eine Einwirkung von T.s Hw. auf Kant liegt allem nach hier nicht vor. Umgekehrt könnte die Dissertation neben Lambert und den Engländern gar wohl auf T. gewirkt haben.

1) Diss. § 5. 23. Ähnlich § 14, Ziff. 5: Substanz, Accidens und Verhältnis. cf. die Realverhältnisse, Refl. II, No. 507.

2) § 4.

3) Kehrb. S. 71, cf. Vaihinger, Komm. II, S. 474. In der Diss. ist ein Gegenbild der subjektiven Verhältnisse in der Objektivität nicht ganz ausgeschlossen, § 22 Coroll. die erscheinende Allgegenwart bei Raum.

4) Refl. II, No. 461 f. 525—27.

5) Ähnl. Kant in Diss.: da die Form bloß Verhältnisse gibt, ist sie nicht *schema objecti*. Ebenso Refl. No. 535. 537. Der objektive Begriff der Form ist in der Diss. angewandt beim *mundus intelligibilis*, § 2. 16.

IV. Kapitel.

Die späteren philosophischen Veröffentlichungen.

1. Die Abhandlung: Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit. 1778. 1783.¹⁾

Schon 1761 hatte T. einen Gottesbeweis versucht.²⁾ 1775 hatte er die Frage aufgeworfen, wiefern die Gemeinbegriffe und die auf ihnen beruhenden Grundsätze transzendent und über den Kreis der Empfindungen hinaus, woraus sie gezogen, anwendbar seien, da, wo die Vernunft sie zum Kompaß ihres Nachdenkens über die Gottheit macht — der vorzüglichste Endzweck der gesamten allgemeinen Philosophie.³⁾ Dieser vorzüglichste Endzweck war im Hw. gerade nicht zum Wort gekommen, so blieb die Untersuchung darüber noch übrig. Als Vorgänger nennt T. Wolff. „Ohne den geringsten Anspruch zu machen, daß ich etwas darüber sagen oder es besser sagen werde, als es von andern, besonders von Wolff schon gesagt ist, glaube ich die Gedanken vortragen zu dürfen, die mich selbst beruhigt haben.“⁴⁾ Gelegentlich auch Leibniz: „So hat auch Leibniz darüber gedacht.“⁵⁾ Der Gegner ist im 2. Artikel Hume mit seinem „Versuch von einer besonderen Fürscheidung.“⁶⁾ Der Sinn bei dieser Bekämpfung ist loyal: „Mit Hume dem Atheisten wird hier nicht gestritten, falls er einer gewesen ist, was ich nicht glaube; Zweifeler war er, wenigstens in den Augenblicken, wenn er über die Beweise der

1) Oben pag. 19.

2) Oben pag. 48.

3) „Spekul.“ S. 84.

4) 1. u. 2. Aufsatz = A u. B; hier A, S. 139. — Ein Kollege von T., Weber, las noch nach Wolff und Thümmig, T. selbst in Mathematik zuweilen auch.

5) B, S. 68; nach einer Stelle der Kortholtischen Sammlung der Leibnizischen Briefe.

6) B, S. 11.

Philosophen für Gottes Dasein *raisonnierte*.“¹⁾ Der Gedankengang von A ist folgender:

1. Der Begriff des Unendlichen oder des Alls der Vollkommenheiten in Einem ist ein reeller d. h. ein möglicher d. h. ein widerspruchsloser Begriff (S. 145—176).

2. Er bleibt es auch, wenn man ihm die transzendenten Begriffe (Substantialität, Kraft, Tätigkeit, Einfachheit usw.;²⁾ Sein, Dauern, für sich bestehen oder Substantialität, Kraft, Ursache, Wirksamkeit, Unabhängigkeit usw.³⁾) als Prädikate beilegt (S. 176 bis 186).

3. Er bleibt es auch, wenn wir, zwar nicht die materiellen, aber die immateriellen, geistigen Prädikate hinzufügen (S. 187—204).

Wir sind überrascht und glauben vor einer starken Rückwärtsentwicklung von T. zu stehen vom Standpunkt von 1775, wo „reell“ die Begriffe heißen, welche die Prüfung nach Lockes Regel ausgehalten haben, zum Standpunkt von 1760, wo die Untersuchung der Begriffe auf innere Widerspruchslosigkeit einen Programmpunkt ausfüllte. Freilich würde T. das nicht zugeben, sondern für sich anführen, je weiter man sich vom Boden der unmittelbaren Erfahrung entferne und je mehr man das *Raisonnement* zu Hilfe nehmen müsse, um so wichtiger werden wieder Begriffsuntersuchungen auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Ferner: die Tendenz seiner Ausführung gehe diesmal nach einer andern Seite. Es komme ihm auf Abweisung von Einwürfen an, welche innere Widersprüche im Begriff des Unendlichen entdecken wollen. Die Lockeregeln setze er aber bei diesem Begriff ohne weiteres als erfüllt voraus. „Unsere Begriffe von den Eigenschaften der Gottheit haben ihren Stoff in den Empfindungen wie alle übrigen,“ beginnt A.⁴⁾ Auch der Begriff vom Wesen der Gottheit hat seinen Stoff dort. Man behält als höchstes Abstraktionsgebilde aus allen Empfindungen den Begriff des „Etwas überhaupt“. Dieser, nicht generell, sondern universal gefaßt, als Summe aller Realitäten, deckt sich mit dem Begriff der Gottheit. So hat also auch dieser seine Sinnlichkeitsunterlage. Dasselbe ist bei den unter Punkt 2 und 3 aufgeführten Begriffen der göttlichen Eigenschaften der Fall; sie realisieren heißt ja das Gebiet der Empfindungen nachweisen, aus

1) B, S. 15.

2) A, S. 144.

3) A, S. 177.

4) A, S. 137.

dem sie abstrahiert sind. Daß trotz diesem Sinnlichkeitsuntergrund solche Begriffe keine induzierten, sondern Verstandesbegriffe sind, ist nicht verwunderlich.¹⁾ Die Unterlage ändert sich beim Gottesbegriff unter der Hand: sie wird nicht mehr durch alles Empfundene dargestellt, sondern durch alles Empfindbare.²⁾ Wir sehen hier, wie tief T. noch in Wolff steckt, wie wenig revolutionär bei ihm das Erfahrungsprinzip wirkt.³⁾

Licht fällt auf die Relationstheorie. Zwei Elementarnotationen, Etwas und Nichts, stehen hier als absolute Prädikamente den relativen Begriffen von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, von Nähe und Ferne, von der ursachlichen Verbindung etc. als Dinge „von ganz anderer Natur“ gegenüber.⁴⁾ Die letzteren erfordern „eine eigene Denktätigkeit, ein Verbinden, Gegeneinanderstellen und Vergleichen des Absoluten, durch welche sie zu den Absoluten hinzugesetzt . . . werden.“ Die ersteren, „unauflösliche“ und „Stammbegriffe“, „gehören zu den allgemeinsten Abstraktionen.“ „Etwas ist das Allgemeine aller unserer wirklichen Empfindungen; Nichts das Allgemeine aller Fälle, in denen wir etwas nicht empfinden.“⁵⁾ Wenn wir im Hw. vermißten,⁶⁾ daß die Verhältnissarten nicht zu den höchsten, transzendenten Begriffen ins Benehmen gesetzt seien, so geschieht dies hier. Jene Begriffe lösen sich nicht alle in Verhältnisbegriffe auf, sondern es bleibt eine Serie absoluter Begriffe übrig, deren oberste Etwas und Nichts sind. „Es ist eine unrichtige Folge, die einige Philosophen aus der richtigen Bemerkung, daß wir durch jede Beschaffenheit, die wir einem Dinge beilegen, es mit anderen verähnlichen oder von andern unterscheiden, gezogen haben, daß deswegen ein jedes Prädikat eine Relation des Subjekts sein müsse.“⁷⁾ Wir wissen nicht, ob des T. eigene Lehre so mißverstanden worden ist; jedenfalls konnte aber auch sie so mißverstanden werden. Jetzt verbessert T.: jede Denkbewegung, jedes Urteil ist freilich ein Relationsetzen; aber selbst in dem Fall, wenn das Urteilssubjekt ein Ding ist, fragt

1) Nach „Spekul.“ und Hw. I, S. 337. 388.

2) cf. auch oben pag. 131.

3) Auch Wolff hat ja die Lockeregeln Psych. rat. § 64: *Omnes mutationes animae a sensatione originem ducunt.*

4) A, S. 146—48.

5) A, S. 145.

6) Oben pag. 124.

7) A, S. 146.

sich dann immer noch, ob das Urteilsprädikat eine Relation zu anderen Dingen aussprechen oder nur einen Wesenszug am Ding selbst, eine absolute Bestimmung desselben, allerdings bezeichnet durch eine Vergleichung mit anderweitigen Bestimmungen, treffen möchte. Es kommt also nicht bloß auf eine Scheidung von logisch und real, ontologisch hinaus, was T. will, sondern auf dem letzteren Gebiet möchte er den herkömmlichen¹⁾ Unterschied von absolut und relativ aufrechterhalten. Der erweiterte Denkbegriff von T. ist also mit dem Relationensetzen²⁾ unvollständig bestimmt, es muß noch diejenige abstrahierende und subsumierende Tätigkeit³⁾ hinzugenommen werden, welche das Absolute der Sinnlichkeit auf die Stufe des Denkens emporhebt. Wir verstehen nun, warum im Hw. die Inhärenzrelation getrennt von den übrigen Relationen behandelt wurde:⁴⁾ diese gibt nur die Wesenszüge der Substanz wieder, nichts ontologisch Relatives.

Neu ist gegenüber Hw.,⁵⁾ daß hier als allerhöchstes Begriffspaar absoluter Bestimmungen das Etwas und Nichts noch über den transzendenten Aussagen erscheint. Diejenigen „allgemeinen Begriffe, welche sowohl den inmateriellen als materiellen Objekten anpassen und ihrer vorzüglichen Allgemeinheit wegen transzendente oder wie bei den Scholastikern transzendente heissen,“⁶⁾ wie Sein, dauern, für sich bestehen oder Substantialität, Kraft, Ursache, Wirksamkeit, Unabhängigkeit u. s. w., sind uns schon bekannt.⁷⁾ Jetzt erhebt sich darüber das noch allgemeinere „Etwas schlechthin“ und das „Nichts“, aus Leibniz entnommen.⁸⁾ Auch Lambert hat es;⁹⁾ ebenso hat sich Kant zeitweilig darüber besonnen,¹⁰⁾ mit der Abweichung von T., daß er die Bezeichnung:

1) z. B. Locke, 2. B., 25. Kap., § 6; Leibniz Nov. Ess. ibid.; Wolff Ontol. § 856. Kant Refl. II, No. 483.

2) Hw. I, S. 303. cf. oben pag. 122 f.

3) Hw. I, S. 388. 395.

4) Störing, S. 65 zog sie zu den andern Verhältnissenarten.

5) In „Ursachen“ führte er sie schon auf, oben pag. 39.

6) A, S. 176 f.

7) Oben pag. 88 ff. 131.

8) A, S. 155.

9) Architekt. § 254.

10) „Fortschr. d. Metaph.“: es sei eine Folgerung aus dem Satz des Grundes gewesen, daß man alle Dinge metaphysisch betrachtet aus Realität und Negation, aus Sein und Nichtsein habe zusammengesetzt sein lassen. cf. Refl. II, No. 568: etwas und nichts sind formale Begriffe in der Metaphysik und bedeuten bloß die Relation [cf. No. 483]. No. 560: Position (= Sein und Nichtsein).

„von der Empfindung abstrahiert“ nicht zuläßt.¹⁾ Damit hängt bei Kant zusammen ein Schwanken darüber, welcher Quelle die Lieferung des Absoluten zuzuschreiben sei, der Sinnlichkeit oder dem Verstand,²⁾ weiterhin darüber, ob die Verhältnissbegriffe das ganze Inventar der Vernunft oder nur den einen Teil desselben ausmachen³⁾ — eine Ergänzung des schon angeführten Parallelitätsansatzes zwischen Kant und Tetens.

Von Wert ist zu erfahren, wie die höheren Begriffe von den Sinnlichkeitsbestimmungen „geläutert“⁴⁾ werden. Beim Empfinden endlicher Dinge ist immer Realität und Negation, Etwas und Nichts beisammen, beim Unendlichen können die negierenden, beschränkenden Aussagen wegfallen, ohne daß der Begriff innerlich unmöglich würde. Sollen die transzendenten Begriffe auf das Unendliche widerspruchsslos anwendbar sein, so muß das Gemeinbild oder sinnliche Abstraktum, das dem Begriff von seinem Ursprung her, d. h. von seiner Anwendung auf endliche, der materiell-immateriellen Sphäre entnommene Dinge her zugrunde liegt, von allen Anhängseln aus diesen Gebieten, allem „Verneinenden“ oder allem nur auf der Organisation der Sinne beruhenden Bildlichen gereinigt und darf erst in dieser Gestalt vom Unendlichen gebraucht werden. Wolff machte einen Umweg, wenn er diese Begriffe zu eng an ihre Sinnlichkeitsunterlage band und sie so nur in uneigentlichem Sinn aufs Unendliche beziehen konnte.⁵⁾ Was bei dieser Läuterung übrig bleibt, sind außer jenen allgemeinsten Begriffen von Realität und Negation, die wieder in ihrer Nacktheit erscheinen, die Allgemeinbegriffe von den einfachen Verhältnissen und Beziehungen,⁶⁾ also neben den beiden Elementarnotationen von absoluten Prädikaten auch relative. Hatte man vielleicht vermutet, nur das Absolute solle als real festgehalten und das Relative als „Hinzugesetztes“ beseitigt werden, so ist das nicht des T. Meinung; auch die einfachen Relationen bleiben bei dem Läuterungsverfahren übrig. Dabei wird wieder betont, daß das Übrigbleibende als Abstraktion

1) Refl. II, No. 513: unter den nicht von der Empfindung abstrahierten, sondern von dem Gesetz des Verstandes abstrahierten Begriffen steht Dasein (Realität), . . . alles, keines.

2) Ersteres Refl. II, No. 532. 468; letzteres ib. 470.

3) Ersteres vorn pag. 156 und noch Refl. II, No. 568. 483 (Verhältnis der Koordination: absolutum et relativum); letzteres No. 470.

4) A, S. 185.

5) A, S. 177 f.

6) A, S. 183.

aus den Empfindungen her vielleicht nur für unseren Verstand einfach und unauflöslich sei. Allein es genügt für unseren Gebrauch, wenn es „völlig allgemein“ und „für uns möglichst rein“¹⁾ ist. Z. B. im Begriff der Kraft oder Tätigkeit ist „die Idee von einem inneren Bestreben, das auf neue Beschaffenheiten hinausgeht“,²⁾ ein sinnlicher, aus der Abstraktion von der Wirksamkeit endlicher Wesen herrührender Zug; das Sinnliche, Verwirrte, Unaufgelöste muß aufgelöst und nur das darin steckende Reelle unter Trennung vom Verneinenden behalten werden; das ist: eine Realität in einem Ding ist der Grund einer anderen Realität außer dem Ding, letztere ist von ersterer abhängig. Schon das Hw.³⁾ hatte im ganzen Begriff der Kausalität die Eventualität einer Unterscheidung des Reellen in ihm und des Imaginären in Aussicht genommen; hier wird nun die Scheidung des Sinnlichen und des reellen Kerns durchgeführt. Wir haben jetzt die Erklärung dafür, warum das Moment des Bestrebens im Hw. nur streifweise und sonst nirgends aufgeführt wird: es ist ein anfangs der Vollständigkeit halber zwar zu nennender, aber nur dem Sinnlichkeitsursprung des Begriffs entstammender, für den Wesenskern der Kausalität, der in dem Begriff des Grundes liegt, entbehrlicher Bestandteil. — Eine ähnliche Reinigung wie solche transzendenten Begriffe haben immaterielle, dem inneren Sinn entnommene Prädikate wie Vorstellen, Denken etc. durchzumachen, um aufs Unendliche zu passen.

War Artikel A mehr gemäß der *via negationis* und *eminentie* der Scholastiker verfahren, so Artikel B gemäß der *via causalitatis*.⁴⁾ Wenn wir die schließlich offengelassene⁵⁾ Frage übergehen, ob Gott mehr vorstellungs-, also planmäßig oder mehr instinktartig, in diesem Fall nicht unter- sondern übervernünftig, wirke, so handelt es sich um die Berechtigung des Schlusses von der Welt auf den göttlichen Verstand. Gemäß dem nicht beanstandeten Satz der Analogie,⁶⁾ daß von jeder Beschaffenheit der Wirkung ein Grund in einer entsprechenden Beschaffenheit der Ursache vorliege, behauptet Hume, der Lauf der Weltbegebenheiten (= die Wirkung) lasse nur einen Schluss auf eine beschränkt weise und gütige Vor-

1) B, S. 58.

2) A, S. 186.

3) Hw. I, S. 318.

4) A, S. 140.

5) B, S. 69.

6) B, S. 17. 73.

sehung (als Ursache) zu, nicht auf mehr. Nach der Beschaffenheit des Weltlaufs zu urteilen könnte die Vorsehung neben der Liebe zur Weisheit und Gerechtigkeit auch einen Hang zur Unordnung und Ungerechtigkeit haben.¹⁾ T. entgegnet, die Kenntnis von der Welt, also ein! Erfahrungssatz, sei bloß die eine Prämisse für jenen Schluß, die andere bilde ein allgemeiner Verstandesgrundsatz; auf diese Weise dürfe im Schlußsatz mehr sein als in einem der Vordersätze.²⁾ Der Verstandesgrundsatz lautet, daß so ein Ding, als die Welt ist, zufällig und geordnet, eine Ursache haben muß, die notwendig und Prinzip der Ordnung der Welt ist. Hat man mit Hilfe dieses Schlusses gewisse Eigenschaften Gottes, so kommen diese ihm nicht bloß in dem beschränkten Sinn der einzelnen Erfahrungsanlässe zu, aus denen sie geschöpft wurden, sondern „unveränderlich und ununterbrochen“, „allezeit und allenthalben“.³⁾ „Siehe, dies ist unser Grundsatz, aus dem wir von den Teilen der Welt, die uns vor Augen liegen und in denen sich die Weisheit und Güte des Urhebers offenbart, auf diejenigen zurückschließen, die wir nicht kennen oder wo uns diese Eigenschaften nicht so einleuchten. „Du [Hume] hast in deiner Lehre einen solchen Grundsatz nicht, daher du auch solche Rückschlüsse nicht machen kannst.“⁴⁾ — Bei Induktionswahrheiten geht der Schluß von dem „immer“ auf das „wesentlich“; bei Verstandeswahrheiten kann dieser Schluß schon von wenigen Anlässen aus auf das „wesentlich“ gemacht werden. Aber natürlich unter der Voraussetzung, daß die übrigen Fälle die wenigen bestätigen, nicht wie hier widerlegen.

Im einzelnen ist noch bemerkenswert betreffs der Kausalität, daß bei den wirklichen Dingen nirgends das Unterscheidende dieses Begriffs deutlich zu erkennen ist.⁵⁾ Der Raum ist „ein sinnlicher Schein von einer uneingeschränkten Wirklichkeit, zu dem wir nur allein bei der Empfindung von wirklichen Körpern gekommen sind und den die Denkkraft nachher weiter bearbeitet hat“; seine Idee ist „ein Abstraktum aus dem fortwährenden Aktus des Sehens und

1) B, S. 80 ff. Ebenso Kant bei der Kritik des physikotheologischen Beweises (Kehrb. S. 493): Man darf nicht aus der beschränkten Größe, Vollkommenheit und Einheit der Welt, von der wir durch Erfahrung allein wissen, eine absolute Macht, Weisheit und Einheit ihres Urhebers ableiten wollen.

2) B, S. 79.

3) B, S. 91 f.

4) ib.

5) B, S. 19. cf. Hw. I, S. 499. 324.

des Fühlens, indem wir die Sinnglieder von einem empfundenen Objekt zum andern bringen und zwischen diesen nichts äußeres wahrnehmen. Ist also keine solche Abstraktion, die uns etwas reelles darstellt.“¹⁾ Hier bekennt sich, was die Reellität betrifft, T. rückhaltslos zu Leibniz-Wolff.²⁾

2. Der Aufsatz: Von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen. 1783.³⁾

Der Inhalt desselben wird im Kieler Litt. Journal so angegeben:⁴⁾ „Ein Dialog, in welchem Philepistemon dem Aleth, der mit einer Art von allgemeinem Mißtrauen gegen metaphysische Beweise zu ihm kam, diese so wichtige Wahrheit durch Schlüsse erweist, wider deren Bündigkeit es ihm an Einwendungen fehlt.“ Der Philepistemon des Gesprächs ist T. Er ist auch noch im Alter, wiewohl mit Mathematik vorwiegend beschäftigt, ein Liebhaber der Wissenschaft, „die ehemals die große Prätension machte, daß sie regieren wollte.“⁵⁾ Innerhalb der Metaphysik interessiert ihn vor allem die Ontologie: „Ich sehe wohl“, sagte der Gegner, „ich rede Ihnen die Hoffnung auf eine Grundphilosophie nicht aus.“⁶⁾ Diese Hoffnung nährt sich an der Parallele mit der Mathematik: beide Wissenschaften bauen auf gewissen Grundbegriffen und Grundsätzen. Das Verfahren bei dieser Grundphilosophie im einzelnen ist: man sucht sie im menschlichen Verstand, „in den Gemeinbegriffen und Denkgesetzen, die wir in uns haben; wenn man diese sorgfältig beobachtet, aufgelöst und verglichen, das Allgemeine, Natürliche, Notwendige ausgehoben, genau und so viel möglich deutlich bestimmt und recht fixiert hätte, wie viele Menschenalter würden dann nötig gewesen sein, um eine Analysis des Verstandes zu haben, die, wenn sie nichts mehr würde als bloße Psychologie, in Hinsicht der Gemeinbegriffe des Verstandes fruchtbar sein müßte?“⁷⁾ Der Gegner erwidert: „So wie Sie da sagen, daß mans machen solle, hat mans freilich noch nicht oft gemacht“, und fährt, obigen

1) A, S. 190. cf. Hw. I, S. 199 f.

2) Vorsichtiger noch oben pag. 123.

3) Oben pag. 19.

4) 1783, S. 392.

5) Cramer, S. 113 cf. „Ursachen“ und „Spekul.“ (oben pag. 38 u. 69).

6) ib.

7) ib. S. 104 f.

Standpunkt vollends klärend, fort: „So sollte man die ganze allgemeine Metaphysik vorläufig als eine Psychologie des Verstandes treiben? . . . So würde die Erfahrung zum obersten und letzten Schiedsrichter angenommen.“ Der Ausgang wird auch hier genommen von dem Gegensatz absolut-relativ, bei absolut von den Elementarbegriffen Etwas und Nichts;¹⁾ auch der Versuch, die Relationstheorie auf ihren richtigen Sinn zu bringen, wiederholt sich: „Der Satz: alle Prädikate sind Verhältnisse, gehört mit zu den unbestimmten Allgemeinsätzen, die nur von einer Seite wahr sind, und die man zu voreilig ohne gehörige Kritik aus den Beobachtungen abstrahiert hat.“²⁾ Hauptquelle der philosophischen Irrtümer ist auch hier die Phantasie: statt der „Flügel“ der Mathematik benützt die Vernunft leider zu oft das „Luftschiff“ der Phantasie.³⁾ Die älteren Philosophen werden gegenüber zu einseitig modernen gerühmt: „Es ist nicht so, daß man in den neuesten Schriften immer den Kern der vorhergehenden auch anträfe.“⁴⁾ Der Gegner Aleth ist die Fiktion eines Mannes, der sich, teilweise unter dem Einfluß der Kantischen Philosophie, aus einem Freund zu einem Feind der Metaphysik entwickelt hat: er hält sie jetzt für eine „philosophische Alchymie“. ⁵⁾ Dabei schöpft er aber auch da und dort aus T.' Gedankenvorrat: „Ich habe auch einmal den Versuch gemacht, aus dem Grundsatz, daß in jedem einzelnen Dinge der Welt, in jedem Augenblick seiner Wirklichkeit feststehende oder unveränderliche und veränderliche Beschaffenheiten beisammen sind, zu schließen, daß so ein Ding in jedem Augenblick seiner Existenz abhängig existieren müsse von einer Ursache, die außer ihm ist“ — ⁶⁾ damit ist der Standpunkt der Schrift von 1761 ⁷⁾ umschrieben. Ferner führt er die auch in „Spekul.“ erwähnte ⁸⁾

1) S. 116 ff. cf. A, S. 145 f.

2) S. 154 f. cf. A, S. 146 ff.

3) S. 101.

4) S. 100. cf. A, S. 140 und „Spekul.“ oben pag. 92. In letzterer Stelle nennt T. Leibniz als Vorbild. In Kiel war es sicher auch Cramer, der nach seinem Nekrolog außer anderen Wissenschaften die Kirchengeschichte und die damit so genau verbundene, vor ihm noch so gar wenig angebaute Geschichte der Philosophie des mittleren Zeitalters, der scholastischen Weltweisheit und Gottesgelahrtheit kultivierte (Kiel. Gel. Zeit. 1788, S. 199).

5) Cramer, S. 97.

6) ib. S. 141.

7) Oben pag. 48.

8) Oben pag. 80.

Forderung an, alle Grundsätze aus einem, nämlich dem Satz des Widerspruchs abzuleiten. Das Urteil über Baumgarten ist das Tetens'sche.¹⁾ Überwunden wird Aleth durch folgenden Beweis: „Das Endliche erfordert einen Grund außer sich, weil in ihm ein Zusammensein trennlicher Beschaffenheiten, der Realität und der Negation ist. Dieser Grund heißt eine Ursache. Man kann nicht wiederum zu einem andern Endlichen gehen. Man kommt auf ein Unendliches, und in diesem findet man den Grund von den Realitäten des Endlichen.“²⁾ Es ist dies „die gewöhnliche Art, vom Endlichen vermöge des Gesetzes eines zureichenden Grundes aufs Unendliche zu schließen“;³⁾ T. nimmt den von ihm verwendeten Sinn des Satzes vom Grund als den genuin Leibnizischen in Anspruch.⁴⁾

Der Wert des Aufsatzes liegt in dem Anfang einer Auseinandersetzung mit der 1781 erschienenen Kritik d. r. V. Interessant ist, wo er anfaßt, nämlich an dem Verhältnis von Mathematik und Philosophie und an dem Ergebnis der Dialektik für den Gottesbegriff. Aleth wirft ein, um die Übertragung der mathematischen Methode auf die Philosophie zu verwehren: „Die philosophische Erkenntnis ist die Vernunftkenntnis aus Begriffen; die mathematische aus der Konstruktion der Begriffe, das ist, aus den Begriffen, die man anschaulich a priori in sich hat.“⁵⁾ Der Anfang ist der bekannte Satz aus der „Methodenlehre“ der Kr.⁶⁾ Auch weiterhin beschäftigt sich das Gespräch mit jenem Passus. Die genannte Gegenüberstellung von Mathematik und Philosophie bezieht sich auf die „Form“ und ist „wesentlich“; dem „Objekt“ nach kann man den Unterschied, was aber dem obigen Punkt gegenüber untergeordnet ist, auch als Gegensatz einer Quantitäts- und einer Qualitätstheorie bezeichnen.⁷⁾ Man vergleiche damit Kr. 549. „Der Verstand macht eine Synthesis,“ „geht außer dem Begriff sozusagen heraus,“ „verbindet ein Prädikat mit ihm.“⁸⁾ Man vergleiche, wie Kr. 551 synthetisch erklärt wird: ich soll über einen

1) Oben pag. 27.

2) Cramer, S. 165.

3) So z. B. auch Lossius (Kiel. Gel. Zeit. 1789, S. 207).

4) Cramer, S. 138.

5) S. 107.

6) Kehrb., S. 548.

7) Cramer, S. 108. 106. 103. Die Unterscheidung nach Quantität und Qualität stammt von Baumgarten, gegen diesen polemisiert Kant.

8) Cramer, S. 109.

Begriff zu Eigenschaften, die in diesem Begriff nicht liegen, aber doch zu ihm gehören, hinausgehen. Ganz genau zitiert T. freilich nicht. Der Ausdruck „aus der Konstruktion der Begriffe“ wird umschrieben „aus den Begriffen, die man anschaulich a priori in sich hat“ oder „Begriffe, so wie solche im Verstande konstruiert da sind“, ¹⁾ während Kant von Begriffen spricht, die die Vernunft so gebraucht, wie sie in der den Begriffen korrespondierenden Anschauung a priori dargestellt werden. Der noch deutlicher die Kantische Meinung ausdrückende Satz Kr. 555 „in Raum und Zeit die Gegenstände selbst durch gleichförmige Synthesis schaffen“ fällt unter den Tisch. T. will der Kantischen formalen Scheidung die formale Gleichheit beider Methoden entgegenstellen und zwar nicht bloß für den Fortgang des Verfahrens, für den beide eben den Syllogismus haben, sondern schon für die Grundkenntnis selbst: in beiden Fällen werden bei einfachen Begriffen Grundsätze gemacht, welche zwar mehr enthalten als jeder der einfachen Begriffe für sich; aber das „Mehr“ besteht eben doch nur in unmittelbaren Folgen aus jenen Begriffen. So folgt mathematisch aus dem Begriff der geraden Linie der Grundsatz, daß sie die kürzeste zwischen zwei Punkten sei, philosophisch aus den Begriffen des Wirklichen und Möglichen der Grundsatz: Was wirklich ist, ist auch möglich, aus den Begriffen des Nichts und Etwas die Grundsätze: das Nichts wird niemals zu einem Etwas u. ä. T. macht also den Kantischen Unterschied nicht mit zwischen Prädikaten, welche aus der Konfrontation von Begriffen rein analytisch sich ergeben, wenn sie auch nicht ausdrücklich beim Wesensgehalt selbst schon genannt wurden (erst die weitere logische Zergliederung stellte sie heraus), und zwischen Prädikaten, welche durch innere Bereicherung der Begriffe auf synthetischem Weg, d. h. durch Heruntersteigen zur Anschauung zustandekommen. Auch den Unterschied zwischen gegebenem und selbsterzeugtem Inhalt faßt er nicht weiter ins Auge. — Weiter wird im Gespräch berührt die Stellung Kants zur metaphysischen Verwendung des Satzes vom Grunde. Aleth sagt: „Kann man denn schließen, weil es Naturtrieb ist, einen Grund zu suchen, anzunehmen, so sei auch außer dem Verstande ein objektiver Grund vorhanden?“ ²⁾ Entgegnung: „Diese Untersuchung müssen wir wohl auf ein andermal aussetzen.“ Es sei freilich jenes Denkgesetz nicht so allgemein, daß wir nicht auch

1) ib. S. 107. 110.

2) S. 161.

einmal dagegen phantasieren könnten, nicht so allgemein wie der Satz vom Widerspruch,¹⁾ aber so allgemein, als das Schließen geht von den Folgen aus ihren Gründen. „Ich weiß, daß ein berühmter und forschender Philosoph es bloß für eine leitende Maxime hält, nach der die Vernunft ihre Forschungen weiter treiben könne: Für nichts mehr. Er glaubt, die Vernunft müsse mit sich selbst in Streit kommen und schlechterdings auf Widersprüche geraten, wenn sie voraussetzen wolle, daß es so außer dem Verstande sei, als es nach diesem Grundsatz vorgestellt wird. Ich fürchte diese Folgen nicht und denke darüber anders. Allein Sie sehen, die Sache ist für uns diesmal zu weitläufig.“²⁾ Der „berühmte und forschende Philosoph“ ist Kant und gedacht ist an Stellen in der Dialektik wie: „Daß in unserer Vernunft (subjektiv als ein menschliches Erkenntnisvermögen betrachtet) Grundregeln und Maximen ihres Gebrauchs liegen, welche gänzlich das Ansehen objektiver Grundsätze haben und wodurch es geschieht, daß die subjektive Notwendigkeit einer Verknüpfung unserer Begriffe, zu gunsten des Verstandes, für eine objektive Notwendigkeit, der Bestimmung der Dinge an sich selbst, gehalten wird.“³⁾ Der „Streit der Vernunft mit sich selbst“ ist die eben dort genannte „natürliche und unvermeidliche Dialektik der reinen Vernunft“. Es ist schade, daß die angekündigte anderweitige „Untersuchung“ der Frage durch T. nicht zustande gekommen ist. Es hätte eine Parallele zu der in den beiden ersten Gottesartikeln vorliegenden Auseinandersetzung mit Hume gegeben. T. wäre darin voraussichtlich ähnlich zu Werk gegangen, wie Platner, der bei der Auflösung der Antinomien nicht einen Widerstreit der Vernunft mit sich selbst, sondern einen Widerstreit der Vernunft oder des Verstandes mit der Phantasie zugrund legte.⁴⁾ Kant seinerseits mit seiner Theorie vom „transzendentalen Schein“ will von einem bloß „empirischen Schein“, auf welchen jene beiden Männer hinauskommen, „durch welchen die Urteilkraft durch den Einfluß der Einbildung verleitet wird,“⁵⁾ bekanntlich nichts wissen.

Wenn Aleth die Tetens'sche Position mit dem Lösungswort charakterisiert: „Die Erfahrung zum obersten und letzten Schieds-

1) Kant sagt, nicht zu beweisen sei es (Kehrb. S. 596).

2) Cramer, S. 162.

3) Kehrb. S. 263.

4) Wreschner, S. 136.

5) Kehrb. S. 262.

richter annehmen,“¹⁾ so geschieht auch das in Erinnerung an Schlagworte Kants. T. will den von Kant abgelehnten Erfahrungsstandpunkt eben als den seinigen festhalten. Dabei exegesierte er Erfahrung allerdings sofort in dem herkömmlichen Sinn: „wie sich versteht, mit Zuziehung des Menschenverstandes, der die Beobachtungen sammlet, vergleicht und Urteile darauf baut.“²⁾

Dies die Beziehungen auf Kant. Erwähnung verdient noch ein Einwand des Aleth gegen die mathematische Methode: „Wir haben in der Geometrie Sätze, die schlechterdings falsch sind, sobald wir sie in der Physik auf wirkliche Größen anwenden, z. B. zwei Kugeln berühren sich nur in einem Punkt. Es ist unmöglich, daß dies je wahr sein könnte bei physischen Kugeln.“³⁾ Philepistemon sucht den Einwand zu entkräften, indem er sagt, die Geometrie so wenig wie die Arithmetik seien die allgemeine Mathematik, nicht einmal die allgemeine Größenlehre, die Geometrie nicht einmal die Lehre von ausgedehnten, sondern vielmehr von ausgedehnten kontinuierlichen Größen. „Was wirklich zu der allgemeinen Theorie gehört, muß schlechterdings auf die wirklichen Größen sowohl als auf die bloß möglichen anwendbar sein.“ — Vor etwaigem Mißverstehen früherer Äußerungen über das Gefühl beim Erkennen, z. B. die Evidenz⁴⁾ schützt folgende Bemerkung: Das Wahrheitsgefühl ist nur „Gefühl einer leichteren Verbindung der Ideen. Aber nun auch nichts weiter ihm eingestanden; ja nicht zum Richter über Wahrheit und Falschheit gemacht,“ wie es der Kopf des Schwärmers tut.⁵⁾

3. Rezensionen

in den Kieler Gel. Zeitungen resp. Litteraturjournal.

Von Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen, sagt T., dieser hätte mehr aus den neueren deutschen Philosophen, die auf Wolff gefolgt sind, referieren sollen; denn diese seien in vielen Stücken besser als die hier meist nur aufgeführten Franzosen und

1) Cramer, S. 106.

2) Oben pag. 154, Z. 5.

3) Cramer, S. 112 f.

4) Oben pag. 138.

5) Cramer, S. 160. Gegen das schwärmerische Philosophieren durchs Gefühl die Kantische Schrift von 1796 „Von einem vornehmen Ton.“

Engländer.¹⁾ — Wertvoll ist die Stellungnahme zu der Schrift von Eberhard „Von dem Begriff der Philosophie und ihren Teilen“ 1778, mit der dieser sein Lehramt in Halle antrat.²⁾ Die Vergleichung mit dem Urteil Kants über Eberhard legt sich von selbst nahe. „In den letzten 10 Jahren“, sagt T., „hat die Philosophie in Deutschland fast ganz in ein Raisonement über Geschichte und Erfahrungen sich verändern lassen sollen, wenigstens ist sie, seitdem der Geschmack an den englischen und französischen Philosophen den an den deutschen Metaphysikern verdrängt, am meisten von dieser Seite bearbeitet worden. Die allgemeine reine Vernunfttheorie, die sonst als Ontologie und Metaphysik vorkam, und ehemals als Königin der Wissenschaften begrüßt ward, schien in Gefahr zu sein, proskribieret zu werden, mußte sich wenigstens oft genug unter dem Namen der Scholastik auswitzeln lassen. Nun scheint ihr eine bessere Periode bevorzustehen. Herr E., der mit gründlichen Einsichten viel Belesenheit in den alten Philosophen verbindet und sich angenehm ausdrückt, trägt ... einen solchen Begriff der Philosophie vor, daß man sieht, er habe sich zur Absicht gemacht, der demonstrativischen Philosophie wieder aufzuhelfen. Ganz recht bemerkt er, nach den Begriffen des Plato und des Aristoteles habe das Wesentliche und Eigentümliche der Philosophie in der reinen Vernunftkenntnis bestanden, die allein auf Ideen oder Allgemeinbegriffen und Axiomen des Verstandes beruhet und deren Materie einzig diese Ideen sind. Dies soll sie seiner Meinung nach auch nur sein. Die allgemeinen Verstandesbegriffe sind der Stoff; ihre Verbindung, nebst den Folgerungen und Schlüssen aus ihnen machen die Wissenschaft selbst aus. Schlüsse aus Induktion und Analogie gehören ihrer Natur nach nicht zur Philosophie, die keine andere als völlige Allgemeinsätze annimmt, dergleichen die Induktion, welche immer unvollständig sei, wenn sie nämlich aus einzelnen Erfahrungen geführt wird, nicht geben kann. (Rez.: es gibt doch Fälle, wo die Vollständigkeit der Induktion sich durch einen Schluß beweisen läßt, der völlig überzeugend ist, wie Schlüsse in der angewandten Mathematik sind, obgleich nicht wie Schlüsse in der theoretischen Mathematik, die bloß aus Begriffen geführt werden.) Die Mathematik liege, wie die Naturlehre außer dem Gebiete der Philosophie. Jene

1) 1778, S. 107. — Auch diese Rezensionen sind anonym.

2) 1779, S. 390.

habe mit Größen zu tun, diese mit Qualitäten. Die allgemeinste Naturlehre, in der man bis zu dem Transzendenten (welches Herr E. nicht unschicklich durch Übersinnlich übersetzt) hinaufgeht, nähere sich der Philosophie, bleibe aber, soweit man bisher darin noch gekommen ist, von ihr ausgeschlossen. Die theoretische Philosophie oder Metaphysik hat die Ontologie, die Kosmologie, die wissenschaftliche Psychologie und die Theologie zu Teilen. Die ganze Wissenschaft hat das Übersinnliche (Transzendente) und Außersinnliche (Immaterielle oder Pneumatische) zum Gegenstand und die Gleichartigkeit und wesentliche Verbindung dieser beiden Arten von Kenntnissen sei der Grund, warum beide in Eine Wissenschaft, die Metaphysik heißt, zusammengehören. (Rez.: Es ist nicht unbequem, daß sie so verbunden sind; allein daß man der Gleichartigkeit des Transzendenten und des Immateriellen zu zuversichtlich nachgegangen,¹⁾ wie besonders von Baumgarten geschehen ist, ist auch wohl der Grund von manchen Lücken des Systems.) Wie sehr die metaphysische Kosmologie eingeschränkt werden müsse, wenn nichts darin aufgenommen wird, als was aus dem Allgemeinbegriff von der Welt sich ableiten läßt, hat der Vf. selbst erinnert. (Rez.: Alsdann bleibt sie nichts, als ein Kapitel der Ontologie und verliert fast alle die großen kosmologischen Sätze, die Leibniz selbst ganz richtig nur von dieser wirklichen Welt aussprach, seine Nachfolger aber vergeblich zu ontologischen Lehrsätzen durch ihre Demonstration aus Begriffen zu erheben suchten.) Die Erfahrungs-Seelenlehre, als Naturgeschichte der Seele, gehöret nicht zur Philosophie, aber wohl die Auflösung der Beobachtungen in das Transzendente und ihre Erklärung aus diesem. Zu der praktischen Philosophie wird auch Logik, Ästhetik und die allg. Sprachlehre gerechnet in Hinsicht ihrer wesentlichen Zwecke. Die Bemühungen des Herrn E., der über den Baumgarten lesen will, lassen erwarten, daß Gründlichkeit und Bestimmtheit im philosophischen Denken gemeiner werde, und der Fleiß der Nachdenkenden wieder mehr auf das Eigentümliche der deutschen Philosophie, nämlich auf die Bearbeitung der allgemeinen reinen Vernunftkenntnisse, die so unentbehrlich zur wissenschaftlichen Einsicht in der Theologie und Psychologie sind, als theoretische Mathematik zur Astronomie, geleitet werden. Wenn denn nur das ne quid nimis bemerkt wird, und die Denkungsart nicht so gänzlich wieder umschlägt, daß sie

1) Oben pag. 88.

von neuem auf die andere Seite über die Grenze schreitet, und uns wiederum mit Demonstrationen aus Begriffen überschwemmet; wenn nur nicht der große Grundsatz aus dem Gesicht verloren wird, daß sowohl die Allgemeinbegriffe als Grundsätze vorher geprüft, ihr Entstehen im Verstande möglichst nachgeforschet und dadurch ihre Realität erwiesen werde, ehe man sich in ihre wissenschaftliche Verbindung einläßt. Wird dies verabsäumt, so stehen wir wieder in Gefahr, in leere Spekulationen zu verfallen. Überdies ist auch nicht zu wünschen, daß in der bloß theoretischen Philosophie aus Begriffen die ganze Philosophie gesetzt werde. Soll die theoretische Mathematik allein Mathematik sein? Wozu jene, wenn nicht sorgfältige Beobachtungen über die Seele und den Menschen gesammelt und durch die Anwendung auf diese und auf Geschichte an der zusammenhängenden festen Kenntnis von Gott, dem Menschen und der Welt, wie sie wirklich ist, gearbeitet wird? U. warum soll diese letzte in ihrem ganzen Umfange Philosophie sein? Die Wissenschaft vom Möglichen hat doch wohl zum vornehmsten Zweck, daß sie, durch Verbindung mit Erfahrungen, Kenntnis von dem Wirklichen werde. Herr E. selbst besitzt zu viel Scharfsinn, um die beobachtende und spekulative Philosophie einander entgegenzusetzen. Allein wie leicht verfallen nicht andere auf die Eine Seite?“ Also: die Schrift des letzten akademischen Wolfianers begrüßt T. wie früher Lamberts Architektonik und Kants Dissertation¹⁾ als ein Symptom, daß die Metaphysik, die Wissenschaft der allgemeinen Vernunftkenntnisse, wieder zu Ehren komme gegenüber den von England und Frankreich aus gepflegten Räsonnements über Erfahrung und Geschichte. Die 2 Jahre später erscheinende „Kritik der r. V.“ hat ihm darin wesentlich Recht gegeben. Eine leise Besorgnis, die Philosophie könne wieder dem Extrem, einer Überschwemmung mit Begriffsdemonstrationen durch Bestrebungen wie die Eberhards zugeführt werden, veranlaßt T. seine Grundgedanken von 1775, Prüfung des Fundaments der Demonstrationen, in empfehlende Erinnerung zu bringen. Mit Ausweisung aller Erfahrungskenntnisse aus der Metaphysik, mit Entgegensetzung von spekulativer und beobachtender Philosophie ist T. so wenig wie schon 1760 einverstanden. — Der spätere scharfe Zusammenstoß Eberhards mit Kant, dem er doch mit seinem Wolffischen Metaphysikbegriff näher stand als T., war provoziert durch die Behauptung E.s, alle

1) Oben pag. 69.

Sätze Kants stehen schon in Leibniz, was Kant in geistvoller Wendung akzeptierte.

Die Kausaltheorie von T. findet sich wieder in folgender Bemerkung einer Rezension:¹⁾ Kraft und Ursache oder die eigentlich bewirkenden Eigenschaften der Dinge findet man nie ganz allein aus Faktis und aus Beobachtungen, auch nicht aus bloßen Vergleichen derselben; man muß immer Schlüsse und Folgerungen, das Raisonement zu Hilfe nehmen. Zuweilen ist der Beitrag der letzteren unerheblich und wird nicht bemerkt. Anderswo dagegen und zwar in allen Fällen, wo die Ursache vorhanden sein kann, ohne anderer Hindernisse wegen ihre Wirkung zu haben, und wo die Wirkung von etwas entstehen kann, was mit demjenigen, was vorzüglich empfunden wird und dem wir sie zuschreiben, nur bloß begleitet ist,²⁾ in solchen Fällen, ... in der Psychologie, Ästhetik. Moral, auch in der Physik und Medizin kommt man ohne Schlüsse, bloß aus Erfahrungen nie so ganz zum Zweck, daß nicht viele Zweifel übrig bleiben sollten.“

Zwei Stücke, wohl die letzten philosophischen Kundgebungen von T., sind von Wichtigkeit wegen der darin besprochenen Kant-sache. Ungemein warm eingeführt ist die Schrift des jüngeren Reimarus³⁾ „Über die Gründe der menschlichen Erkenntnis und der natürlichen Religion“ 1787, in welcher dieser die Rechte der gesunden Vernunft gegen neuere Anmaßungen und Eingriffe in Schutz nehme. Die Schrift ist bekannt als kantgegnerisch. T. wendet dies jedoch so: nicht eigentlich Kant selbst, sondern mißdeutende Nachtreter treffe Reimarus. Er sagt: „Der Mathematiker betrachtet in der reinen Mathematik bloß eine von allen andern Eigenschaften abgesonderte Größe, entweder bloß als eine Menge von Teilen oder auch in Rücksicht auf die Verbindung und Ordnung dieser Teile. Es kümmert ihn nicht, ob solche Größen, oder ob sie in dieser oder jener Gestalt in wirklichen Dingen da sind oder nicht. Allein es fällt ihm auch nicht ein, aus seinen abgesonderten Größenbegriffen Gründe für oder wider das Dasein gewisser Dinge herzunehmen, welchen diese oder jene Größe eigen oder nicht eigen sei. Seine den Verstand so vortrefflich übende Wissenschaft hält

1) 1781, 1. Band, S. 154.

2) Begleitet ist == in der Verbindung eines Begleitumstandes steht. — cf. oben pag. 127.

3) 1787, S. 195. — Auch Platner nennt R. seinen „Frennd“ (Aphorismen, Vorrede zur 3. A., XIII).

sich in ihren einmal ihr gesetzten Schranken und findet Stoff genug, sich innerhalb derselben zu bereichern, indem sie die Kraft des menschlichen Geistes zu Betrachtungen und Vergleichen denkbarer Größen übt. Aber nimmer wird und darf sie sich erkönnen zu behaupten, daß keine Größe wirklich da sei, welche sie nicht erweisen könne. — So möchte denn auch eine Wissenschaft der reinen Vernunft alles Gedenkbare, bloß insofern es gedenkbar ist, betrachten und den Geist zur Absonderung des bloß Gedenkbaren vom Begriff des wirklichen Daseins üben. Sie möchte versuchen, wie weit sie in dieser Übung fortgehen, wie viel der Mensch sich vorstellen könne, wenn er es bloß als gedenkbar sich vorstellt und nicht darauf sieht, ob es irgend wirklich sei. Aber wenn die reine Vernunft (die nicht von dem ausgeht, was ist, sondern vom Möglichkeitsbegriffe), wenn diese nun entscheiden wollte, daß nichts erweislich wirklich sei, dessen Wirklichkeit sie nicht zu erweisen vermöchte, so möchte sie die Schranken vergessen, worin sie sich selber eingeschlossen hat. Sie kann nur zeigen, was ohne das wirkliche Dasein irgend eines Dings vorauszusetzen erweislich oder nicht erweislich ist. — Indessen sind die neueren scharfsinnigen Beiträge zur Wissenschaft der reinen Vernunft, zum Teil wohl wider Willen und Absicht ihrer Urheber, so mißgedeutet worden, als wenn die Vernunft diese oder jene Wahrheit überall nicht genügtuend oder zulänglich beweisen könne, weil die reine Vernunft zu diesem Beweise nicht vermögend sei. Man hat Wahrheiten, von welchen der Mensch überzeugt sein muß, wenn seine Seelenruhe, Zufriedenheit, Tugend und Glückseligkeit auf dauerhaften Gründen beruhen sollen, für so wenig überzeugend erweislich ausgegeben, daß man entweder ein völliger Zweifler an denselben werden oder sie bei der Überzeugung von ihrer Unerweislichkeit dennoch glauben müsse, weil man sie nicht entbehren könne. Solch ein blinder Glaube ohne Grund zur Überzeugung war sonst jedem Vernünftigen schimpflich geachtet worden, und man hatte dafür gehalten, daß er sich nur mit unverschuldeter Unwissenheit entschuldigen lasse. Nun sollte hingegen solch ein Glaube der einzige Grund aller Religion auch bei dem Vernünftigsten werden! Arme Menschheit, wohin würd' es mit dir kommen, wenn die Fürsorge des Unendlichen nicht deine Verirrungen selbst zu deiner Belehrung, Zurechtweisung und Befestigung in der wieder-erkannten, eine Zeitlang verdunkelten Wahrheit gedeihen ließe!“ Es folgen weitere zustimmende und ergänzende Bemerkungen dar-

über, die menschliche Erkenntnis vom Göttlichen sei auf keiner unmittelbaren Gewißheit, auf keiner Art eigenem Sinn für das Unsichtbare, sondern auf Vernunftgebrauch gegründet. Das Beharrliche und das Verhältnis der Ursachen und Wirkungen liege nicht in einer Regel der Vorstellungen an sich selbst, sondern im wirklichen Verhältnis wirklicher Dinge; wir können also des Übergangs von der Sinnenwelt in die Verstandeswelt nicht entbehren. Nach unseren Vernunftgesetzen können sich unsere Erkenntnisse erweitern, selbst über die Grenzen der Erfahrung heraus. Zum Beweis des Daseins Gottes habe der Vernunftgebrauch die Menschen geführt, der Gedanke nämlich: in jedem einzelnen Wesen kann nicht der letzte Grund von allen liegen; in Mathematik ist Notwendigkeit nur Entwicklung vorausgesetzter Bedingungen, auch im Kunstwerk, in der Einrichtung der Welt herrscht nur bedingte Notwendigkeit. Die Besprechung schließt: „Wenn Deutlichkeit, Gründlichkeit und Würde des Vortrags, aus welchem überall vollständige und tiefeindringende Einsicht, sanfte Ruhe des Geistes, gewirkt durch den süßsten Genuß des Anschauens der Wahrheit, und innige Ehrfurcht und Liebe zu den Wahrheiten, die der Grund aller Religion und aller edleren Glückseligkeit sind, hervorleuchten; wenn diese Eigenschaften einem Buche den Beifall und einem Verf. den Dank seiner Leser sichern können: so verdient dieses Buch und dieser Verf. beides gewiß.“

Auch die Besprechung einer zweiten Streitschrift gegen Kant, „Versuch über Gott, die Welt und die menschliche Seele“¹⁾ zeigt T. auf der Seite der Kantgegner. Jene Schrift, sagt er, wolle in den wichtigsten Fragen der Menschen nicht bloß glauben, sondern wissen, wolle den Dogmatismus verbessern, ohne sich dem Vernunftglauben in die Arme zu werfen, der doch immer Fürwahrhalten aus Bedürfnis, nicht aus Vernunftgründen sei. „Wo er [Verf.] sich über die Mängel der Kantischen Kritik erklärt, wird er in einigen Punkten dem Vorwurf nicht entgehen, Kanten mißverstanden zu haben, obgleich, nach des Rez. Überzeugung, hier die schwächste Seite des Verf. nicht ist. Er scheint ihn, wenigstens in den wesentlichsten Punkten, sehr wohl verstanden zu haben.“ T. sucht hier der Übung der Kantianer zuvorzukommen, über Miß-

1) 1788, S. 353 f. Reinhold (Vers. einer neuen Theorie des menschl. Vorstellungsvermögens 1789, Vorr. 17. A.) sagt, die von ihm zitierten Ansichten dieses Buchs dürften „wohl von den meisten, wo nicht gar von allen Gegnern des Kantischen Systems unterschrieben werden.“

verständnisse des Kantischen Systems zu klagen. Die Hauptschwäche des Buchs findet er nicht auf dieser Seite, sondern in den Mangel an Bestimmtheit in den Grundbegriffen, welche doch, bis in die einfachsten Begriffe hinunter, nötig ist, „wenn anders Metaphysik einmal aufhören soll, ein Gemisch von Phantasie und Vernunft zu sein, wovon es nicht zu verwundern ist, daß es am Ende sich in sich selbst verwirrt.“

Werfen wir einen Überblick über den gesamten späteren Standpunkt von T., so scheint, wenn wir bloß das Hw. vergleichend beiziehen, ein gewaltiger Schritt rückwärts vom Empirismus zum Wolffianismus¹⁾ vorzuliegen. Fassen wir aber auch die früheren Schriften, bes. „Spekul.“ ins Auge, so zeigt sich, daß T. ohne wesentliche „Umkippungen“ seinen philosophischen Entwicklungsweg gemacht hat. Er ist „spekulativer“ und „beobachtender“ Philosoph zugleich, ersteres als Anhänger der deutschen Vernunftphilosophie, die den obersten Begriffen und Grundsätzen nachforscht, letzteres wegen Zustimmung zu dem Lockeschen Erfahrungsprinzip, das die Berührung der Vernunft mit der Mutter Erde, der Wirklichkeit vermittelt. Auch in der Metaphysik, speziell der Theologie, welche im Alter erneut das Interesse von T. beschäftigt, die er gegen ihre größten Widersacher, Hume und jetzt auch Kant, verteidigt, ist jener Mutterboden nicht verlassen; direkt in der (wenigstens teilweisen) Erfahrung der Totalität der Realitäten, indirekt in den von dem Zufälligkeitscharakter der Erfahrung auf einen Notwendigkeitsabschluß hinführenden Vernunftbetrachtungen ist der Zusammenhang mit der Wirklichkeit gewahrt. Die Sinnlichkeit ist dabei einerseits empiristisch Medium, das uns mit der Wirklichkeit in Verbindung setzt, allerdings unter ergänzender Mithilfe jener Vernunftschlüsse. Andererseits übt, wie mit dem Rationalismus angenommen wird, dieses Medium eine trübende Wirkung aus, die durch „Läuterung“ paralysiert werden muß, destomehr, je höher es über die materielle Erfahrung emporgeht. Analog die Vernunft arbeitet an der Erkenntnis der Wirklichkeit, zu der auch noch das Göttliche gehört, mit, sofern ihre Gesetze, speziell das Widerspruchsgesetz das Unmögliche als etwas, das nicht wirklich sein kann, ausscheiden und den Erfahrungsbestand in eben angedeuteter Weise ergänzen, ferner sofern ihre Analyseprodukte die Wirklichkeit rein und unverhüllt wiedergeben (wenn

1) Oben pag. 157.

vor Phantasiezutaten bewahrt). Dabei ist noch wie seither Voraussetzung, daß die Vernunft nicht bloß Wirklichkeitsspiegel ist, sondern selbst Wirklichkeitsteil, auf gleiche Weise wie andere Wirklichkeitsteile auf ihren Wirklichkeitscharakter zu prüfen. Betreffend die Beziehung von Vernunft und Wirklichkeit fanden wir noch die Kautele, daß nicht alle logischen Verhältnisse Wirklichkeitsverhältnisse seien; sie können auch substantiale Bestimmungen ausdrücken. Dagegen vermissen wir eine Kautele darüber, wie weit ontologischer Defekt und logische Verneinung auseinanderliegen, ähnlich wie früher eine Kautele über das Verhältnis von logischem und Realgrund. Kant war hierin schon beim „Beweisgrund“ und den „Negativen Größen“ weiter. — Wenn bei der Kausalität die „Idee von einem inneren Bestreben, das auf neue Beschaffenheiten hinausgeht“ als Teil des Begriffsinhalts selbst erscheint, der aber als sinnlicher Bestandteil wegzuläutern ist, so ist dies kein Argument gegen Auffassung derselben als Verhältnisgefühl.¹⁾ Ebenso erscheint das „Hinbringen der Sinnlieder von einem empfundenen Objekt zum andern“ als Zug im Inhalt des Raumbegriffs, im Hw.²⁾ als Verhältnisgefühl. Es wird eben alles in den Begriffsinhalt hereingenommen, was bei der Abstraktion von dem materiell-immateriellen Erfahrungsanlaß her vorgefunden wird. Dabei erscheint als Gegensatz gegen den reellen Kern im Hw. das Imaginäre, hier das Sinnliche. Daß beim Raum für die Denkstufe nichts eigenes Reelles mehr zu setzen bleibt,³⁾ daß er eigentlich ganz der Sinnlichkeitsstufe, dem Verhältnisgefühl und was sich aus ihm mit Hilfe der Phantasie entwickelt, zuzuweisen wäre, wird durch die strikte Leugnung der Reellität hier bestätigt. — Bei dem Gegensatz absolut-relativ stößt T. auf die Tatsache, daß absolute Wesensbestimmungen das Ansehen von Relationen zeigen⁴⁾ (Inhärenz). Daß andererseits auch echte Relationen (zu anderen Dingen) in der Wesensbestimmung eines Dings Aufnahme finden können sogut wie absolute Prädikate, diese Erkenntnis hat T. noch nicht.

Kants „Kritik“ mußte auf T. zwiespältig wirken. Einerseits erfüllte sie seine Hoffnungen auf einen Aufschwung der deutschen Vernunftphilosophie, speziell der Ontologie, wie er sie

1) Oben pag. 128.

2) Oben pag. 125.

3) Oben pag. 126.

4) cf. Lambert, Nov. Org. Alethiol. § 29.

in „Spekul.“ und jetzt wieder in der Besprechung der Eberhardschen Schrift ausgesprochen hat. Andererseits enttäuschte sie stark durch die antimetaphysische Wendung. Letzterer Eindruck mußte um so intensiver sein, als T. eben jetzt damit beschäftigt war, an der Vervollkommnung der theologischen Beweise, speziell gegenüber den Angriffen Humes, mitzuarbeiten. War der nun hervortretende neue Vorstoß gegen die Metaphysik bei T. wie bei dem Gros der älteren Zeitgenossen der Grund, die Kritik in toto abzulehnen, so blieb T. doch unbefangen genug, die hohe Bedeutung des Werks für die „Wissenschaft der reinen Vernunft“ zu erkennen. Immerhin, gelernt hat T. von Kant jetzt nicht mehr, wie er dies noch bei der Dissertation getan hatte. Er hätte zu vieles von dem festen Grundstock seiner Anschauungen aufgeben müssen, während er die Dissertation noch, wenn auch nivellierend, hatte mit diesem Grundstock vereinigen können. Zu einer Gegenschrift hat er es nicht gebracht. Wir können aber aus den mitgeteilten Äußerungen den Umriß seiner Gegenposition ersehen. Er verhält sich ablehnend gegen den (von den Glaubensphilosophen noch erweiterten) Gegensatz von Wissen und Glauben, gegen die Verwerfung der Metaphysik, speziell der Theologie auf theoretischem Boden, gegen die Antinomien als Zwiespalt der Vernunft in sich selbst, gegen einen prinzipiellen methodischen Unterschied zwischen Mathematik und Philosophie, gegen die Unterscheidung von analytisch und synthetisch, gegen die (idealistische) Einschränkung von Substanz und Kausalität auf die Vorstellungswelt, während sie doch auf Dinge, also auf eine Verstandswelt gehen wollen, gegen eine abschließende Opponierung von Vernunft (apriori) und Erfahrung. Den Ansatz einer tieferen Kritik von Kant, die zugleich eine Rechtfertigung seines eigenen Standpunkts enthält, haben wir vor uns in der Ausstellung, „reine Vernunft“ — von der Kant, wie auch Eberhard, ausgeht — bezieht sich wie reine Mathematik nur auf das Reich des Möglichen; Aussagen über Zugehörigkeit resp. Nichtzugehörigkeit zum Reich des Wirklichen bedeuten in jedem Fall ein Vergessen der Schranken, worin sich reine Vernunft selber eingeschlossen hat.¹⁾ Derartige Aussagen sind allein möglich der „Erfahrung“, nicht der „reinen“, sondern der auf Grund der Vernunftgesetze bearbeiteten; eben mit Hilfe der Vernunft kann sie in gewissen Fällen auch über ihre Grenzen hinaus (qua „reine

1) cf. Crusius oben pag. 34, Z. 3.

Erfahrung“) erweitert werden. Die Erfahrung ist „Schiedsrichter“ über die Wirklichkeit nicht bloß der Erkenntnisobjekte, sondern auch der Erkenntnisform oder der Vernunft selbst, die in der Psychologie studiert werden muß und zwar anläßlich ihres (der V.) Wirkens an den Erkenntnisobjekten (ist zu „abstrahieren“ aus Empfindungen). Dieser Standpunkt von T. ist Kant natürlich nicht fremd, wenn er ihn auch, selbst in seinen empiristischen Zeiten nie völlig geteilt hat. Das Gute desselben, das Erfahrungsprinzip, möchte auch er mit seinem Standpunkt der „reinen Vernunft“ vereinigen, wie schon die Frage des Herzbriefs vom Febr. 1772 (wie ist Erkenntnis von Gegenständen aus reiner Vernunft möglich?), später die „transzendente Deduktion“, auch die Begriffe „synthetisch“ und „Anschauung“ beweisen. Kant mag im einzelnen schärfer bemerkt haben, was zu jener Vereinigung notwendig ist, wie seine Bezeichnung *abstrahentes, non abstracti* für die Vernunftbegriffe und seine Abweisung der Analogie der Mathematik für die Philosophie zeigen — nur für das syllogistische Wissensideal, nicht für Tetens ist die Festhaltung dieser Analogie Lebensfrage. Aber es wird doch noch davon die Rede sein müssen, ob T. nicht wirklich an eine Schwäche des ontologisch-transzendentalen Standpunktes gerührt hat.

V. Kapitel.

Die Aufnahme von Tetens durch die Zeitgenossen.

1. Vor dem Erscheinen von Kants Kritik.

Der Eindruck, den das Erscheinen des Hw. hervorrief, war Hochachtung vor dem „deutschen Locke“. Außer der schon erwähnten Anzeige in den Kieler Gel. Zeitungen,¹⁾ in welche T. selbst eine kleine Ergänzungsnotiz einflocht,²⁾ sind die Besprechungen von Lossius und Feder am wichtigsten.

Lossius, ein von Basedow angeregter Philosoph, gibt in der von ihm gegründeten Zeitschrift³⁾ wie später von Kants Kritik so jetzt von T. Hw. 1. Band einen längeren Auszug, dem T. selbst „Sorgfalt und Treue“ nachrühmt.⁴⁾ Von den angefügten „Erinnerungen“ sagt T., es seien, wie L. selbst befürchte, zum Teil wohl nur Mißverständnisse.⁵⁾ Immerhin dürfte bei ihrem Hauptdifferenzpunkt, ob Wahrheit relativ sei bloß bei Impressionen oder auch bei den Denkverhältnissen, ein sachlicher Gegensatz vorliegen. Zu dem Satz von T., die allgemeinen notwendigen Grundsätze seien keine Abstrakta aus Erfahrungen, bemerkt L.: „Nicht so wie die Erfahrungsgrundsätze, das ist wahr. Allein doch sind sie nichts anderes als Fakta, die sich auf die Einrichtung unserer Denkkraft beziehen, wissenschaftlich ausgesagt.“ Ihre Notwendigkeit liege in der Einrichtung des menschlichen Verstandes, und daraus fließe sodann ihre Allgemeinheit. „Als Fakta sind sie so alt wie der menschliche Verstand oder als physische Denkgesetze. Als Grundsätze und Regeln sind sie aus innerer Beobachtung, aus Erfahrungen bei andern und aus der Analogie entstanden.“ Bei seiner

1) 1777, S. 193 ff. 641 ff.

2) ib. S. 675.

3) „Neueste philos. Litteratur“ 1778, S. 25 ff.; 1779, S. 1 ff.

4) Kieler Gel. Zeit. 1780, S. 236 f.

5) Nur beim „Mitgefühl“ sei eine wirklich andere Meinung vorhanden.

Verteidigung gegen die Ausstellungen des Hws.¹⁾ ist L. etwas empfindlich, bleibt aber wesentlich sachlich. Er meint, er habe sich so deutlich ausgedrückt, daß man ihn hätte verstehen müssen. Die Fibern habe er bloß als Illustrationsmittel beigezogen, um die Analogie zwischen physischem und psychischem Gesetz aufzuzeigen. T. hat nun freilich diese Analogie auch, aber mit seiner Entgegnung im Hw., ein andersartiges Faktum und ein logischer Widerspruch seien zweierlei Dinge, weist er, eigentlich gegen seine eigene Voraussetzung, auf das Unzutreffende jener Analogie und auf das hin, was man Gesetz der Vernunft im Gegensatz zur Natur oder mit Anlehnung an Kant „transzendentes“ Gesetz nennen könnte. — Die Selbsttätigkeit als Grundprinzip der Seele bei T. will L. auf Darjes zurückführen.²⁾ Demgegenüber weist T. auf das Epitheton „perfektibel“ als sein Eigentum hin. Schlußurteil von L.: das Buch werde immer einen vorzüglichen Rang unter Schriften dieser Art behaupten. Noch mehr Leser aber würde es bei einem leichteren Vortrag erhalten haben.

Die Besprechung von Feder in der „Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen von gel. Sachen“³⁾ nennt das Hw. ein „klassisches Buch für die systematische Psychologie.“ Neue Beobachtungen besonderer Erscheinungen oder neue Anwendungen der Grundlehren der Psychologie auf ihre praktischen Teile⁴⁾ sei nicht eigentlich sein Zweck, obgleich gegen den Schluß letzteres auch komme, vielmehr genaueste Analyse der gemeinen Erfahrungen zur genauesten Bestimmung der theoretischen Grundlehren und der Begriffe vom Wesen des menschlichen Geistes. Durch Mäßigung der Urteile, treueste und sorgfältigste Vorstellung alles dessen, was eine Meinung, die er bestreitet, begünstigen könne, verdiene er Achtung und vermeide das Verfallen ins umgekehrte Extrem. Die Ausstellungen betreffen einmal das Urteil über das Gesetz der Ideenassoziation. Ganz unbegreiflich bei der sonstigen Scharfsinnigkeit und Bedachtsamkeit sei, daß er dieses herabwürdige, sogar in Spott und Deklamation dabei gerate („auf eine gegenwärtige

1) Oben pag. 144.

2) Vielleicht waren L. die Beziehungen des T. zu Darjes über Eschenbach bekannt. Ebensogut hätte Sulzer (oben pag. 148) u. a. genannt werden können. Eschenbach oben pag. 30 f.

3) Nach dem Exemplar der Tübinger Universitätsbibliothek, welches bei jedem einzelnen Artikel den Verfasser mit Tinte nachgetragen hat, ist Feder der Autor. 1777, S. 513 ff.

4) Ein Hauptabsehen eben bei Feder.

Idee kann fast jede andere folgen“). Dieses Gesetz gelte nicht bloß für ein Einzelgebiet, das der Imagination, wie T. sage, sondern für alle Teile der Psychologie, sei ein Schlüssel der tiefsten Geheimnisse der Seele, darin haben die Assoziationspsychologen Recht. Die Ideenfolge werde allerdings auch durch Verstand und Willen modifiziert, aber diese letzteren werden im Anfang und Verlauf weitgehend durch Assoziationen ihrerseits bestimmt. — Der Abschnitt über Kausalität leide an „Dunkelheiten“. Einiges über Hume Gesagte treffe tiefer untersucht nicht ganz zu. Zum allgemeinen Begriff der Ursache dürfe das Begreiflichmachen nicht genommen werden; in vielen Fällen begreifen wir ja, wie T. zugebe, die Verknüpfung von Ursache und Wirkung nicht. — Auch der von Lossius berührte Punkt, daß nach T. nicht alle allgemeinen Wahrheiten auf der Übereinstimmung der Erfahrungen ruhen, einige vielmehr unmittelbare Folgen aus dem Verhältnisse der Begriffe und dem Wesen unseres Geistes seien, kommt wieder. Die, denen T. hier zu widersprechen glaubt, meinten die Sache, sagt F., vielmehr so: wenn auch gewisse Grundsätze nicht durch mehrere Erfahrungen an den Dingen außer uns zu allgemeinen werden, so gibt uns doch die beständige innere Erfahrung, die beständige Empfindung, ihr Gegenteil nicht denken zu können, und die Übereinstimmung aller Menschen erst die völlige Versicherung, daß es nicht von zufälligen Zuständen herrührende Denkart, sondern allgemeine, notwendige Wahrheiten des menschlichen Verstandes sind. Ein Beispiel ist der Satz: Nichts wird ohne Ursache. T. habe noch nicht bewiesen, daß dieser Satz ein solches unabhängig von der Erfahrung und der damit gegründeten Ideenassoziation dem Verstand eingeprägtes Denkgesetz sei. Das bleibe streitig. Eine notwendige Wahrheit des menschlichen Verstandes bleibe der Satz auch dann, wenn er es erst durch die Übereinstimmung aller Empfindungen und Erfahrungen sein sollte — wie F. glaubt. Der Gegner von T. könne einwenden, a) daß wir zu jedem Urteil einen Grund haben müssen, sei nur ein besonders starkwirkender Teil der Erfahrungen, aus denen zusammen jener Satz das Resultat sei; b) nicht bloß bei dem einen Ding, das wir a priori für existierend erkennen sollen, sondern auch bei einem Ding, dessen Wirklichkeit wir aus der Empfindung bereits erkannt haben, ist nach jenem Satz eine Ursache erforderlich. Beide Einwendungen richten sich gegen den zu engen Kreis der Fälle, von denen der Begriff der Ursache (primär) abgeleitet sei, nämlich

vom Urteils- und Schlußverfahren. Gegen solchen Mißgriff wäre der geschützt, meint F., der für das Bekanntwerden solcher in unserem Geist zunächst als ungekannte Macht wirkenden Gesetze die möglichst umfassende Induktion als Gewinnungsverfahren zugeben und befolgen würde. Ein tiefergehender Gegensatz gegen T. liegt hier, wie bei Lossius, nicht vor. Den empirischen Charakter der Vernunftgesetze für unsere Erkenntnis gibt ja auch T. extra zu.¹⁾ Wenn er mit Leibniz und Kant²⁾ gegen den Induktionscharakter Front macht, so geschieht es aus der Überzeugung heraus, daß ein ungeheuer abgekürztes Verfahren jene Vernunftwahrheiten mit großer, wenn auch nicht absoluter³⁾ Sicherheit enthülle. Instrukтив ist die Stelle in dem Gespräch von 1783.⁴⁾ Auf den Einwurf des Aleth, das psychologische Verfahren „würde ein erstaunlich langer Weg werden, der am Ende nur zu dem Anfang der Wissenschaft führet, nur zu dem ersten Grundsatz“, erwidert Philepistemon: „Der Weg wird die meisten Male in der Praxis sehr kurz sein. Die ersten Grundsätze werden sich von selbst darbieten. Man muß sie zwar alle so ansehen, als sollten sie vollständig geprüft werden. Aber damit ist nicht gesagt, daß dies bei den ersten Axiomen des Verstandes eine so weitläufige Arbeit sein würde.“ Lossius und Feder halten neben dem Induktionscharakter der Erkenntnis der Vernunftgesetze die Notwendigkeit und strenge Allgemeinheit dieser Gesetze als psychischer Mächte ohne weiteres aufrecht, während Leibniz und Kant ja eben um dieser Notwendigkeit und Allgemeinheit willen den Erfahrungscharakter, der bloße Zufälligkeit oder bei der Induktion bedingte Notwendigkeit verbürgen würde, ablehnen. T. steht in der Mitte, hat von letzteren die abgekürzte, unmittelbare Erkenntnisweise, von ersteren den empirischen, wenn auch nicht induktionsmässigen Charakter derselben, den er mit der Notwendigkeit für vereinbar hält. — Bei dem Begriff „objektive Wahrheit“ stellt Feder aus, über die Wahrheit des antiidealistischen Hauptsatzes, daß die Gegenstände der Empfindungen wirklich außer uns vorhanden seien, liege keine deutliche Erklärung vor. Allerdings sei es gegen unser innerstes Selbstgefühl — dies scheine T.s Ansicht —, die ganze Ursache der uns so oft verhaßten Empfindungen in uns selbst zu setzen; aber

1) Hw. I, S. 469.

2) Oben pag. 154 f.

3) Es sind Irrungen im einzelnen möglich Hw. I, S. 465.

4) Cramer, S. 106.

Malebranche und Berkeley nehmen eine geistige Ursache unserer Empfindungen außer uns an. — Beim 2. Band¹⁾ rühmt F. wieder die Mäßigung, die sich in der Mitte der um die Herrschaft streitenden Systeme und Hypothesen hält. Betreffs der Freiheit hätten die Deterministen noch etliche Fragen zu stellen. — Alles in allem: F. zweifelt nicht, dieses Werk werde in Deutschland und vielleicht auch bei Ausländern einen Platz zwischen den *Searchs* und *Bonnets* erhalten.²⁾ Seine echt deutsche Verehrung des Fremden hat F. hier einen ähnlichen, wenn auch weniger bedenklichen Streich gespielt, wie bei der von Garve verfaßten, von F. auf ein Fünftel verkürzten und mit historischen und polemischen Bemerkungen versetzten Besprechung von Kants Kritik³⁾, nämlich Landsleute nicht gerade zu ihrem Vorteil mit Hilfe von Ausländern zu bezeugnissen.⁴⁾

Daß Mendelssohn sich zu T. Hw. nicht äußerte, kommt laut seiner Bemerkung in den „Morgenstunden“⁵⁾ von seinem vieljährigen Leiden (Nervenschwäche), das ihn zwingt, die Schriften der großen Männer, die sich in den letzten 15 Jahren in der Metaphysik hervorgetan, die Werke Lamberts, Tetens', Platners und selbst des alles zermalmenden Kant nur aus unzulänglichen Berichten seiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen, die selten viel belehrender seien, kennen zu lernen. Lambert ist im Erscheinungsjahr des Hw. gestorben. Tiedemann entlehnte von T. etliches Psychologische⁶⁾.

2. Die Aufnahme durch Kant.

Kant hat dem Hw. von T. von Anfang an lebhaftes Interesse zugewandt. In einem Brief an Herz vom Anfang April 1778⁷⁾ dient ihm dieses geradezu als Folie für das projektierte eigene Hauptwerk. Letzteres, schreibt er, sei noch nicht druckfertig. „Da ich von mir nichts erzwingen will (weil ich noch gerne etwas

1) 1778, S. 401.

2) 1777, S. 525.

3) Zugabe z. d. Gött. Anz. 19. Jan. 1782.

4) Auch Kant wird nicht bloß an Leibniz, sondern an Berkeley und Hume gemessen.

5) 1. Teil 1785.

6) z. B. die Lehre von der „Zurückbeugung“, Hw. I, S. 283.

7) Akad. Ausg. X, S. 214 f.

länger in der Welt arbeiten möchte), so laufen viele andere Arbeiten zwischen durch. Sie rückt indessen weiter fort und wird hoffentlich diesen Sommer fertig werden. Die Ursachen der Verzögerung einer Schrift, die an Bogenzahl nicht viel austragen wird, werden Sie dereinst aus der Natur der Sache und des Vorhabens selbst, wie ich hoffe, als gegründet gelten lassen. Tetens, in seinem weitläufigen Werke über die menschliche Natur, hat viel scharfsinniges gesagt; aber er hat ohne Zweifel so wie er schrieb es auch drucken, zum wenigsten stehen lassen. Es kömmt mir vor: daß, da er seinen langen Versuch über die Freyheit im zweyten Band schrieb, er immer hoffete, er würde vermittelt einiger Ideen, die er im unsicheren Umrisse sich entworfen hatte, sich wohl aus diesem Labyrinth herausfinden. Nachdem er sich und seinen Leser ermüdet hatte, blieb die Sache doch so liegen, wie er sie gefunden hat und er räth dem Leser an, seine Empfindung zu befragen — —.“ Das Hw. von T. ist Kant ein Vorbild, wie er es bei aller Anerkennung für dasselbe („viel scharfsinniges“) nicht machen will. Es ist nicht genug in Gedanken vorbereitet und darum weitläufig, stellenweise ermüdend — Kant will eine durchdachte, gesichtete, kurze Arbeit liefern. Der Tadel trifft besonders den Versuch über die Freiheit. In diesem wird der zum Teil ganz wertvolle Inhalt durch den unbefriedigenden Schluß, der der Auseinandersetzung mit dem Satz vom Grunde gilt, in Schatten gestellt. Übrigens ist auch dieser Schluß in der Gesamtansicht von T. verankert¹⁾ und die Erklärung von ihm, daß er sich in seiner Überzeugung „bei den öfters wiederholten Untersuchungen seit länger als 10 Jahren bestärkt habe“,²⁾ läßt den Verdacht einer zu raschen Niederschrift als nicht haltbar erscheinen. Es liegt vielmehr Mangel an Produktionskraft vor.

Halten wir mit obiger Äußerung Kants vom April 1778 die bekannte Notiz Hamanns im Brief an Herder vom 17. Mai 1779 zusammen, Tetens Buch liege Kant immer vor Augen, so ist damit die Nachhaltigkeit des Eindrucks von T. auf Kant, die sich also jedenfalls auf 2 Jahre nach dem Erscheinen erstreckte, belegt. Will man doch für die Verzögerung der „Kritik“ das Studium von T. mit verantwortlich machen.³⁾ Als Zeugnisse innerer Auseinander-

1) Oben pag. 140, Ziff. 3.

2) Hw. II, S. 3.

3) Riehl, Kritiz. I², S. 234. Aber: es „laufen viele andere Arbeiten durch“, z. B. das Interesse für das Philanthropin. cf. auch Vaihinger, Kant-kommentar I, S. 152 ff.

setzung mit T. bieten sich zwei „Reflexionen“ dar, die wohl aus diesen Jahren stammen. No. 230: „Tetens untersucht die Begriffe der reinen Vernunft bloß subjektiv („menschliche Natur“); ich objektiv. Jene Analysis ist empirisch, diese transcendental.“ Und No. 231: „Ich beschäftige mich nicht mit der Evolution der Begriffe wie Tetens (alle Handlungen, dadurch Begriffe erzeugt werden), nicht mit der Analysis wie Lambert, sondern bloß mit der objektiven Giltigkeit derselben. Ich stehe in keiner Mitbewerbung mit diesen Männern.“

Der Eindruck, den Kant von T. empfing, dauerte aber noch länger an. Nach dem Erscheinen der „Kritik“ liegen drei Äußerungen Kants darüber vor, daß er T. gerne unter den Kontrolleuren und Mithelfern bei dem mit der „Kritik“ unternommenen Werk gehabt hätte. Direkt nachdem sie herausgekommen war, schreibt er an Herz, den 11. Mai 1781¹⁾: „Daß H. Mendelssohn mein Buch²⁾ zur Seite gelegt habe, ist mir sehr unangenehm, aber ich hoffe, daß es nicht auf immer geschehen werde. Er ist unter Allen, die die Welt in diesem Punkte aufklären könnten, der wichtigste Mann, und auf ihn, H. Tetens und Sie, mein Wertester, habe ich unter allen am meisten gerechnet.“ An Garve, der in der Unzufriedenheit Kants mit seiner bekannten von Feder verstümmelten Rezension einen Beweis erblicken wollte, „daß ich zur Beurteilung eines so schweren und tiefsinnigen Buchs nicht penetration genug habe und daß es für mich nicht geschrieben ist“,³⁾ schreibt Kant erwidern am 7. August 1783⁴⁾, er bitte Ansehen und Einfluß zu gebrauchen, um ihm Feinde nicht zwar seiner Person, sondern jener seiner Schrift zu erregen, damit ihre Lehre, z. B. der Unterschied von analytisch und synthetisch u. a., in fein ordentlichem Verfahren geprüft werde. „Garve, Mendelssohn und Tetens wären wohl die einzigen Männer die ich kenne, durch deren Mitwirkung diese Sache in eben nicht langer Zeit zu einem Ziele könnte gebracht werden, dahin es Jahrhunderte nicht haben bringen können; allein diese vortreffliche Männer scheuen die Bearbeitung einer Sandwüste, die, bey aller auf sie verwandten Mühe, doch immer so undankbar geblieben ist. Indessen drehen sich die

1) Ak. A. X, S. 251.

2) „Ein Nervensaftverzehrendes Werk“, Mendelssohn an Kant 10. April 1783 (Ak. A. X, S. 287).

3) An Kant 13. Juli 1783.

4) Ak. A. X, S. 315.

menschlichen Bemühungen in einem beständigen Zirkel und kommen wieder auf einen Punkt, wo sie schon einmal gewesen sind; alsdann können Materialien, die jetzt im Staube liegen, vielleicht zu einem herrlichen Bau verarbeitet werden.“ Ganz ähnlich schreibt er etliche Tage darauf an Mendelssohn, 16. August 1783¹⁾, dieser solle Ansehen und Einfluß verwenden, eine nach einem gewissen Plan verabzuredende Prüfung der Sätze der „Kritik“ zu vermitteln, z. B. 1. über die Unterscheidung analytischer und synthetischer Urteile, 2. daß a priori nur über die formale Bedingung einer möglichen (äußeren oder inneren) Erfahrung überhaupt synthetisch zu urteilen möglich sei, 3. daß alles spekulative Erkenntnis a priori nur auf Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nicht auf Dinge an sich (die aber notwendig vorauszusetzen) gehe. Dann würden die Fragen der Dialektik der r. V. wenig Schwierigkeiten machen. „Zu diesen Untersuchungen würde ich gerne an meinem Teile alles mir mögliche beitragen, weil ich gewiß bin, daß wenn die Prüfung nur in gute Hände fällt, etwas Ausgemachtes daraus entspringen werde. Allein meine Hoffnung zu derselben ist nur klein. Mendelssohn, Garve und Tetens scheinen der Art von Geschäfte entsagt zu haben, und wo ist sonst noch jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen?“ Unter der älteren Generation wäre Kant also Mendelssohn als Mitarbeiter an seinem Problem am liebsten gewesen, weiterhin Garve, den er auch sonst²⁾ unter den besten Analytsten nennt, und Tetens. Diese ältere Generation hat Kant enttäuscht. Als Mendelssohn in den „Morgenstunden“ das Wort nahm, tat er es als Gegner. Kant³⁾ findet im oben gehörten Sinn auch das nützlich, weil Veranlassung gebend zur vollständigen Kritik des reinen Vernunftvermögens und zur Unterscheidung der bloß subjektiven Bedingungen ihres Gebrauchs von denen, dadurch etwas vom Objekt Gültiges angezeigt wird. Daß Tetens gar nicht dazu kam, sich zu äußern, war Kant jedenfalls schmerzlicher als eine gegnerische Kundgebung. Unter der jüngeren Generation stellt er Herz voran. Er hätte auch auf ein späteres Geschlecht gewartet in der Gewißheit, daß die von ihm angefaßten Probleme wiederkehren werden. Aber die jüngere lebende Generation griff ein, wohl über sein Hoffen; auf ihren Schultern drang er durch.

1) Ak. A. X, S. 322.

2) cf. oben pag. 102, Z. 6.

3) An Schütz, Ende Nov. 1785 (Ak. A. X, S. 405).

Man hat sich schon gewundert, daß Kant bei dieser Hochschätzung von T., die aus dem Begehren seiner Mitarbeiterschaft spricht, ihn trotzdem in seinen Schriften nicht nennt. Aber was Kant an T. schätzt, ist sein Talent und die im allgemeinen verwandten Bestrebungen. Vielleicht auch noch sein Anpassungsvermögen; denn es kann ihm nicht entgangen sein, wie stark seine Dissertation T. beeinflußt hat. Gerade was die Lossius und Feder an T. als trennend empfanden, war ja Kantischer (und Leibnizischer) Einschlag. So konnte Kant hoffen, mit der Kritik ihn noch mehr in seine Bahnen zu ziehen und von der andern Richtung abzulenken. Daß er sich mit dem, was T. sonst noch charakterisiert, nirgends ausdrücklich auseinandersetzt, kommt von dem Mangel an Typischem daran. Typisch sind ihm Plato, Aristoteles, Leibniz-Wolff, Locke-Hume, auch noch Malebranche und Crusius. T. verschwindet für Kant größtenteils hinter dem Typus Locke. Beweis ist die Kritik. Was wir aus den beiden angeführten „Reflexionen“ als Ausstellungen an T. kennen, ist dasselbe was er hier an Locke tadelt. Die Bestrebungen Lockes fallen ihm unter den Versuch einer „empirischen Deduktion“, womit sich nur derjenige beschäftigen kann, welcher die ganz eigentümliche Natur dieser [der apriorischen] Erkenntnisse nicht begriffen hat.“¹⁾ Dieses Wort trifft auch T. Wenn Kant von diesem sagte, er beschäftige sich mit „Evolution der Begriffe“, mit Aufzeigen „aller Handlungen, dadurch Begriffe erzeugt werden“, so ist das nichts anderes, als was Kant in der Kr. Lockes „physiologische Ableitung“ nennt²⁾ — diese ist ihm der bedeutendste Versuch einer empirischen Deduktion³⁾ — und was er beschreibt als „Nachspüren der ersten Bestrebungen unserer Erkenntniskraft, um von einzelnen Wahrnehmungen zu allgemeinen Begriffen zu steigen“, das „ohne Zweifel seinen großen Nutzen“ habe, aber bloß eine „quaestionem facti“ betreffe und nur den „Besitz einer reinen Erkenntnis“ erkläre, während in einer „transcendentalen Deduktion“ die objektive Giltigkeit solcher Erkenntnis nachzuweisen wäre. Wenn ferner Kant sagte, die Untersuchung der Begriffe der r. V. durch T. sei „bloß subjektiv“, drehe sich um Eruierung der „menschlichen Natur“, oder seine Analysis sei „empirisch“,⁴⁾ während er selbst „objektiv“ und „transcendental“ untersuche, so

1) Kehrb. S. 105.

2) Kehrb. S. 105. 4.

3) Elsenhans, Fries und Kant I, S. 164.

4) Der Begriff Analysis ist nicht zu premieren.

ist das derselbe Vorwurf, nur anders ausgedrückt, der sich in obigem gegen Locke richtete.¹⁾ Es ist der psychologisch-genetische Gesichtspunkt, der bei beiden Männern zurückgewiesen wird, weil er den Kernpunkt der Kant allein interessierenden Giltigkeitsfrage verfehle — man kann die empirische Deduktion nur in uneigentlichem Sinn Deduktion nennen. Der „Nutzen“, den jene Methode hat, besteht in der Abweisung angeborener Begriffe, in dem Aufweis der Erfahrung als Auslösungsbedingung der Vernunftbegriffe. „Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel“²⁾ — eben dank der Regel Lockes, der das Vorzügliche hatte, daß, da er die intellectualia nicht für connata erkannte, er den Ursprung suchte.³⁾ Auf die „Evolution der Begriffe“ bei T. übertragen: T. zeigte, wie zuerst Empfindungen resp. Vorstellungen da sind; diese reizen das Verhältnisgefühl zum Einsetzen an, dieses wieder den Verhältnisgedanken, die Verhältnisidee, den Verhältnisbegriff. Die Intellektualien sind also sekundäre Gebilde, in ihrem Hervortreten auf das Vorausgehen, die Vorbedingung der Sinneserfahrung angewiesen. Aber Locke beging nun nach Kant „den Fehler, daß er die Gelegenheit, zu diesen Begriffen zu gelangen, nämlich die Erfahrung, für die Quelle hielt“,⁴⁾ und den weiteren, daß er gleichwohl sich ihrer über die Grenze der Erfahrung hinaus bediente.⁵⁾ Wären sie wirklich von den Sinnen entlehnt, so könnte Locke sie garnicht über die Grenzen der Erscheinungen hinaus brauchen, wodurch alles wieder in den „alten wurmstichigen Dogmatismus“ zurückfiel. Ihre Notwendigkeit und Allgemeinheit weist sie auf einen „ganz anderen Geburtsbrief als den der Abstammung von Erfahrungen“. Stammen sie aber aus Vernunft, dann muß ihre Giltigkeit extra deduziert werden. Bei empirischen Begriffen wird die Frage quid juris entweder garnicht gestellt oder wenn gestellt, leicht beantwortet, „weil wir jederzeit die Erfahrung bei der Hand haben, ihre objektive Realität zu beweisen.“⁶⁾ Bei Intellektualien aber erhebt sich jene Frage des Herzbriefts vom Febr. 1772, „wie diese Begriffe sich auf Objekte

1) cf. auch Refl. II, No. 224 f. 227.

2) Kehrb. S. 647.

3) Refl. II, No. 226.

4) So auch Husserl gegen Locke (Log. Unters. II, S. 671), er habe die logischen Gesetze auf Sinnlichkeit begründet.

5) Refl. II, No. 227. 226; Kehrb. S. 4 (1. A.) und S. 111 Anm. (2. A.).

6) Kehrb. S. 103.

beziehen können, die sie doch aus keiner Erfahrung hernehmen“.¹⁾ Diese Frage wird nicht gelöst durch den Nachweis, daß diese Begriffe garnicht empirisch hervortreten würden ohne die Vorbedingung der Sinneserfahrung, sondern allein durch den anderen, daß diese Begriffe durch Beziehung auf die Sinneserfahrung als deren Fundament auch objektive Giltigkeit erhalten. Es ist wie ein Austausch der Wesensbestandteile zwischen Vernunft und Erfahrung: die Vernunft gibt mit Subsumtion unter ihre Prinzipien der Erfahrung Anteil an ihrer Allgemeinheit und Notwendigkeit, die Erfahrung der Vernunft, soweit diese auf Erfahrung blickt, Anteil an ihrer objektiven Realität.

Kant läßt die Lockeregeln als für die Gültigkeit etwas entscheidend nur gelten für Zweifelsfälle bei empirischen Begriffen,²⁾ hingegen garnicht für die Fälle der Vernunftbegriffe. Das psychische Vorkommen dieser im Anschluß an aufgetretene Sinneserfahrung entscheidet über Giltigkeit noch nichts. Gibt es doch gewisse Vernunftbegriffe (die Ideen), die auftreten, und zwar mit dem Wesenscharakter der Allgemeinheit und Notwendigkeit, und die doch keine objektive Giltigkeit haben. Bei empirischen Begriffen stammt aus der Erfahrung nicht bloß die auslösende Bedingung, sondern auch der ausfüllende Inhalt. Woher der letztere bei Vernunftbegriffen kommt, darum sorgt Kant sich hier nicht;³⁾ erkannt wird er jedenfalls — eine Analyse bis auf den Grund ist dabei unnötig — mit derselben apodiktischen Gewißheit, die ein Kennzeichen aller Vernunftkenntnis ist. Locke glaubte damit, daß er bei den Vernunftbegriffen auf ihre Auslösung durch Sinneserfahrung hinwies und sie selbst dadurch als Glied in der Kette der psychischen Erfahrungstatsachen nachwies, auch ihre objektive Realität erwiesen zu haben, wie sie ihnen als Erkenntnisfundamenten zukomme. Aber gerade in letzterer Eigenschaft brauchen sie einen anderen Giltigkeitserweis, weil der Lockesche sie als Fundamente tötet, denen Allgemeinheit und Notwendigkeit zukommen muß, nicht wie den Erfahrungsbestandteilen bloße — höchstens zu komparativer Allgemeinheit und hypothetischer Notwendigkeit zu steigernde Tatsächlichkeit. Die Anwendung vollends über Er-

1) Kehrb. S. 104.

2) cf. bei synthetischen Erfahrungsurteilen das Zurücksehen auf das X der vollständigen Erfahrung, von deren Teil ein Begriff zunächst abgezogen war, Kehrb. S. 40.

3) In der Dissertation noch eher.

fahrung hinaus kontrastiert mit dieser Ableitung aus Erfahrung aufs stärkste.

All' das hätte Kant, wie gegen Locke, so gegen T. eingewendet. Hätte T. dann hingewiesen auf seinen auch durch Lossius und Feders empiristische Angriffe hervorgehobenen Satz, daß er die Beurteilung der allgemeinen Vernunftsätze als eine Art von allgemeinen Erfahrungssätzen für einen Hauptirrtum ansehe, so hätte Kant den als offenkundige Inkonsequenz gebrandmarkt.

Bei diesem ausschließlichen Hinschauen auf die Lockeschen Partien in T. unter Ignorierung des Leibnizischen Einschlags hätte Kant T. sicher auch mit dem Typus des Physiker-Philosophen Aristoteles zusammengestellt gegenüber Plato, dem Mathematiker-Philosophen.¹⁾ Ersterer, sagt Kant, habe den himmelweiten Unterschied nicht genug gemerkt des reinen sich selbst erweiternden Vernunftvermögens, wie es in der Geometrie zutage trete, von dem durch empirische Prinzipien geleiteten durch Schlüsse zum Allgemeinen fortschreitenden; indem er Metaphysik als eine zu höheren Stufen aufsteigende Physik ansah, fand er in der Anmaßung, die sogar aufs Übersinnliche hinausgeht, nichts Befremdliches. — T. erwartet allerdings von der Erweiterung der Erfahrung auch für die Metaphysik etwas. Aber als Vertreter der mathematischen Methode hat er auch Platonisches in sich.

Der typische Repräsentant des Präformationssystems²⁾ der r. Vernunft ist für Kant neuerdings Crusius.³⁾ Dieses System ist ein mittlerer Weg zwischen den beiden andern, welche entweder Erfahrung durch die Begriffe oder die Begriffe durch Erfahrung ermöglicht sein lassen. Der Mittelweg nimmt subjektive, uns mit unserer Existenz zugleich eingepflanzte Anlagen zum Denken an, die von unserem Urheber so eingerichtet worden, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau stimmt. Den Begriffen, die eine Gesetzlichkeit unserer subjektiven Organisation ausdrücken, würde die echte Notwendigkeit mangeln. Ihre Notwendigkeit müßte gefühlt werden, würde vom Skeptiker bei sich gezeugnet und für lauter Schein ausgegeben. Durch die letzteren Ausführungen wird auch T. mitgetroffen.

1) In „Fortschr. der Metaph.“ (Ros. I, S. 567); Pölitx Metaphysikvorl. S. 20.

2) Kehr. S. 682; cf. zu der Stelle Elsenhans, Fries und Kant II, S. 102 ff.

3) Refl. II, No. 224 f. 228; Brief an Herz vom Febr. 1772. In „Über eine Entdeckung“ nimmt Kant den Leibniz'schen Harmoniegedanken für sich selbst in Anspruch (Ros. I, 481 f.)

Bei ihm liefert nicht die (äußere) Erfahrung die Begriffe, wie Kant dem ersten Weg vorwirft, sondern die innere Erfahrung liefert sie, durch ein „Gefühl der Notwendigkeit“, wie T. in „Spekul.“ ausdrücklich sagt, werden sie uns rasch kenntlich. Indem nun diese Begriffe der (äußeren) Erfahrung gegenüber als Prinzipien fungieren, entsteht auch bei T. eine Art Präformations-system: diese Begriffe subjektiver Art bilden zugleich die „reine Luft“, durch die wir die Dinge sehen, sie schaden der Objektivität nicht. Der Gedanke eines teleologischen Aufeinanderbezogenseins beider Seiten fehlt bei T., ist aber leicht zu ergänzen. Freilich hat T. auch Gedanken, die an den Kantischen Kopernikanismus erinnern. So wenn er an das Lockesche *things conformable to our ideas* rührt,¹⁾ oder wenn er als objektiv wahr in philosophischem Sinn definiert das nach den Relationen unserer und jeder anderen Denkkraft Gedachte, die Impressionen mögen dabei sein, welche sie wollen.²⁾ Ob Kant seinerseits von T. Anregungen aufgenommen hat für seine kopernikanische Umdrehung des Verhältnisses von Erfahrung und Begriff, Objekt und Subjekt, die er als einzige Rettung der echten Notwendigkeit gegenüber Empirismus und Präformation bezeichnet, ist nicht mehr nachzuweisen.

Dasselbe ist meistens da zu sagen, wo wir in Kant Ähnlichkeiten mit T. treffen. Wenn Kant in der Vorrede und Einleitung zur 1. Aufl. der Kritik von dem Modeton des Zeitalters, der Verachtung der früheren Königin der Wissenschaften,³⁾ oder bei der deutschen Philosophie von ihrem alten Ruhm der Gründlichkeit⁴⁾ oder wenn er von der hinter der fertigmachenden Spekulation dreinkommenden Untersuchung, ob auch der Grund gelegt ist,⁵⁾ oder vom „Berichtigen“ der Erkenntnisse⁶⁾ spricht, so sind das Anklänge an „Spekul.“,⁷⁾ aber zugleich Gedanken, die Kant meist auch sonst geläufig waren.⁸⁾ Die Berührung von „vor sich selbst klar und gewiß“⁹⁾ mit „für sich evident“ T. Hw. I, S. 467 kann sich erklären aus dem beiderseitigen Fußen auf Leibniz. Der Aus-

1) Oben pag. 147.

2) Oben pag. 144.

3) Kehrb. S. 3.

4) Kehrb. S. 5 Anm.

5) Kehrb. S. 38.

6) Kehrb. S. 44.

7) Oben pag. 69. 92 f. 75.

8) z. B. Vaihinger, Komm. I, S. 89 ff.

9) Kehrb. S. 35.

druck „real“¹⁾ findet sich bei Kant im selben Sinn wie bei T. „Realisieren“ und „reell“; aber „Realisieren“ kommt auch sonst, z. B. bei Mendelssohn²⁾ in ähnlicher Bedeutung wie bei T. vor und „real“ natürlich auch. Der Hinweis auf die Bedeutung der vorgenommenen Untersuchung für „Umfang und Grenzen des Verstandes“³⁾ kann bei beiden Philosophen direkt aus Locke stammen. Die Unterscheidung von Verstand und Vernunft⁴⁾ war durch den common sense in den Vordergrund getreten. Die „Grundkraft“ der Seele, das Ziel der Tetens'schen Untersuchung im Hw., läßt Kant als leitende Idee,⁵⁾ als vom logischen Gesichtspunkt aus zu postulierende Einheit stehen, auf die man zuzusteuern habe, wenn man sie auch in der Empirie nie und unmöglich erreiche, wenn sie vor allem auch als etwaige „gemeinschaftliche Wurzel“ der „zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis“⁶⁾ nicht den Ausgang der Untersuchung bilden dürfe. Das „unmöglich“ steht hier im objektiven Gegensatz zu der Ansicht von T., aber auch von der ganzen seitherigen Psychologie. Im einzelnen läßt Kant mehr psychische Grundkräfte stehen als T., sogar das bildende Vermögen neben der Imagination sei eine,⁷⁾ während T. diese beiden der Vorstellungskraft eingliedert. Daß schon in der Sinnlichkeit Spontaneität zutage tritt, verfechten beide Philosophen; aber T. sagt das mit dem Blick auf die Empfindung und offenbar als Folgerung aus Leibnizischen Prämissen, bei Kant kommt seine originale Raumzeittheorie und der Begriff Synthesis in Betracht. Von der beiderseitigen Theorie des Bewußtseins und des Verhältnisses von Subjekt und Objekt darin war schon die Rede.⁸⁾ — Brenke⁹⁾

1) Kehrb. S. 103: Die objektive Realität von empirischen Begriffen aus Erfahrung beweisen. Ähnlich „obj. Realität“ in „Fortschr.“ (Ros. I, S. 513. 561), „reell“ ib. (Ros. I, S. 560. 566). „Realisieren“ in anderem Sinn („zum Objekt machen“) Kehrb. S. 462 Anm. T. cf. oben pag. 75.

2) „Schriften“ IV, 1, S. 505. 507.

3) T. oben pag. 124. Kant Kehrb. S. 153; Proleg. § 5.

4) Oben pag. 136. 146.

5) Kehrb. S. 506.

6) Kehrb. S. 47.

7) Pölit, Metaph. S. 194. — Kant gibt in „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien“ den Grund an, warum der Rückgang auf die eine tätige Grundkraft nicht befriedigt: weil es nicht möglich ist, aus dem an Bestimmungen ärmeren Oberbegriff die bestimmungsreicheren Unterbegriffe herzuleiten (cf. Palme, Sulzers Psychol. S. 17.)

8) Oben pag. 135.

9) Erkenntnisth. v. Tetens, S. 70. 68.

findet einen Anklang an Kants „transzendente Methode“, ein Analogon zu Kants „transzendentaler Einheit des Bewußtseins“, ohne die „nichts ist“, nichts, was objektive Giltigkeit zu beanspruchen hätte, bei T. in der Stelle Hw. I, S. 560: „Das allgemeine Denkgesetz, wornach der letztere Gedanke entsteht [daß die Verhältnisse der Impressionen unter gewissen Umständen auch Verhältnisse der Objekte sind] ist immer dasselbige.“ Das heiße, die gesetzliche Form, nach der die Vorstellungen zu solchen von Gegenständen gemacht werden, ist überall identisch. In Wirklichkeit ist „das allgemeine Denkgesetz“ der Hw. I, S. 551 genannte „allgemeine Grundsatz von der Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntnis“, der die Zusammenfassung von Vorsichtsnormen bezeichnet, die man anwenden muß, um bei der Benützung der Impressionen als Zeichen von Objekten nicht danebenzugreifen; unter Einhaltung jener Vorsichtsmaßregeln kann man mit Hilfe der „Scheine“ zum Wesen kommen, — also eine außerhalb des Gesichtswinkels von Kant liegende Frage, der sich ja mit der aposteriorischen Erkenntnis nicht befaßt.

Die Anmerkung Kr. Kehrb. S. 130 gilt wie anderen, so auch T.: „Daß die Einbildung ein notwendiges Ingrediens der Wahrnehmung selbst sei, daran hat wohl noch kein Psychologe gedacht.¹⁾ Das kommt daher, weil man dieses Vermögen teils nur auf Reproduktionen einschränkte, teils weil man glaubte, die Sinne lieferten uns nicht allein Eindrücke, sondern setzten solche auch sogar zusammen und brächten Bilder der Gegenstände zuwege, wozu ohne Zweifel außer der Empfänglichkeit der Eindrücke noch etwas mehr, nämlich eine Funktion der Synthesis derselben erfordert wird.“ T. spricht anläßlich der Substanzlehre von „Vereinigung in der Empfindung“,²⁾ welche durch die „Natur“ bedingt ist, welche von der Einbildungskraft in der Assoziation nur repetiert wird. Eine gewisse Produktivität auf dem Grund von Reproduktionen hat aber die Einbildungskraft bei T. doch, sofern sie als Dichtkraft auch neues Einfaches bilden kann. Die Kantische Produktivität derselben bezieht sich freilich auf etwas anderes, das innerliche Konstruieren des raumzeitlichen Grundgewebes.³⁾ Der Hauptunterschied ist, daß Kant die raumzeitliche Bearbeitung der Empfindungen, die „Verknüpfung zu kontinuierlich zusammen-

1) Kant selbst noch nicht Kehrb. S. 116.

2) Hw. I, S. 394.

3) Hölder, Darst. der Kant. Erkenntnisth. 1873, S. 52.

hängenden Anschauungsbildern“¹⁾ dem Denken genommen und der Sinnlichkeit zugerechnet hat. So brauchte er dafür ein anderes Vermögen, für dessen Wahl vielleicht Hume unbewußt anregend war. In Betonung des Aktes der Raumsetzung hat ja T. mit Kant einige Ähnlichkeit.²⁾ Wenn Kant den Begriff „Synthesis“ in der Erkenntnispsychologie zugrundlegte,³⁾ statt wie T. den Begriff „Verhältnis“, so erreichte er damit eine stärkere⁴⁾ Hervorhebung der Spontaneität, Produktivität des Subjekts.

Kant sagt in der 2. Aufl. der Kr.,⁵⁾ in den Systemen der Psychologie pflüge der innere Sinn mit dem Vermögen der Apperzeption, welch beide er sorgfältig unterscheide, für einerlei ausgegeben zu werden. Daran ist schon der Vater der Apperzeptionslehre selbst schuld, Leibniz, sofern er unter Apperzeption bald die durch höhere Spontaneität erreichte höhere Klarheitsstufe versteht, welche die unbewußten Vorstellungen zu bewußten erhebt, bald die reflexive Erkenntnis des inneren Zustands.⁶⁾ Der erste Begriff ist weiter, weil er das Gebiet der äußeren und inneren Erfahrung umspannt; der zweite Begriff kann mit ihm verwechselt werden, weil die äußere Empfindung qua Empfindung zugleich innerhalb des Kreises der Innenerlebnisse liegt. Eine Verwechslung ist aber dabei, weil es sich bei der äußeren Empfindung meist nicht um ihren Empfindungscharakter, sondern um ihren aus dem Gebiet des Physischen im Unterschied von dem des Psychischen stammenden Inhalt handelt. T. gehört im allgemeinen nicht zu den Psychologen, die Apperzeption und inneren Sinn identifizieren. Erstere ist ihm ein aktiver Vorgang, der die vorher unbewußten resp. halbbewußten Empfindungen klärt. Der aus Locke stammende innere Sinn ist ein passiver Vorgang, d. h. die Fähigkeit, von den psychischen Erlebnissen hinter ihrem Auftreten deren Eindrücke zu erleiden. Beide Akte können nach T. nicht denselben Zeitpunkt ausfüllen. Die die Psyche vollauf in Anspruch nehmende Energie des Apperzipierens eines Empfindungs- oder Vorstellungsinhalts ist eben das Hindernis, daß dieser psychische Vorgang gleichzeitig

1) Hölder, S. 51.

2) Oben pag. 87.

3) Als „Zusammensetzung“, der Lockeschen Philosophie entstammend.

4) Auch bei „Verhältnis“ würde sie drin stecken, weil „Verhältnis“ und „Form“ zusammengehören bei Kant wie bei Lambert, was auch noch in der „Kritik“ wenigstens bei den Formen der Sinnlichkeit zutage tritt.

5) Kehrb. S. 673.

6) Princ. de la nat. et de la gr.

ins Selbstbewußtsein tritt; letzteres kann erst hinterher der Fall sein. Aber der Kantische Vorwurf hat doch auch T. gegenüber eine gewisse Berechtigung, sofern er einschließt, daß die Kantische „transzendente Apperzeption“, wie überhaupt die transzendente Methode sich ausdrücklich dem Erkenntnisinhalt zuwendet, während die auch von T. geteilte „psychologische Methode“ in allen ihren Formen zunächst nur auf die Erkenntniserlebnisse eingestellt ist, aber ohne weiteres auch glaubt die Fragen des Erkenntnisinhalts mitentschieden zu haben. Ganz frei ist übrigens auch Kant selbst von Verfehlung gegen seinen eigenen Vorwurf in der letzteren Fassung nicht: er läßt im „Schematismus“ nur die Form des inneren Sinns, die Zeit, den Kategorien korrespondieren, nicht auch die Form des äußeren Sinns, den Raum, offenbar in der der psychologischen Methode entsprechenden Erwägung, daß, da ja der innere Sinn den äußeren einschließe (als Erlebnis), auch eine besondere Rücksichtnahme auf die Form des äußeren Sinns (wobei es sich aber um den Inhalt handelt) nicht vonnöten sei. — Im einzelnen betont T. bei der Apperzeption mehr die Funktion der Klärung, Kant mehr die der Vereinheitlichung: die im Selbstbewußtsein gegebene Einheit soll mit Hilfe der Kategorien, auch der Ideen¹⁾ im korrelativen Objekt gesetzt werden. Die Phänomenalität der inneren Erfahrung, die Kant schon in der Dissertation betont,²⁾ hat auch T.; aber der Grund der Inadäquatheit der Selbsterkenntnis ist bei Kant die Zeitform, bei T. das Gehirnorgan, mittelst dessen die Seele sich selbst und ihre Aktionen auf ähnliche Art empfindet, wie das beseelte Auge sich selbst durch ein reflektiertes Licht im Spiegel sieht.³⁾ Der sekundäre Charakter der inneren Erfahrung, von dem Kant bei der „Widerlegung des Idealismus“ spricht, hat mit dem sekundären Auftreten derselben bei T. nichts zu tun. Bei Kant ist unter innerer Erfahrung die speziell psychische gemeint, bei T. die reflexive. Nach Kant ist die Bestimmung des Subjekts in der Zeit nur möglich unter Voraussetzung eines Beharrlichen, als welches uns nur die im äußeren Sinn zu uns sprechenden Dinge außer uns gegeben sind. T. läßt alle psychischen Erlebnisse, die auf das physische und auf das psychische Inhaltsgebiet bezüglichen, erst nachträglich dem Subjekt zum Selbstbewußtsein kommen. Von einer gegenseitigen

1) Kehrb. S. 462 Anm.

2) § 12.

3) Hw. II, S. 171.

Abhängigkeit bei den Begriffen Apperzeption und innerer Sinn kann wohl keine Rede sein.¹⁾

Gegenüber dem Begriff „synthetisch“ ist T. in ähnlicher Verlegenheit, wie viele erste Leser der Kritik. Seine Auffassung berührt sich mit der später²⁾ von Eberhard ausgesprochenen, wonach durch synthetische Urteile a priori einem Begriff „nicht-wesentliche“ Attribute beigelegt werden, d. h. solche, die auch notwendig, aber nur als Folgen, nach dem Prinzip des Grundes, nicht nach dem der Identität zu dem Begriff gehören. Die Antwort, die Kant gibt, daß das Synthetische durch eine dem Begriff untergelegte Anschauung ermöglicht werde, eine empirische oder reine Anschauung, in welcher vieles mit dem Begriff korrespondiere, anderes aber im Begriff noch nicht gedacht sei, hätte T. so gut wie Eberhard gegolten.³⁾ Ebenso hat Kant die von T. beanstandete Unterscheidung von Mathematik und Philosophie, die mit dem Begriff des Synthetischen zusammenhängt, in den „Fortschr. der Metaphysik“ gegen alle vorherigen „Metaphysiker“ aufrecht erhalten. Den Kantischen Standpunkt in dieser Frage faßt Scheler im Anschluß an die „Kritik“ so zusammen:⁴⁾ „Weder Definitionen,⁴⁾ noch Axiome,⁵⁾ noch Demonstrationen⁶⁾ [apodiktische Beweise, sofern sie intuitiv sind] gibt es in der Philosophie. Was als Explikation und Exposition innerhalb der Philosophie der Definition entspricht, sie aber niemals völlig vertreten kann, steht nicht am Anfang, sondern am Ende der Untersuchung. Die Grundprinzipien philosophischen Denkens bedürfen einer Deduktion, sind also keine Axiome“. — Das Hinausgehen über die Erfahrung mittelst der Vernunftbegriffe hätte T. wie Locke die Rubrizierung unter dem Dogmatismus eingetragen. — Ein Empiriker des inneren Sinns, so hätte wohl Kants Gesamturteil über T. gelautet, der mit seinen Untersuchungen nicht aufs Objekt kommt, sondern bloß aufs Subjekt, der inkonsequenterweise die nicht induktionsmäßige Allgemeinheit und strenge Notwendigkeit der Vernunftkenntnis festhalten will, in letzterem Fall aber auf ein vom Skeptiker mit Er-

1) Oben pag. 2, Z. 1.

2) In „Über eine Entdeckung.“

3) Die transz. u. psychol. Methode, S. 20. Über den Unterschied von „Kritik“ und „Preisschrift“ in dieser Frage cf. Riehl, Kritiz. I², S. 262 f.

4) Kehrb. S. 558.

5) Kehrb. S. 561.

6) Kehrb. S. 562.

folg angegriffenes Gefühl rekurrieren muß, der trotz der kritischen Frage nach dem Recht der Metaphysik mit der Lösung, Erforschung der Genesis der Vernunftbegriffe in der inneren Erfahrung, völlig fehlgreift, wegen Festhaltens der mathematischen Methode den Nerv der Schwierigkeit gar nicht entdeckt und schließlich dogmatisch die Erkenntnisgrenze überspringt, für den es aber schade ist, wenn er nicht noch Kritizist wird.

3. Versuche der Verbindung von Kant und Tetens.

a) Platner.

Unstreitig bedeutete Kants Sieg die Verdunklung von T. Die ruhige Weiterentwicklung in den seitherigen Bahnen brach ab, Kant gab den neuen Kurs an. Immerhin ganz vergessen war T. nicht. Ein sehr warmer Verehrer von ihm unter den Zeitgenossen, der auch Propaganda zu machen verstand, war Platner (1744 bis 1818). Er war auch Eklektiker, gewandten und klaren Geistes, aber gar nicht systematisch und produktiv.¹⁾ In der 1. Aufl. seines Hauptwerks „Philos. Aphorismen“ Teil I (Logik und Metaphysik) 1776 herrscht Leibniz vor. In der 2. Aufl. 1784 findet sich T.'s inzwischen erschienenen Buch berücksichtigt, doch in untergeordnetem Maß; noch mehr gilt das von Kants Kritik. Erst später hat Platner Kant genauer studiert. Die dadurch geschaffene Vertiefung scheint neben persönlichem Bekanntwerden mit T. ihn erst recht in die Beschäftigung mit T. hineingeführt zu haben.²⁾ Schulzes Änesidemus 1792 schuf eine neue Richtung bei Platner, den Skeptizismus. Die grundstürzende Neubearbeitung der „Aphor.“ in der 3. Aufl. (Teil I, 1793) war durch diese 3 Faktoren, Kant, Tetens, Schulze bedingt. Über seine Stellung zu Kant sagt Platner: „Im Ernste wird es mir schwer, mich zu überreden, daß ich Kants Gegner sei . . . Es gibt, so denke ich, nur eine Philosophie und das ist die wahre, welche zu ihren Untersuchungen von dem Grundsatz ausgeht, daß Gewißheit des menschlichen Erkenntnisses erweislich ist nur in bezug auf das Erkenntnisvermögen; und am Ende ihrer spekulativen Laufbahn sich in den

1) Über ihn die Arbeiten von Arthur Wreschner, bes. Ernst Platner und Kants Kritik d. r. V. mit bes. Berücksichtigung von Tetens und Aenesidemus, 1893.

2) Wreschner, S. 12 vermutet, „daß Pl. erst durch Kant auf gewisse Fragen aufmerksam wurde und sie dann mit Hilfe und an der Hand Tetens'scher Sätze löste.“

Gedanken zurückzieht: Erfahrung, gemeiner Menschensinn und Moralität . . . diese wahre Philosophie will Kant, diese wahre Philosophie will ich.“¹⁾ Seine Einwendungen gegen Kant beziehen sich nicht auf dessen Philosophie (= was Kant im Grunde meint), sondern gegen dessen Lehrgebäude, speziell gegen den „Dogmatismus“ in der „Ästhetik“ und „Analytik“. Der „dogmatischen Kritik“ stellt er seine eigene „skeptische Kritik“ gegenüber.²⁾ Noch größeren Eindruck als Kant hat auf Platner nach seiner eigenen Angabe T. gemacht. „Wirklich hat mich,“ schreibt er in der Vorrede zur 3. Aufl.,³⁾ „nächst Tetens Versuchen über die menschliche Natur, kein neuerlich herausgekommenes philosophisches Buch so sehr interessiert als Kants Kr. d. r. V. Hätte das zuerst genannte Werk sich selbst etwas mehr angekündigt (seitdem ich den würdigen Verfasser persönlich kenne, kann ich mir das sehr gut erklären); wäre es so, wie das Kantische, gerade in einem Zeitpunkt erschienen, wo mehrere denkende Köpfe durch ihre Einsichten geneigt und durch ihre literarischen Verhältnisse vermögend waren, eine Revoluzion in der Philosophie zu unterstützen: sehr leicht hätte es auf das Zeitalter den Grad des Einflusses haben können, den wir durch die Redensart, Epoche machen, auszudrücken pflegen.“ Wenn man das Werk Platners selbst fragt, so ist sein subjektiver Eindruck über den Einfluß von T. auf ihn dahin zu rektifizieren, daß die Anregungen Kants doch die bedeutenderen waren. Immerhin hat Wreschners gründliche Arbeit gezeigt, in welcher weitgehender Weise in Platners Philosophie der Versuch vorliegt, den Eklektizismus auch auf Harmonisierung von Kant und T. auszudehnen. Was der Tetens'sche Anteil an den Platnerschen Gedanken ist, liegt in den verhältnismäßig wenigen Fällen klar, wo T. zitiert wird. Öfter ist die Bezugnahme eine erst aufzufindende, sei es „offenbare“, sei es mehr „versteckte“. Hierbei befolgt Wreschner die Methode, die Abweichungen der 2. u. 3. Aufl. von der 1. auf die 3 Männer Kant, Tetens, Schulze zu verteilen. Direkter Bezug auf T. wird genommen von Pl. in folgenden Fällen: daß es zwischen Subjekt und Prädikat noch andere Verhältnisse gebe als Einerleiheit und Verschiedenheit;⁴⁾ daß bei der Kausali-

1) Vorrede zu 3. Aufl. V f.

2) „Während also Kant von dem Skeptizismus Humes zu seinem Kritizismus geführt wurde, wurde Pl. vom Kritizismus Kants zu seinem Skeptizismus in der 3. Aufl. geführt“ (Wr. S. 17). 3) VII f.

4) Schon in 2. Aufl., § 76 Anm. 611 Anm.; cf. Wr. S. 27.

tät wie von Wolff so neuerlich von T. auf die „Abhängigkeit“ der Wirkung von der Ursache gedrungen werde;¹⁾ daß bei der Kausalität, im Gegensatz zu T., das Begreifen vielleicht „nur bloß logisch“ zu erklären sei;²⁾ daß in allem Urteilen ein Vergleichen sei — die Bedenklichkeiten des scharfsinnigen T. über diesen Punkt glaubt er neuerdings durch Umänderung des Satzes „die Wärme dehnt die Körper aus“ gehoben zu haben;³⁾ daß die Auffassung nach T. widersinnig und allzugrob sei, die inneren und Gedächtniseindrücke seien möglicherweise Nachbilder der Außendinge.⁴⁾ Wo T. nicht ausdrücklich zitiert wird, bleiben natürlich Fragezeichen. Am wichtigsten erscheint Wreschner die Betonung der geistigen Selbsttätigkeit bei beiden und die Berührungen in der Kategorienlehre. In der Vertretung der Aktivität des Verstandes, sagt Wreschner,⁵⁾ liege die Bedeutung von T. für die Geschichte der Philosophie. Daß T. Selbsttätigkeit schon in der Empfindung ansetze, geradezu den Grundcharakter der Menschheit in ihr erblicke, habe auf Platner eingewirkt. — In der Kategorienlehre kam es zum Gegensatz gegen Kant, da Platner Raum und Zeit zu den übrigen Kategorien rechnete, allerdings ihnen doch wieder eine Sonderstellung einräumend als Formen, die die „materielle Welt“ konstituieren.⁶⁾ Die Kategorien bei Platner sind höchste Gattungen des Vorstellbaren, lassen Eigenschaften erkennen, die allen Gegenständen gemeinsam sind. Als unbestimmte Fähigkeiten sind sie angeboren, aber inhaltlich, ihrem Stoff nach stammen sie aus Gefühlen, so der allgemeine Gegenstandsbegriff,⁷⁾ die Begriffe Raum,⁸⁾ Eigenschaft, Subjekt, Akzidenz,⁹⁾ Kausali-

1) 3. Aufl. § 845 Anm.; Wr. S. 70.

2) 3. Aufl. § 850 Anm.; Wr. S. 71.

3) 3. Aufl. § 540 Anm.; Wr. S. 93 f.

4) 2. Aufl. § 334; 3. Aufl. § 214; Wr. S. 79.

5) S. 27. Anm. Hiermit trete T. in die Reihe resp. an die Spitze jener Philosophen, deren wichtigster Vertreter Kant und deren hohe Bedeutung darin liege, daß sie gegen Hume und seine Nachfolger auf die Aktivität des Verstandes hinwiesen und damit einen so wuchtigen Anstoß gegen das stolze Gebäude der Assoziationspsychologie ausführten, daß ihm selbst so hochbedeutende Vertreter der englischen Philosophie, wie Alex. Bain und J. St. Mill nicht widerstehen konnten.

6) Könnte das auf T. „Spekul.“ zurückgehen (oben pag. 89)? Von früheren Schriften von T. kennt Pl. jedenfalls die Handschrift (3. Aufl., S. 229).

7) Wr. S. 50.

8) Wr. S. 58.

9) Wr. S. 64 f.

tät.¹⁾ Wenn man sie transzendental macht, d. h. sie von den Raum- und Zeitbestimmungen befreit,²⁾ kann man sie auch auf Dinge an sich anwenden. Ein vollständiges und systematisch geordnetes Verzeichnis von ihnen gibt es nicht, sein eigenes erscheint Platner nur als das natürlichste. Es zählt außer dem „Vorstellbaren“ oder „Gegenstand“, welcher oberste Gattung ist, noch 10 Kategorien.³⁾ Weil sie in einer subjektiven Anlage gründen, können sie nur zu subjektiver Wahrheit führen;⁴⁾ jede objektive Wahrheit ist in der 3. Aufl. bestritten. Von dieser Kategorienlehre führt Wreschner besonders die Verbindung von a priori und a posteriori (angeboren als Anlage, dem Stoff nach aus innerer Erfahrung), ebenso den bloß subjektiven Charakter — den übrigens auch Änesidemus hat — auf T. zurück. Man hätte in der Voraussetzung, daß Platner von T. auch die früheren Schriften kannte, auch auf die Leugnung eines Verzeichnisses („Ursachen“), auf den Begriff transzendental („Spekul.“) und auf ihren Charakter als Abstraktionsgebilde („Ursachen“,⁵⁾ „Spekul.“,⁶⁾ Hw.⁷⁾ hinweisen können. — Fernere Beziehungen, auf die Wreschner aufmerksam macht, sind die von Platner angegebene Bezeichnung seiner Aufgabe als psychologischer und kritischer Untersuchung des Erkenntnisvermögens.⁸⁾ Die Fragestellung „Ob und wiefern Metaphysik als Untersuchung nützlich und als Resultat oder System möglich sei“ führt Wreschner auf Kant zurück, es kommt aber auch T. „Spekul.“ in Betracht.⁹⁾ Ferner wird genannt der Hinweis auf Mathematik als Beweis der Wahrheit der Vernunft-erkenntnis,¹⁰⁾ die Widerlegung des Idealismus¹¹⁾ — die Wr. bei T.

1) Wr. S. 70. 72.

2) 3. Aufl. § 658; Wr. S. 46.

3) 1. Substanz, 2. Accidenz, 3. Eigenschaft, 4. Verhältnis, 5. Einheit, 6. Vielheit, 7. Ursache, 8. Wirkung, 9. Raum, 10. Zeit (Wr. 43 Anm.).

4) Wr. S. 101.

5) Oben pag. 39: Durch Abstraktion gebildete Begriffe.

6) z. B. oben pag. 88 ff.: Achten auf die Empfindungsgattung, von der die Begriffe herkommen; oder pag. 87: Raum abstrahiert von einer Beziehungstätigkeit.

7) Hw. I, S. 389 „Abstraktionen“; auch S. 469: Grundsätze kennen wir aus Beobachtungen, nur die Urteile selbst sind nicht Beobachtungen, noch Abstrakta aus Beobachtungen.

8) Wr. S. 16.

9) Oben pag. 74.

10) Wr. S. 100.

11) Wr. S. 112.

für mißlungen hält —, die Seelentheorie,¹⁾ die Phänomenalität,²⁾ die Bewußtseinslehre³⁾ u. a.

b) Neeb.

Dieselbe Hochachtung wie Platner bringt Johannes Neeb T. entgegen. Neeb (1767—1843) vertrat, solange er Professor in Bonn war, zuerst die Kantischen, dann die Reinholdischen Prinzipien, in seiner nachbonnischen Zeit ging er zur Glaubensphilosophie (Hemsterhuis, Jakobi) über. Den Reinholdischen Standpunkt, aber auch die nebenhergehende eklektische Neigung weist sein Lehrbuch „System der kritischen Philosophie auf den Satz des Bewußtseins gegründet“, 1795 auf. Das darin zum Ausdruck kommende Interesse für T. kann direkt entstanden sein oder über Reinhold auf Platner zurückgehen, dessen Schüler Reinhold eine Zeit lang war und den er auch später noch mit Achtung nennt.⁴⁾ Neeb spricht von „dem großen Tetens, den man vielleicht so wenig nennt, weil man so viel von ihm sich zugeeignet hat“,⁵⁾ oder von „unserem Tetens“, der hier wieder der Linie der Wahrheit am nächsten war.⁶⁾ In der Vorrede sagt er, er habe die Schriften gelesen, denen der Stempel des Selbstdenkens aufgeprägt war⁷⁾ — zu diesen muß er auch die von T. rechnen. Auch in die Geschichte der Logik reiht er T. ein:⁸⁾ „Einen Schatz logischer und metaphysischer Wahrheiten enthalten Tetens' Versuche über den menschlichen Verstand; sie überwiegen an spezifischem Gewichte viele berühmtere Werke“. T. wird von Neeb bei folgenden wichtigeren⁹⁾ Punkten erwähnt. Einmal beim Satz vom Bewußtsein. Die Aufklärung über ihn, sagt Neeb, verdanke er zwei scharfsinnigen Männern, T. und Reinhold. T. habe zuerst von allen Philosophen eine Erklärung des Bewußtseins versucht: „ein Gefühl mit dem Unterscheiden der gefühlten Sache und seiner selbst“, und die Ansicht vertreten, das Bewußtsein sei seinem Entstehen nach kein Leiden, sondern ein Handeln des

1) Wr. S. 123.

2) Wr. S. 96.

3) Wr. S. 20. 79 ff.

4) „Scharfsinniger Eklektiker“ (Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens 1789, S. 188 u. a.).

5) § 51.

6) § 93.

7) S. VI.

8) I, S. 289 ff.

9) Erwähnungen wie S. 512. 452. 457 übergehe ich.

Gemüts.¹⁾ Der Satz des Bewußtseins ist aber der Angelpunkt des ganzen philosophischen Systems: der „allgemeinste und erste“, „unbeweislich“. ²⁾ Wird doch der Unterschied der Wolffischen und Kantischen Schule so bestimmt: jene wollte mit Hilfe der logischen Prinzipien des Widerspruchs und des Grundes in die übersinnliche Höhe sich versteigen; diese sucht in das Innerste des Menschen selbst einzudringen, um jene Tatsachen des Bewußtseins rein auszufinden und auszuheben, welche apriori jeder reinen und empirischen Erkenntnis zugrunde liegen.³⁾ Ob ohne Reinhold⁴⁾ und Kants Apperzeption Neeb den grundlegenden Charakter des Bewußtseinssatzes allein aus T. ersehen hätte, ist zweifelhaft. Bei der speziellen Bewußtseinstheorie führt Neeb an, daß T. das Wahrnehmen am genauesten mit Auskennen definiere und dieses vom eigentlichen Unterscheiden — der von Crusius beanstandeten Wolffischen Definition von Bewußtsein — unterscheide;⁵⁾ ferner daß T. eigentliches Denken und Bewußtsein trenne und beides mit einander erst das „Bewußtsein von etwas haben“ konstituieren lasse.⁶⁾ — Weiter rühmt Neeb an T. die innige Verbindung von Spontaneität und Rezeptivität, sofern nach ihm kein Begriff ohne Empfangen und keine sinnliche Vorstellung ohne Handlung der Spontaneität sein sollte.⁷⁾ Schon Leibniz habe gegenüber der tabula rasa die dispositions actives et passives gestellt, aber die beiden letzteren noch nicht so eng zusammengekommen wie T. Es gehöre mehr als oberflächliche Kenntnis des inneren Naturmechanismus beim Vorstellen dazu, um den kühnen Ausdruck niederzuschreiben: „tätiges Empfindungsvermögen“. ⁸⁾ Der niederste Grad der Selbsttätigkeit sei das Ergreifen und Auffassen der Eindrücke, von T. „Apprehensionsvermögen“ genannt und Kants „transcenden-

1) Neeb § 51; cf. T. Hw. I, S. 263. 285.

2) § 56.

3) II. Teil, Vorr. IV.

4) cf. die prägnante Briefstelle Reinholds (Vaihinger, Komm. I, S. 170): Der kritische Philosoph hält sich an die bloße Zergliederung der notwendigen und allgemeinen Gesetze der vorstellenden Kraft, die er durch Reflexion über die zur inneren Erfahrung gehörigen Tatsachen des Bewußtseins kennt etc. und die er auch aus jenen Tatsachen . . . entwickeln würde, wenn ihm nicht die schwankenden Begriffe etc. Hindernisse in den Weg legten.

5) § 52. 450; cf. T. I, S. 351. 353.

6) § 58; cf. T. I, S. 348—57: 592—94.

7) § 93.

8) cf. T. I, S. 607.

taler Einbildungskraft“ entsprechend.¹⁾ Wenn von T. der Unterschied des Menschen vom Tier in die Selbsttätigkeit gesetzt werde, während von Reimarus in die Reflexion und von Herder in die Besonnenheit, so seien die drei Männer nicht so weit von einander; der eine sehe mehr auf die Ursache, der andere mehr auf die Wirkung.²⁾ — In der Annahme der Phänomenalität, daß wir die Dinge nicht kennen, wie sie unabhängig von unserem Vorstellen an sich sind, daß wir die Welt nur nach dem Standpunkt unseres Körpers d. i. nach der Organisation der Sinnlichkeit uns vorstellen, stellt Neeb Kant, Reinhold, T. einander gleich; sogar Condillac habe Ähnliches. Von T. zitiert er Hw. II, S. 152—57.³⁾ Der stolze Titel einer Ontologie (Wissenschaft apriori von den notwendigen Merkmalen der Dinge überhaupt) müsse für den bescheideneren der allgemeinen Phänomenologie (Wissenschaft apriori der notwendigen Merkmale einer Erscheinung überhaupt) hingegeben werden.⁴⁾ Hier ist das spezifisch Kantische des Erscheinungsbegriffes preisgegeben. — Bei den Kategorien erwähnt Neeb von T. die der Einheit,⁵⁾ die er zu den transzendenten Verstandesbegriffen rechne, und vor allem die Kausalität.⁶⁾ Während Hume diesen Begriff von der Einbildungskraft, Ideenassociation und Gewohnheit herleite und seine Objektivität verwerfe, weil ihm keine Impression entspreche; während Locke, Jakobi und Feder seine Realität aus den Empfindungen des inneren Sinnes zu erhärten suchen, leite T. ihn aus den Operationen der Vernunft, der Tätigkeit des Begreifens und der Abhängigkeit des Begreifenen vom Grund ab. Einige mißkennen dies undbürden ihm auf, er sehe auf bloßes Gefühl des inneren Sinnes. Andere beschuldigen ihn, er habe bei obiger Bestimmung den Erkenntnisgrund mit dem Existenzialgrund, einen Begriff der analytischen Vernunft mit einem Begriff des synthetischen Verstandes verwechselt.⁷⁾ Aber diese Beschuldigung verdient er nicht. „Warum soll dieser scharf-

1) § 96. Das „Apprehensionsvermögen“ geht auf T. I, S. 611. Aber der Ausdruck ist allgemeiner: Apprehension der Sachen, des Objekts wird I, S. 473 von der Idee, I, S. 375 von der Vorstellung gebraucht.

2) § 502.

3) § 102.

4) II. Teil, S. 122.

5) I. Teil, S. 130; cf. T. I, S. 338.

6) I. Teil, S. 138.

7) Offenbar Crusianer und Kantianer. Auch Platner spricht einen solchen Verdacht aus, cf. oben.

sinnige Mann die objektive Abhängigkeit der Sache von einer andern sich nicht durch diese Vorstellungsart so gut denklich machen dürfen, als der kritische Philosoph durch die Abhängigkeit der Folge vom Grunde, bei der Verstandesfunktion im hypothetischen Urteil?“ „Er sieht auf Abhängigkeit beim Denken, auf Bestimmung, notwendige Setzung des einen durch das andere. Da faßte er die Vorstellung richtig. Nur führt von der Vernunft-handlung kein Weg der Deduktion zur metaphysischen Anwendung des Begriffs.“ Neeb muß also den allgemeinen Standpunkt von T., wie er außerhalb des Hw. hervortritt, kennen, der mittelst des Satzes vom Grund oder von der Kausalität aufs Unendliche kommen will. Er verteidigt T. gegen Beschuldigungen der Verwechslung von logischem und realem Grund durch Hinweis auf Kants „metaphysische Deduktion“ des Kausalbegriffs aus dem hypothetischen Urteil. In der Kantischen Kausaltheorie schillert allerdings verschiedenes durcheinander,¹⁾ wie bei T., aber der eine ist nicht durch den andern gerechtfertigt. — Bei der Lehre vom Urteil, sagt Neeb auch wie Platner, bemerke T. gegenüber Lockes Definition als Wahrnehmung der Einerleiheit und Verschiedenheit der Vorstellungen ganz richtig, daß diese Erklärung nur auf einige Arten des Urteils passe.²⁾ — Über Kant sagt Neeb:³⁾ Kant, dieser tief sinnige Analytiker, zerlegte den menschlichen Geist in seine mannigfaltigen Kräfte und Vermögen, erforschte genau das Charakteristische derselben, bestimmte den Wirkungskreis jeder Kraft, das Gebiet jedes Vermögens und beantwortete zum erstenmal die Frage: Ob und wie Metaphysik möglich sei? Sein System entstand aus der glücklichen Vereinigung der Leibnizischen und Lockeschen Philosophie.“ Der ganze theoretisch-dogmatische Teil der Kritik sei gegen Hume gerichtet, welcher nicht bloß den gefährlichen Schlag auf das Haupt der Königin der Wissenschaften, der Methaphysik, führte, sondern auch von dem Prinzip aus: Erfahrung ist die Quelle aller soliden und objektiven Erkenntnis, die Erfahrung selbst in ihren innersten Fundamenten erschütterte; denn da er fand, daß die Begriffe, welche die Gesetzmäßigkeit der Erfahrung ausdrücken, nicht urkundlich erweisen konnten, daß sie aus der Erfahrung entsprungen sind, so hielt er

1) cf. Laas, Analogien der Erfahrung S. 191. 85—87; Manno, Zeitschr. für Phil. 1894, S. 189 f.

2) § 254; cf. Locke, 4. B., 1. Kap.

3) II. Teil, S. 483.

sie für objektiv ungültig.¹⁾ Am Anfang dieser Sätze tritt diejenige Auffassung Kants hervor, bei der nach Riehl T. „der eigentliche und wahre Vorgänger, ja zum Teil selbst Doppelgänger Kants wäre.“²⁾

c) Fries.

Die psychologische Richtung, als deren respektabelster Vertreter T. doch von vielen in der Stille geschätzt wurde, war mit Kant nicht tot, nur zurückgedrängt. Nicht bloß Eklektiker wie Platner und Neeb mit ihren gutgemeinten, aber zu wenig tief angelegten Harmonisierungsversuchen zeigen das. Auch unterschiedenere Systematiker, Reinhold und sein Gegner Fries sind ein Beweis. Reinhold, der erfolgreichste Vorkämpfer der Kantischen Philosophie in jener ersten Zeit, zeigt doch einen psychologischen Einschlag, wenn er als Grundlegung, „Elementarphilosophie“ eine Untersuchung der Vorstellung und als Ausgang den „Satz des Bewußtseins“³⁾ empfiehlt. Die Zurückführung der zwei Stämme menschlicher Erkenntnis, Sinnlichkeit und Verstand, auf eine einheitliche Wurzel, die er anstrebt, ist eine psychologische Sorge, die auf die Suche nach der „Grundkraft“ zurücklenkt. Die Unterscheidung der Formen apriorischer Erkenntnis und der Vorstellung dieser Formen bei ihm, die Kant in der Dissertation auch noch hatte, in der kritischen Zeit aber verwischte, ist in nuce das Fries'sche Problem. Tat bei ihm, aber auch bei Platner und Neeb dieser psychologische Einschlag der Kantfreundlichkeit keinen Eintrag, so rückt derselbe bei Fries (1773—1843) mehr in den Mittelpunkt seiner Bestrebungen und richtet sich kritisch gegen die psychologiefeindliche Seite in Kant, ohne freilich die Harmonisierungstendenz zu zerstören. Auf T. nimmt Fries in seinen Schriften auffallend wenig Bezug.⁴⁾ Trotzdem dürfte ihm dieser Philosoph schon früh durch seinen Lehrer Garve, jedenfalls aber dann durch Platner nahegebracht worden sein. Wenn je kein direkter, so liegt doch eben in den Impulsen Platners sicher ein

1) II. Teil, S. 123 Anm.; S. 483.

2) Kritiz. I², S. 233.

3) cf. oben bei Neeb.

4) Nach gütiger Mitteilung von Herrn Dr. Nelson ist dies nur an zwei Stellen bei Fries der Fall, nämlich in dessen „Psychischer Anthropologie“ 1. Bd., 2. Aufl., S. 98 („Scheidet seine Beobachtung trefflich von Materialismus und Metaphysik“) und in seiner „Geschichte der Philosophie“ 2. Bd., S. 594, wo ebenfalls gerühmt wird, daß T. dazu beigetragen habe, die physiologischen Erklärungsgründe aus der Psychologie auszuschneiden.

indirekter Einfluß von T. auf Fries vor. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß Fries „in verschiedenen Hauptpunkten seiner Lehre mit Platner übereinstimmt“. ¹⁾ Darunter sind solche, die gerade seine eigenartige Position bedingen und die Platner mit T. gemein hat. Diese Punkte sind Scheidung des unmittelbaren Vorhandenseins der Erkenntnisse in unserem Geist und des (reflektierten) Wissens darum, Gewinnung des letzteren Wissens mit Hilfe der Psychologie und subjektiver Charakter aller Erkenntnisprinzipien infolge gleichmäßiger Ableitung aller aus dem Wesen der Vernunft. Die Scheidung der in der „unmittelbaren Erkenntnis“ vorhandenen apriorischen Gesetze von dem mit Hilfe der „Reflexion“ erworbenen Bewußtsein („Wiederbewußtsein“) ²⁾ von ihnen mag mit auf die Anregung Jakobis, seinen Gegensatz von unmittelbarem und mittelbarem Wissen zurückgehen; wir fanden sie aber auch bei Reinhold und Platner, bei T. ³⁾ und bei seinen Kritikern Lossius und Feder. Nicht bloß die Lockesche Lehre vom inneren Sinn, von der Reflexion, auch die Leibniz'sche des virtuellen Angeborens konnte zu jener Scheidung führen. — So bringt auch der zweite Punkt, die anthropologische Methode, Fries nicht gänzlich Seite an Seite mit den Empiristen innerhalb der psychologischen Richtung. Nicht die Erfahrungsseelenlehre oder innere Experimentalphysik hat Fries bei seiner Methode im Auge, sondern eine Art innerer Naturlehre oder eine „philosophische Anthropologie“. ⁴⁾ Diese bietet freilich auch eine Beschreibung der Vernunft, aber sofort mit der Abzweckung, zu einer „Theorie“ der Vernunft zu gelangen, und als Theorie schreitet sie dann zu „höheren Methoden“, als die Beschreibung ist, fort. Bei der Auffindung der Vernunftprinzipien leitet sie die „Spekulation“, ⁵⁾ die aus dem gemeinen Verstandesgebrauch die allgemeinsten apodiktischen Gesetze der Mathematik und Philosophie abstrahierend heraushebt; nur in Notfällen, wo die Spekulation nicht ausreicht, ergänzend die „Induktion“, ⁶⁾ deren Hauptaufgabe sonst die Erforschung empirischer Naturgesetze ist. Aber die Induktion kann die allgemeinen und

1) Elsenhans, Fries und Kant 1906, I, S. 18.

2) Elsenhans I, S. 209.

3) Hw. I, S. 469; cf. auch den Unterschied von Verhältnisgedanken und Verhältnisideen, oben pag. 124.

4) Elsenhans I, S. 6 f.

5) Elsenhans I, S. 174.

6) Elsenhans I, S. 207.

notwendigen Wahrheiten niemals von sich aus begründen, setzt diese vielmehr schon bei ihrem eigenen Verfahren als „leitende Maximen“ voraus. Die Gültigkeit der Prinzipien liegt nach Fries vielmehr in ihnen selbst gemäß ihrem Charakter als „unmittelbare Erkenntnis“, ¹⁾ alles reflektierte Wissen um sie kann nichts mehr dazu tun, etwa durch Beweisen, sondern kann bloß die Gültigkeit als vorhanden konstatieren mit Hilfe des „Wahrheitsgefühls“ oder der Evidenz. Mit letzterem Satz wird der Befürchtung Kants begegnet, der alle Empirie von Vernunftkenntnis deswegen fernhalten will, weil sie deren Charakter als allgemein und notwendig alteriere. Indem Fries ihre Allgemeinheit und Notwendigkeit unbedingt festhält, ²⁾ kommt er an die Seite nicht nur Kants, sondern auch der Leibnizianer innerhalb der psychologischen Richtung, wie T. ³⁾ und Platner. Mit den Begriffen „Spekulation“ und besonders „Vernunfttheorie“ knüpft er an die Ontologie an. ⁴⁾ Die eine Sonderstellung einnehmende „philosophische Anthropologie“ erinnert etwas an das abgekürzte Verfahren, das T. bei den Vernunftkenntnissen nach dem Vorbild von Leibniz und dem vor-kritischen Kant einschlägt. Fries „Wahrheitsgefühl“ ist nicht mit dem „Wahrheitsgefühl“ bei T. zu vergleichen, ⁵⁾ sondern mit dessen „Gefühl der Notwendigkeit“ in „Spekul.“ ⁶⁾ oder mit dem „für sich evident“ in Hw. ⁷⁾ — Die Objektivität der Vernunftkenntnis hätte Fries vom Standpunkt des unmittelbaren Wissens aus auch bei Ablehnung des spezifisch Kantischen Objektbegriffs festhalten

1) Elsenhans I, S. 260: „Die Lehre von der „unmittelbaren Erkenntnis“ bildet so ein Gegengewicht gegen den empirischen Charakter der anthropologischen Methode.“

2) cf. den Satz von Fries: „Allerdings wäre es höchst ungereimt, die Grundsätze der philos. Logik, die notwendigen Grundsätze der Denkbarkeit der Dinge durch empirische Psychologie d. h. durch Erfahrungen beweisen zu wollen“ (Els. I, S. 11, cf. 121. 259).

3) Elsenhans findet es bemerkenswert, „wie der die Erkenntnislehre psychologisch bearbeitende T. in seiner Betonung der Unzulänglichkeit der Induktion und der Notwendigkeit ihrer „Vermischung“ mit „allgemeinen notwendigen Vernunftsatzen“ mit dem auf Kant fußenden Verf. einer „anthropologischen Vernunftkritik“ Fries völlig übereinstimmt“ (Archiv f. Phil. Bd. XXI, 1907, S. 119). Über die Vermischung oben pag. 138, Z. 2.

4) Oben pag. 70.

5) Oben pag. 169. Es stammt bei Fries aber auch nicht gänzlich aus Jakobi, Els. I, S. 219—31.

6) Oben pag. 78.

7) Hw. I, S. 467.

können. Daß er diese Erkenntnis nur als subjektiv anspricht, geschieht in Übereinstimmung mit der eklektischen Tradition. Eine „Deduktion“ der Vernunft Erkenntnisse gibt Fries mit dem Zweck der Rechtfertigung, eventuell Berichtigung des vom Wahrheitsgefühl Begleiteten: aus einer Theorie der Vernunft wird „deduziert“ oder abgeleitet, welche ursprüngliche Erkenntnis wir notwendig haben müssen, und was für Grundsätze daraus notwendig für unsere Vernunft entspringen. Es wird auf diese Weise die ursprüngliche Erkenntnis und zwar gleicherweise in allen ihren Formen, als Kategorie, Idee und praktisches Prinzip, erwiesen als mit dem Charakter subjektiver Allgemeinheit behaftet¹⁾ — ein Charakter, auf den auch T. das Wesen der Frage nach objektiver Wahrheit eingeschränkt hatte.²⁾

All dies zeigt, die Fries'sche Korrektur an Kant bedeutet nur die intensivste Form der Reaktion der psychologischen Richtung, speziell der durch T. und Platner am besten vertretenen leibnizisch-psychologischen Richtung gegen das Kantische System. Daß noch weitere Strömungen, z. B. die Glaubensphilosophie, in Fries zum Wort gelangten,³⁾ bleibt hier außer Betracht.

Das Ergebnis unseres Überblicks über die Aufnahme von T. durch die Zeitgenossen ist: T. wird von Anfang an mehr gekannt als genannt. Ohne Kants Auftreten wäre wohl Hume und als Fortsetzer und (leibnizianisch gerichteter) Gegenpart T. in Deutschland mehr durchgedrungen. Kant drängte die psychologische Strömung stark, aber doch nicht völlig zurück. In Fries erhob sie das Haupt wieder. T. war inzwischen über all dem Neuen, was die öffentliche Aufmerksamkeit beherrschte — sein Nekrologist Bugge spricht mit Cicero von den wechselnden Träumen Fieberkranker — stark in Vergessenheit geraten. Pölitx in seinem Überblick über jene Epoche⁴⁾ führt nicht einmal seinen Namen an, dafür manche entschieden weniger Bedeutende. Tennemann kam leider nicht dazu, seine Geschichte der Philosophie bis zu dem Zeitpunkt von T. weiterzuführen. Am ehesten hatte von T. eine Weile Beachtung gefunden sein Kausalbegriff und seine Bewußtseinslehre, die Betonung der geistigen Spontaneität und der Insuffizienz der bloß formalen Logik (der „Vernunftlehre“), das

1) Els. I, S. 181.

2) Hw. I, S. 531 ff.

3) Das Verhältnis zu Kant s. eben bei Elsenhans.

4) Metaphysikvorl. Kants, Einl. XXII.

Festhalten der rationalen Epitheta „allgemein und notwendig“ im strengen Sinn neben dem psychologischen Erfahrungsstandpunkt. Die im letzteren Sinn getriebene Arbeit an den Fundamentalbegriffen, der im wesentlichen subjektive Wahrheitsbegriff und das Bekenntnis zur Metaphysik haben die Stimme der Kantgegner gestärkt, während T. selber nicht in die Arena des Streites hinabstieg. Am erfolgreichsten für T. geworben hat Platner. Dieser verehrte in ihm den gleichgestimmten Geist, ähnlich wie später Beneke, mit dessen Urteil über T. wir unsere Arbeit begannen, und der gerade jene beiden Männer zusammenstellte:¹⁾ „Möchten doch seine [T.] und Platners Schriften [„diese reichen Fundgruben feiner psychologischer Bemerkungen“] wieder zu Ehren bei uns kommen!“

1) Psychol. Skizzen 1825, II, S. 602.

Schluß.

Johann Nikolaus Tetens gehört nicht zu den produktiven und systematischen Philosophen. Das ist nicht reiner Nachteil. Was Laas von Lambert sagt,¹⁾ er der Kleinere habe vor Kant und Leibniz doch voraus, daß man weniger als bei diesen nötig habe Gewebe wieder aufzutrennen, gilt ebenso von T. Die produktiven Geister mit der neuentdeckten Wahrheit, die sie als Universalschlüssel behandeln, die Systematiker aus Gründen des Systems vergewaltigen beide die Wirklichkeit. Umgekehrt Männer wie T. besitzen eben diesen Respekt vor der Wirklichkeit, einen theoretischen Takt sozusagen, das richtige Augenmaß (Bismarck) auf geistigem Boden. Eine eklektische Zeitströmung, welche die Wahrheit durch Nebeneinanderstellen der gegensätzlichen Standpunkte zu umfassen sucht, kam dieser geistigen Eigenart von T., zugleich seinen Gemütsbedürfnissen entgegen. Wenn es aber zweierlei Eklektizismus gibt, einen, der ohne Sinn für die tieferliegenden Probleme die Gegensätze mechanisch zusammenstellt, und einen, der sie und über ihnen die höhere Einheit wenigstens fühlt und ahnt, so ist T. ein Vertreter der guten Art. Das gibt ihm auch bei aller liebenswürdigen persönlichen Bescheidenheit und trotz dem Mangel eigener Produktivität, die ihn zur Rücksichtnahme auf das weist, was andere vor ihm und neben ihm sahen, eine bemerkenswerte Selbständigkeit und Überlegenheit des Urteils, die sich bei allen die Menschheit und die eigene Zeit bewegenden Fragen ohne weiteres im Vordertreffen weiß.

Das Wesentliche seiner geschichtlichen Position ist die Synthese von Leibniz und Locke; dabei behält er aber die Verdienste der früheren Philosophie und alle zeitgenössischen Leistungen scharf im Auge. Ja wir konnten geradezu bemerken, wie ihm das Verständnis seiner eigenen Grundlage, Leibniz-Locke, erst

1) Allg. deutsche Biograph., 17. Bd., S. 155; ihm nach Harnack, Gesch. der Akad. I, 1, S. 439.

allmählich durch spätere Anregungen völliger zuwuchs, das Verständnis für Locke durch Anregung Humes, das Verständnis für Leibniz durch Anregung Kants (Dissertation). Im Vordergrund stand ihm die deutsche Philosophie. Jene Synthese mit der englischen war ihm aber abgesehen von inneren Gründen der Kongenialität mit Locke schon durch das Studium in Rostock nahegelegt, wo die Auseinandersetzung mit den Engländern üblich war, und wo Wolff, die deutsche Hauptgröße, jedenfalls keine unumschränkte Nachfolgerschaft, zum Teil scharfen Widerspruch fand. Zu Ende geführt hat T. jene Synthese zwischen Rationalismus und Empirismus nicht, sowenig wie sonst jemand in jenem Zeitalter. Kant konnte ihm hierin keine Dienste tun; der ließ zwar die Vernunft mit der Erfahrung zusammenwirken, hielt aber den Gegensatz zwischen ihnen im Ubrigen aufrecht. T. sieht den Gegensatz, den er auch hat, für überbrückbar an, er betont den Erfahrungscharakter auch der Vernunft. — Auch speziell bei der Frage der objektiven Giltigkeit liegt die Synthese Leibniz-Locke zugrunde, bei T. und bei Kant. Hier wird in Formulierung des kritischen Problems der empirischen Seite zu viel eingeräumt, bei Kant auch in Fixierung der Erkenntnisgrenze. Andererseits bleiben bei beiden noch manche rationalistische Schlacken, mit denen Hume schon gründlicher aufgeräumt hatte.

Die Eigenart von T., zugleich ein Zug der Zeit, ist das psychologische Interesse. Die Psychologie weist bei ihm eine doppelte Bedeutung auf. Einmal steht sie im System der Wissenschaften und zwar mit der Theologie auf dem immateriellen Gebiet gegenüber der das materielle Gebiet behandelnden Physik. Sodann ist sie für sonstige Wissenschaften, speziell für die Metaphysik von grundlegender Wichtigkeit.

Nehmen wir zunächst die innerpsychologische Arbeit von T., so stellt diese die schönste Frucht jenes gerade hierin so ertragsreichen Zeitalters dar. T. faßt nicht quantitativ alle derartigen Erträge zusammen. Man findet auch da und dort etwas schärfer gesagt als bei ihm. Aber er will die Studien an den fundamentalen Punkten weiterrücken, dabei sich und anderen noch größere künftige Klarheit vorbehaltend. 1½ Dezennien arbeitet er, indem er überall Material sammelt, auf der Grundlage, die Leibniz und Wolff geschaffen und auf der Baumgarten, Reimarus, besonders auch Sulzer, aber letzterer doch mehr nur mit stoßweisen Einzelabhandlungen, weiterbauten. Locke hatte wie

die Zeit, so jedenfalls auch ihn gewaltig angeregt und zwar in diesen Arbeiten sicher ohne das geringste Gefühl seinerseits von einem Gegensatz gegen die deutschen Bestrebungen. Das Ziel von T. war Gewinnung und Einteilung der seelischen Grundtriebe und zwar zuerst der praktischen, die er anfänglich leibnizisch in genauer Abhängigkeit von den schon weiter aufgehellten theoretischen wählte. Im Verhältnis von Erkennen und Wollen erwies sich im Verlauf der Untersuchungen jene Parallelität als nicht haltbar; im Verhältnis von Erkennen und dem damals gerade heller ins Licht tretenden Gefühl blieb ein leibnizischer Rest, der ja aber auch gewisse Erfahrungsgründe für sich hat, in der Form einer umgekehrten Korrespondenz. Empirische und rationale Psychologie sind für T. keine Gegensätze; auf dem Weg der Erfahrungen hofft er auch die Seelenmetaphysik weiter zu fördern, der einheitlichen psychischen Grundkraft selbst immer näher zu kommen. Genau besehen ist ihm aber die Seelenmonade nicht bloß Ergebnis, dem alles, Erfahrungen und zuletzt Räsonnements zustreben, sondern schon Voraussetzung. Er bringt das Schema schon mit von einer kontinuierlich nach oben, von Vermögen zu Vermögen, auch von Teilvermögen zu Teilvermögen sich entwickelnden einheitlichen Spontaneität. Dieses Schema ist aber weit genug, um eine Alterierung der Erfahrungsergebnisse hintanzuhalten. Wo es sich nicht anwenden läßt, wo generische Unterschiede der Auflösung in bloße Gradualität widerstreben, bleiben sie ruhig stehen als Zeugnis bis jetzt nicht weiter gediehener Analyse. Den richtigen Eindruck der analytischen Arbeitsweise von T. bekommt man nur bei eigener Lektüre. Es ist auch nicht leicht, das Wesentliche des psychologischen Standpunkts kurz, in einem Schlagwort zusammenzufassen. „Objektiver Analytiker“ (Dessoir) ist zu weit und zu formal. Allerdings treibt er nicht bloß Intusspektion, sondern berücksichtigt und zwar in ungeheuer umfassender Weise die Beobachtungen aller übrigen in- und ausländischen Zeitgenossen. Aber in ähnlicher Art zugleich subjektiv und objektiv arbeiten doch so ziemlich alle Psychologen. Inhaltlich charakterisiert sich sein Standpunkt vielleicht am besten als bedeutsamster damaliger Vereinigungsversuch der deutschen Lehre von der Spontaneität des Denkens und Bewußtseins mit der von Engländern und Franzosen aufgebrachten, in Deutschland besonders durch Männer wie Sulzer übernommenen Einsicht in die Bedeutung der rezeptiven Sinnlichkeit. Von den sonstigen häufigen,

natürlich nicht immer glücklichen Harmonisierungen verdient Erwähnung, daß er neben einander das Recht des Experiments und der Pathologie (mit Krüger), der Physiologie (mit Bonnet), ja schon der Biologie für psychologische Studien und zugleich die überragende Bedeutung rein psychischer Beobachtung vertritt. Anspruchsvolle Zeiterscheinungen wie die Assoziationspsychologie schränkt er auf ihren wirklichen Wert ein. Zu schwierigen Entscheidungen, wie zu der über das Unbewußte, sammelt er unermüdlich Material. Daß er schon Aufgaben, wie Aufhellung der Genesis der Objektvorstellung nachging, wird ihm unsere Zeit, die sie mit anderen Mitteln wieder aufnimmt, danken. Wir bedauern, daß er psychische Tatsache und psychologische Reflexion häufig nicht auseinanderhielt, daß er wie seine Zeit zu stark die physikalische Methode der Atomistik zum Muster nahm. Aber wenn wir heute von den psychischen Gesamtzuständen als dem Concretgegebenen ausgehen, so hat doch auch schon T. trotz andersartiger Methodik genau besehen den unselbständigen Charakter des Einzelnen, das konkrete Ineinander alles Seelischen wohl bemerkt. So ist er in der Psychologie nicht bloß historisches Phänomen. Man pflegt als für heute wichtig zu nennen, daß er das psychische Experiment bei sich anwandte (Hw. I, 198), daß er die Association der Ideen und der Bewegungen schon unter dasselbe Gesetz befaßt hat.¹⁾ Man könnte als bemerkenswert noch anführen das Nebeneinander der Begriffe Verhältnis und Grund beim Denken, die Wechselbeziehung von Denken und Bewußtsein, die ersten Anlässe für Einsetzen des Denkens schon innerhalb der Sinnlichkeit (Analogia des Urteils Hw. I, 357. 456; sinnliche Abstrakta 129 ff. 363; Übergangsgefühl 195 ff. 353; Apperzeptibilität 101 ff. 351), die vorsichtige Abwägung, ob etwas seelisch oder körperlich zu erklären ist (cf. die materiellen Ideen im II. Band), die Einsicht, daß die Dichtkraft aus Elementen neues Einfaches zu bilden vermag (Hw. I, 119 ff.), die Vorwegnahme des „Gefühlstons“ u. a. m. Die Analyse von T., die allerdings schließlich ein ziemlich kompliziertes Gefüge bloßlegt (Hw. I, 309. 356), wird uns nicht mehr mit Stumpf,²⁾ angesichts der Husserl'schen Zergliederungen, als zu weit getrieben erscheinen.

Kant besonders hat darauf hingewiesen,³⁾ daß die Psychologie geradeso wie die Physik allgemeinere philosophische Unter-

1) Dessoir, auch Riehl, letzterer Kritiz. I², S. 235.

2) Oben pag. 3.

3) cf. H. Maier in Kantstudien 1898, S. 397.

suchungen, nämlich die von ihm sogenannten transzendentalen schon voraussetze. Auch T. hat diese Abhängigkeit der Psychologie von der Ontologie, der „Grundwissenschaft“ durchaus nicht übersehen.¹⁾ Was ihn aber charakterisiert, ist die Annahme, daß die Psychologie ihrerseits eine hervorragende Bedeutung für die Metaphysik und speziell die oberste metaphysische Disziplin, die Ontologie habe. Diese solle psychologisch fundiert werden; dies ist die richtige Methode zu ihrer Perfizierung.

T. ist zeitlebens Verehrer der Metaphysik. Es ist zwar Modesache, sie zu verachten, aber für den Deutschen Ehrensache, sie zu halten. Leibniz und Wolff haben sie gefördert, in ihren Bahnen Baumgarten, Reimarus, Lambert, Eberhard. Aber auch Andersgerichtete wie Crusius, Eschenbach arbeiteten an ihr. In der Schrift „Ursachen“ hat T. ziemlich viele Rezepte, mit denen ihr geholfen werden soll. Mehr Erfahrungen für die Theologie, Kosmologie, Psychologie! Vor allem noch Arbeit in der Ontologie: Begriffsverdeutlichung, Wortfixierung, apriorische Reinigung von Widersprüchen! In „Spekul.“ hält er das fest, aber setzt präziser an Stelle der verdeutlichenden Analyse die realisierende Analyse, und diese ist Sache der Psychologie.

Die Ontologie ist die Lehre von den Prinzipien der Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt. Das Wesen dieser Prinzipien wird von T. erläutert durch die Analogie des logischen Gesetzes, des mathematischen Axioms und des physikalischen Gesetzes. Wenn T. sagt, das Verfahren der „Vernunftlehrer“ genüge ihm nicht, er greife darüber hinaus zu dem der Mathematiker und Naturlehrer, so ist ihm der Prinzipienapparat der gewöhnlichen Logik zu dürftig, er will ihn erweitern. Aber das Wesen der logischen Gesetze, speziell des Widerspruchssatzes bleibt ihm Muster, sagen wir gleich Ideal aller Erkenntnisprinzipien. Vom physikalischen Gesetz übernimmt T. für letztere die Unabänderlichkeit, den Zwang, dem dadurch das Geschehen „unterworfen“ ist, den Ausschluß alles Beliebens und aller Willkür. Vor allem aber legt er zugrund das Vorbild des mathematischen Axioms. Anhänger der mathematischen Methode ist T. zeitlebens geblieben. Der Kern derselben ist nämlich nicht die geometrische Form, sondern das Ausgehen von in sich sicheren Fundamenten, von denen aus das Wissen deduktiv zum Spezielleren und Speziellsten

1) Oben pag. 112.

herabgeführt werden kann. Auch gegenüber Kants Bekämpfung, welcher Begriff und Anschauung, mit der Zeit immer deutlicher, von einander schied, blieb T. bei jener Analogie. Er schiebt nur die zweite Aufgabe, die sie involviert, die Deduktion, mit Kants Preisschrift der Zukunft zu, der Gegenwart die erste, die Festlegung des Grundes.

Die durch den Hinweis auf diese logischen, mathematischen, physikalischen Analogien erläuterten ontologischen Prinzipien erhalten nun die üblichen Prädikate „allgemein und notwendig“ sogut wie die von ihnen beherrschte Erkenntnis. Sind sie doch ihrem Wesen als Prinzipien nach das höchste Allgemeine und der letzte Grund. Mit jenen Prädikaten sind sie auch zugewiesen dem Wesensbestand der „Vernunft“. Dabei sind jene Prädikate genauer zu verstehen im Sinn des Strengallgemeinen und des Echtenotwendigen im Gegensatz zu der Taxation durch Hume, der sie bloß im Sinn durch Induktion gewonnener komparativer Allgemeinheit und im Sinn von Gewohnheitsnotwendigkeit gelten lassen wollte (letzteres jedenfalls teilweise). Humes Angriff darf man nicht durch eine Verteidigung en bloc, sondern nur durch Nachweis jenes Charakters an den einzelnen Klassen von Prinzipien begegnen. Es zeigt sich dann, daß allerdings Verwechslungen vorkommen können und vorgekommen sind, Verwechslungen des Strengallgemeinen mit dem komparativ Allgemeinen besonders bei Leibnizianern, welche kosmologische etc. Sätze als ontologische einschuggelten,¹⁾ aber auch Verwechslungen echter Notwendigkeit mit bloß scheinbarer, letztere Fälle allerdings mehr auf dem Gebiet des Erfahrungswissens, als der Prinzipien selber, welche vielmehr von T. allermeist, wenn auch zum Teil unter Zugeständnis einer milderen Form von Notwendigkeit (Grundsätze nicht mehr „ersten Rangs“)²⁾ gerettet werden. Betreffs des Strengallgemeinen hat T. schon die richtige Einsicht, die nach ihm aus „jeder guten Vernunftlehre“ zu entnehmen ist,³⁾ daß es nicht Ergebnis der — ja in jedem Fall unvollständigen — Induktion sein kann, daß man unter Umständen sehr frühe davon überzeugt ist, daß die Begriffe von einzelnen Dingen keinen Gegensatz zu ihm bilden, sondern gleicher Art sind⁴⁾ — eben als Ideen, als der ideellen (so auch Husserl),

1) Oben pag. 137.

2) Oben pag. 140.

3) Hw. I, S. 465.

4) Hw. I, S. 467 f.

begrifflichen Sphäre angehörig. Erst die „Vermischung“ mit solchem Strengallgemeinen macht die (komparativ) allgemeinen Erfahrungssätze, das „Reellste in unserer menschlichen Erkenntnis“, nach Form und Zusammenhang möglich.¹⁾ Aber Feder hatte doch nicht Unrecht, wenn er auch für induktive Vergewisserung eintrat. Beide Positionen streiten faktisch nicht mit einander; die Induktion darf jedenfalls hinterher nichts finden, was mit der präsumierten Setzung als strengallgemein kollidiert.²⁾ Wenn T. darauf hinweist, bei der höchsten Stufe des Allgemeinen, bei der Prinzipienstelle stehe der Abstraktions- oder Beobachtungsweg seiner Gewinnung — man denke an den Transzendenzierungsprozeß — nicht im Widerspruch mit dem Ursprünglichkeits- und Reellitätscharakter desselben, der so groß sei wie bei den Begriffen einzelner Gegenstände, so hängt dies, wie die Kantische Unterscheidung von abstrahens und abstraktus,³⁾ mit der Verankerung der Prinzipien in der Vernunft zusammen, wobei aber noch die Frage ist, ob solche Verankerung in der Vernunft von allen Prinzipien qua Prinzipien vorzuliegen hat. — Auch bei dem Merkmal der Notwendigkeit hat T. richtige Blicke. So schon den, daß Prinzipien unter den Begriff „Voraussetzungen“⁴⁾ fallen, also — müßte man ergänzen — selbst nicht notwendig im logischen Sinn sein können. Aber die Prinzipien werden von T. nun doch notwendig genannt und zwar im Sinne von „natürlich“ oder speziell substantial notwendig. — Der Grund hängt mit der näheren Art der Verankerung derselben im Wesen der Vernunft zusammen. Die substantiale Notwendigkeit wird erschlossen auf Grund von Ständigkeit oder von erfahrener Nötigung, gefühltem Zwang.⁵⁾ Von hier aus verstehen sich die Anklagen auf Psychologismus, auf Verwechslung von psychischer Nötigung und Denknötigkeit, die gegen T. erhoben werden.⁶⁾ Soweit aber jene Vernunftverankerung gelingt, liegt eben faktisch in zu wechselnder Betrachtungsweise beides vor, logische und reale Notwendigkeit. Was sodann die „absolute Notwendigkeit“ bei T. betrifft, so bedeutet diese nicht bloß den genannten unvermeidlichen Zwang, wie manche die „angeborenen

1) Hw. I, S. 465 f.

2) Oben pag. 163.

3) Oben pag. 110.

4) cf. oben pag. 143, Z. 4.

5) Oben pag. 143, Begriff No. 1.

6) Stumpf, oben pag. 2; Störing, die Erkenntnisth. von T., S. 65.

Begriffe“ in diesem Sinn absolut geheißen hatten; sie geht vielmehr bei Grundsätzen wie bei jedem Satz — allerdings bei Grundsätzen mit dem schon gerügten Zirkel¹⁾ — auf das Verhältnis von Subjekt und Prädikat. Absolute Notwendigkeit ist vorhanden in allen Fällen, wo aus unmittelbarer Begriffskonfrontierung sich ein Denkverhältnis ergibt, im Unterschied von bedingter Notwendigkeit, wo eine, *seis* logische *seis* reale,²⁾ Vorbedingung erfüllt sein muß, ehe Begriffe konfrontiert werden können. Bei den Grundsätzen zweiten Rangs erweckten die im Satz vereinigten Begriffe den „Schein“, als stehen sie im Verhältnis bedingter Notwendigkeit, während doch absolute vorliegt. Dies ist möglich infolge „unnatürlicher Absonderung“³⁾ und erklärt die Angriffe auf sie. Die „natürliche“ Notwendigkeit ist die echte gegenüber bloßer associativer, die in Wahrheit Zufälligkeit ist, in welche Hume aber einen so großen Teil der echten auflösen möchte.

Was die Zahl dieser ontologischen Fundamentalien betrifft, der Grundbegriffe und Grundsätze, so werden dieselben gewöhnlich beispielsweise aus der Tradition aufgenommen. Daß die Gesetze der gewöhnlichen Logik nicht ausreichen, sondern ergänzt werden müssen, steht ihm frühe fest. Nachdem er schon in „Ursachen“ Systematisierungsversuche erwähnt hatte, wie die von Tönnies, macht er im Hw. selbst einen solchen mit Hilfe der Leibniz'schen Verhältnistafel. Das in seinem Denkbegriff neben dem Verhältnissetzen eine Rolle spielende Begründen benützt er zu jenem Behufe nicht. Auf Grund jenes Fundamentalienverzeichnisses ändert er dann die logische Urteilslehre um. Spätere Zurechtstellungen durch ihn selbst beweisen aber, daß jener Versuch nicht endgültig geglückt war: logische Relationen korrespondieren nicht immer ontologischen. Mißlich ist auch, daß neben jener Verhältnistafel Gemeinbegriffe in unbestimmter Zahl stehen, besonders die grundlegenden des Objekts, der Substanz, und daß auch Grundsätze noch neben jener erwähnt werden,⁴⁾ die nicht in Beziehung zu ihr gesetzt erscheinen. Das Verhältnis von Begriff und Satz ist schwankend.⁵⁾

1) Oben p. 143.

2) Logische: Raisonsnements; reale: Empfindungskonstellationen.

3) Oben pag. 141.

4) cf. Hw. I, S. 327. 415. 537.

5) Oben pag. 77.

Die Parallelisierung der ontologischen Fundamentalien mit den logischen Gesetzen bedingt ihre Formalisierung. Lamberts und Lockes Vorgang waren von Einfluß. Es ist das eine weittragende Bestimmung, die das syllogistische Wissensideal oder die mathematische Methode zertrümmert. Es würde sich eine Untersuchung gehören darüber, wie es möglich ist, den ganzen Reichtum des Erkenntnisinhalts aus der Erkenntnisform abzuleiten. Davon hat T. nichts. Dagegen legt sich der Gedanke nahe, ob die „allgemeinen Theorien“, das Gewebe „ruhender Gedankenreihen“ des achten Versuchs¹⁾ auch bloß formal zu verstehen sind, etwa entsprungen aus der Kombination der verschiedenen Erkenntnisprinzipien unter sich, oder ob dieselben nicht, wie die Leibnizischen Vernunftwahrheiten, auch zugleich inhaltlichen Charakter haben. Die unbestimmt vielen Gemeinbegriffe und Grundsätze, die sich ohne scharfe Trennung neben die ontologischen Prinzipien stellen, lassen auch für Inhaltliches Raum, und der Prozeß der Transzendenzierung weist geradezu auf solches hin.

Als letzte Bestimmung der ontologischen Prinzipien ist ihre Eigenschaft qua ontologische, nämlich ihre Beziehung auf die Wirklichkeit hervorzuheben. Dabei richten sich die Prinzipien infolge des Transzendenzierungsprozesses nur noch auf die Wirklichkeit überhaupt, die spezielleren Vernunftgebilde auf eine mannigfaltiger bestimmte Wirklichkeit. Sehen wir nun, welche Bedeutung T. für die Erkenntnis des Wirklichen der Vernunft direkt und welche Bedeutung er der Sinnlichkeit beimißt. Von dem naiven Wahrheitsideal der Übereinstimmung mit dem Objekt ist er im Prinzip abgekommen. Widersprüche, in die man sich bei jenem Ideal verwickelt, nötigen zum Rückzug aufs Subjekt (psychologische Methode No. 1).²⁾ Er teilt also nicht mehr den Glauben der (dogmatistischen) Ontologie, mit Hilfe der Vernunft, sei direkt sei durch Vermittlung geläuterter Sinnlichkeitsbeiträge, die Wirklichkeit abgebildet zu erhalten, weder die gewöhnliche Wirklichkeit noch etwa eine eigens angenommene noumenale. Wenn T. in einer Kantkritik von einer „Verstandeswelt“³⁾ spricht, kann das nur den Sinn einer aus der Subjektivität hinausprojizierten Objektsphäre haben. Wohl besonders von Humes Einfluß bestimmt geht T. aus von der subjektiven Existenz der Vernunft. Ob ihr etwas

1) Oben pag. 146.

2) Oben pag. 96.

3) Oben pag. 175.

in der Wirklichkeit entspricht, wird betreffs ihrer einzelnen Prinzipien noch fernerer Untersuchung vorbehalten. Das Wahrscheinlichste ist ihm, daß philosophisch betrachtet (im Gegensatz zum naiven Realismus) objektive Wahrheit und Gültigkeit der Vernunftprinzipien identisch sei. Andersartige Sinnlichkeitsgebilde würden das Wesen objektiver Wahrheit nicht alterieren, solange nur die Vernunftprinzipien dieselben blieben. Die letzteren sind demnach wesentliche, erstere nur accidentielle Bestandteile des Begriffs objektiver Wahrheit. Objektiv wahr ist hiernach das vernunftgesetzlich regulierte Subjektive, objektiv falsch das „bloß Subjektive“ d. h. hier das Willkürliche.¹⁾ Wird gesagt, wir möchten beim Wahrheitssuchen ein vom Subjekt unabhängiges Wirkliches treffen, so entgegnet T., das kann nur sein im Sinn einer Übertragung, Projizierung, die selbst wieder nur vernunftgesetzlich zu begründen ist. Daß wir z. B. die subjektive Begreiflichkeit als Charakter nehmen für objektivische Dependenz, ist eine Voraussetzung, aber zugleich ein Grundsatz und ein Postulat.²⁾ Es wird dann bei den einzelnen Prinzipien immer zuerst ihre subjektive Grundform und dann die Frage ihrer Übertragung ins Objektive behandelt. Daß die Übertragung, besonders bei denen ersten Rangs, angeht, daß dieselben „reine Luft“ sind,³⁾ durch die wir die Dinge sehen, wird bei Einhaltung von Vorsichtsmaßregeln, die beim Realisieren zu besprechen sind, ohne weiteres angenommen. Es ist kein Zweifel, daß T. in der Übertragung zu weit gegangen ist; denken wir an die unmittelbare Parallelisierung von Erkenntnisgrund und Realgrund. Aber der Standpunkt an sich betreffs der auf sich selbst ruhenden objektiven Gültigkeit des Rationalen trotz dessen subjektiver, vielleicht bloß subjektiver Existenzform ist richtig. — Damit verbindet sich aber nun eine andere Gedankenreihe, welche der durch die Sinne gegebenen Tatsächlichkeit trotz der auch nur subjektiven Existenzform eine Bedeutung für die Objektivität zuspricht. Die Sinnlichkeit dürfte anders beschaffen sein als die menschliche, aber irgend welche muß da sein, da nur durch ihre Vermittlung das nun realistisch gewertete Objekt mit dem Subjekt verkehrt und dem nun rein formal taxierten Denken einen Inhalt gibt. Bei der Sinnlichkeit steht „subjektiv“ nie in dem Sinn von „bloß subjektiv“, trotz

1) Oben pag. 74 f. 80.

2) Hw. I, S. 327.

3) Oben pag. 80.

subjektiver Art ist das Sinnlichkeitsgebilde ein Zeichen für seine Ursache, das reale Objekt. Hierin hat der common sense Recht, nur nicht mit seiner Instinkttheorie, welche die Setzung der idealen Beziehung des Subjekts aufs Objekt einem Instinkt zuspricht, während sie nach T. auf die auch sonst bekannten Denkgesetze zu gründen ist. Die Sinnlichkeit für sich ist blind, weiß von jener Realbeziehung des Objekts auf sie noch nichts, ihre Einsetzung in die Rechnung schon bei Analyse jener wird nicht von der Psyche, sondern vom Psychologen vorgenommen. Erst Gedanken stellen den Rapport mit dem Objekt ideal her. Allen Denkgebilden gegenüber ist nun kritische Untersuchung darüber am Platz, ob ihr Inhalt auf dem erlaubten Weg der Sinnlichkeit ins Denken kam, nämlich dem der Empfindung, oder auf Schleichwegen der Phantasie. Dabei kommen nicht bloß die Denkgebilde in Betracht, die sich durch Vermittlung der fünf Sinne auf das (sc. äußere) Objekt richten, sondern auch die, welche das eigene Innere des Subjekts zum Gegenstand haben. Parallelerweise wird auch für diese Tatsächlichkeit die Quelle der Sinnlichkeit, nämlich die eines „inneren Sinns“ aufgestellt. Auch diese Vernunfttatsächlichkeit muß auf dieselbe Weise kritisch nachgeprüft, „realisiert“ werden wie die äußere Tatsächlichkeit, durch Achten auf Reinheit resp. Verunreinigtsein des von der Sinnesgrundlage gelieferten Stoffs. Das sind die „Vorsichtsmaßregeln“, die, wie vorhin bemerkt, eingehalten werden müssen, wenn bei Übertragung der Prinzipien auf die Objektivität dieselben als „reine Luft“ und nicht als verhüllende „Dünste und Nebel“ figurieren sollen. Neben dieser Lockeregeln (psychologische Methode No. 2) geht die Untersuchung darüber her, ob etwas notwendiges oder zufälliges Ingrediens des Subjekts ist, Naturgesetz des Verstandes oder nicht (psychologische Methode No. 3); Merkmal ist hier der durch den inneren Sinn aufzufassende Zwang einer Tatsächlichkeit. Einen weiteren Weg, mit Hilfe der Tatsächlichkeit die objektive Bedeutung der Prinzipien zu kontrollieren, durch Untersuchung darüber, nicht ob sie eine richtige Tatsächlichkeit in sich haben gleichsam, sondern ob sie eine solche unter sich haben, werden wir bei Kant finden. Alle die letztgenannten Arten, über Objektivität zu entscheiden, gehören der empiristischen, die früher genannte der rationalistischen Denkrichtung an. Beide Richtungen brauchen ein idealistisches und ein realistisches Moment. Der Gang im Großen ist der vom naiven Realismus über den Idealis-

mus zu einem geläuterten Realismus. Der naive Realismus erwächst aus der erkenntnispsychologischen Beziehung des Subjekts aufs Objekt und aus dem erkenntnistheoretischen Bewußtsein, die Wahrheit müsse sich am Objekt orientieren. Unter dem Einfluß jener kritischen Methoden bildet sich der Idealismus, mehr in gemilderter Form beim Empirismus, sofern hier die Subjektivität immer noch einen irgendwie näher zu bestimmenden Hinweis aufs Objektive enthalten kann; in schärferer Form beim Rationalismus, sofern durch die (dogmatistische) Verkennung der Inadäquatheit von vernunftmäßig (allgemein und notwendig) und tatsächlich (einzeln) doch das Licht dieser Einsicht sich durchringt. Der geläuterte Realismus ist für letzteren dann nur noch zu gewinnen in Form eines religiösen Postulats, das die Giltigkeit des Rationalen irgendwie in den tiefergelegten, über den Unterschied Subjekt-Objekt hinunterstrebenden Kern der Wirklichkeit verankert; während für den Empirismus eben wegen seiner idealistischen Milderung die Gefahr besteht, jene Inadäquatheit der Existenzweise zu stark zu ignorieren und das subjektiv und das objektiv Reale zu sehr als in derselben Ebene liegend zu behandeln. T. ist dieser Gefahr nicht entgangen. Bei der Erfahrung setzt er zu sehr den Charakter der Einzelheit außer Rechnung, das Vernunftmäßige „überträgt“ er zu unmittelbar ins Objekt, die Prinzipien und das Erfahrungswissen realisiert er in derselben Weise.

Noch ein Wort über die mit jenen kritischen Methoden zusammenhängende Frage der Grenze der Erkenntnis, der Berechtigung der theoretischen Metaphysik, der Theologie usw. Die empiristische und die rationalistische Methode führen nicht zu gleicher Entscheidung. Erstere lehnt jeden Erkenntnisstoff als nicht mehr objektiv gültig ab, der über die im (äußeren und inneren) Sinn gegebene Tatsächlichkeit hinausliegt. Der Rationalismus erhält ein weiteres Gebiet, sofern er den auf jenem Stoff fußenden, aber nach immanenten Gesetzen weitertastenden Denkbewegungen auch noch objektiv gültige Ergebnisse zuspricht. Ist er doch, wenn das Denken sein Wesen selbst erfaßt, gar nicht so sklavisch an den durch die Sinne gelieferten Stoff gebunden, daß nicht in Notfällen, z. B. bei jenem Weiterstreben über die Sinentatsächlichkeit hinaus ein Surrogatstoff hypothetischen, analogiemäßig konstruierten Charakters an die Stelle treten könnte. T. benützt, wie ja sogar Locke, die rationalistische Methode, um aufs Göttliche zu kommen. Er erklärt bei demselben aber auch

die Anforderung der Lockeregeln erfüllt, sofern es die Summe aller (nicht bloß empfundenen, sondern empfindbaren) Realität darstellt. Auf's Göttliche nur mit Hilfe des von Kant inaugurierten Glaubenswegs zu gelangen, erscheint ihm mit der Würde der Vernunft unvereinbar.

Bei der Prinzipienlehre von T. ist es nicht ganz geschickt, daß nur „Spekul.“, nicht aber Hw. direkt auf Untersuchung derselben eingestellt ist. Hw. untersucht den Unterschied von vernünftiger und sinnlicher Erkenntnis. Dabei erscheinen die Prinzipien auf seiten der ersteren, machen sie aber nicht allein aus. Die vernünftige Erkenntnis umfaßt alle (wahren) Gemeinbegriffe, nicht bloß die Grundbegriffe, die Notwendigkeit selbst, nicht bloß den Grund der Notwendigkeit. Andererseits liegen die Prinzipien, wie T. hervorhebt, ganz ebenso der sinnlichen wie der vernünftigen Erkenntnis zugrunde. All dies verursacht das Schwanken zwischen formal und material bei der Vernunftkenntnis. Die Schilderung der absoluten Notwendigkeit paßt besser auf „gemischte“ Erkenntnis, als auf Prinzipien selbst, sofern zum mindesten ein Teil der Prinzipien (Identität, Widerspruch) schon vorausgesetzt wird, wenn die in dem Grundsatz verbundenen Begriffe für absolut notwendig zusammengehörig erklärt werden. Auch in der zweiten Richtung heben sich die Prinzipien zu wenig von der übrigen Erkenntnis ab, da ihr Wirklichkeitscharakter ganz nur in derselben Weise wie bei dieser geprüft wird. — Im einzelnen ist zu sagen, daß die Analogie des logischen Gesetzes für das ontologische Prinzip eine falsche Voraussetzung enthält. Die Voraussetzung nämlich, daß der ganze Wirklichkeitsinhalt aus gegebenen Denkformen sich müsse herausspinnen lassen. Der Inhalt könnte doch bei den Prinzipien mitbestimmend sein wollen. Die Analogie des mathematischen Axioms hilft hier nicht weiter. Die Mathematik hat in sich diesen Bruch zwischen Form und Inhalt nicht, auch das Axiom ist inhaltlicher Natur; nur der Wirklichkeit gegenüber hat die gesamte Mathematik dann formale Bedeutung. Die beste Analogie ist noch die des physikalischen Gesetzes. T. vermeidet hier den Fehler des Lossius, den empirischen Charakter zu stark zu betonen; er hält beim Widerspruchssatz jenem gegenüber das fest, was man mit Kant den transzendenten Charakter des Prinzips nennen könnte. Aber durch Einbettung aller Erkenntnisgesetze in die Verstandesorganisation verbaut er sich wieder die Einsicht in das Mitbestimmungsrecht des Objekts, des Wirklich-

keitsinhalts. — Nehmen wir den Vernunftcharakter der Prinzipien vor, so ist bei T. und bei der Zeit zweierlei nicht auseinandergehalten, das Streben nach Allgemeinheit und Notwendigkeit in der Erkenntnis, das unstreitig als Wesenstendenz der Vernunft gegeben ist, und die einzelnen Erkenntnisprinzipien, die nicht in gleicher Weise alle gegeben sind, sondern erst im Lauf der wissenschaftlichen Entwicklung beim Blick auf den Stoff sich herausbilden. Es sind Hypothesen, Analogien, auch im Stadium starker Bewährung noch Postulate und Ideale. T. sieht offenen Augs, daß ein Unterschied ist in der Art, wie das Widerspruchsgesetz sich aufdrängt, und wie die meisten übrigen Prinzipien sich empfehlen. Er hält diesen Unterschied für ausgleichbar, er ist es aber nie.

In dieser Darstellung und Kritik der T.'schen Prinzipienlehre ist die Bedeutung der Psychologie für dieselbe schon mit enthalten. An zwei Punkten nimmt T. psychologische Hilfe in Anspruch: wo es sich um Erkenntnis und wo es sich um kritische Kontrolle der Prinzipien handelt.

Der Theorie nach, daß alle Prinzipien Denkgesetze sind, müßten auch alle der inneren Beobachtung zugänglich sein. Mit Leibniz und Kants Dissertation behauptet T. dabei die Möglichkeit eines abgekürzten Verfahrens, die Stärke der Nötigung ersetzt die Länge der Beobachtung. Faktisch ist freilich die Quelle bei T. die philosophische Tradition, aus der er die Begriffe und Sätze aufnimmt. Er blickt auf das „Gebäude der Wissenschaften“,¹⁾ das mit Hilfe jener erbaut ist. Er spricht von einem Abstraktionsverfahren, das von den Empfindungen der materiellen und immateriellen Wirklichkeit hinweg jene Fundamentalien holt. Die Empfindungen kommen dabei nicht in ihrer Eigenschaft als psychische Größen in Betracht, sondern inhaltlich, als Anwendungsgebiet jener Vernunftgrößen. Dieser indirekte Weg der Gewinnung, aus der Arbeit der Wissenschaft heraus, findet seine Erklärung einmal in dem Umstand, daß die Voraussetzung nicht überall zutrifft, man müsse diese Prinzipien erkannt haben, wenn man sie anwenden wolle. Bei den Gemeinbegriffen des Objekts etc.²⁾ macht T. diese Voraussetzung. Aber die umgekehrte Voraussetzung, daß Prinzipien, ohne selbst schon bewußt zu sein, ins Bewußtsein hereinwirken,

1) Hw. I, S. 428.

2) Hw. I, S. 388.

hat er auch, z. B. in der Reihenfolge Verhältnisgedanken, Verhältnisideen, Verhältnisbegriffe.¹⁾ Ein weiterer Grund, warum der direkte Weg nicht zum Ziel führt, ist, daß eben viele Prinzipien keine Denkgesetze sind.²⁾

Die zweite Aufgabe der Psychologie ist die realisierende Analyse. Diese kommt hinaus auf eine Kontrolle der Tatsächlichkeit, die unter bestimmten Bedingungen auf die Wirklichkeit hinweist. Es wäre nun für die Psychologie das Günstigste, wenn diese Bedingungen sich durch rein psychische Beobachtung festsetzen ließen. Bei der Lockeregeln, welche die Entstehungsgeschichte eines Begriffs daraufhin kontrolliert, ob nicht auf irgend einer Stufe verunreinigende Bestandteile von der Einbildungskraft eingeschmuggelt wurden, wäre das Günstigste, wenn die Bestandteile ächter Empfindung und die der Einbildung sich bei genügendem Aufmerken von einander abheben würden. Beim „Verhältnisgefühl“ des Hw., das tatsachenkritische Bedeutung hat, wenn sie auch T. nicht benützt, müßte der sinnliche Sachverhalt jedesmal so eigenartig verschieden sein, daß die Anwendung der zuständigen Denkkategorie sich von selbst ergäbe. Beim Achten auf die Empfindungsgattung, von der ein Begriff abgezogen ist, — das von „Spekul.“ als Ergänzung der Lockeregeln empfohlene Verfahren —, wäre das Günstigste, wenn innere und äußere Empfindung und was zu beiden gehört, bei konzentrierter Beobachtung auseinanderträte. Die hauptsächlich bei Grundsätzen angewandte Methode, sie als Naturgesetze des Verstandes nachzuweisen, setzt voraus, daß ein der inneren Empfindung offenliegendes Gefühl des Zwangs vorhanden ist, das unzweideutig derartige Gebilde von anderen auszeichnet, deren sich der Verstand mehr sporadisch und beliebig, wieder unter dem Einfluß der Einbildungskraft bedient. — So günstig liegt die Sache aber für die Psychologie nicht. Bei der Lockeregeln sind es logisch bemerkbare Fehler, welche dann hinterher von der Psychologie durch Unregelmäßigkeiten bei der Begriffsbildung erklärt werden. Die Arten des Verhältnisgefühls sind in der vorausgesetzten Weise gar nicht überall vorhanden, zum mindesten bei Kausalität des äußeren Sinns nicht, wo dann aushilfsweise das „Verfahren der Mathematiker“ eintreten muß,

1) cf. auch Hw. I, S. 469: nicht Beobachtungen, noch Abstrakta aus Beobachtungen, sondern Wirkungen, die von der Natur der Denkkraft abhängen, wie das Ausdehnen der Körper von der Natur des Feuers.

2) Man denke an das Energiegesetz.

das mit psychologischer Manier rein gar nichts zu tun hat. Beim Achten auf die Empfindungsgattung hat der 5. Versuch des Hw. gezeigt,¹⁾ daß die Scheidung in innere und äußere Empfindung schon Denken voraussetzt. Ja wenn der common sense Recht gehabt hätte, der einen besonderen Instinkt für äußere Existenz behauptete, so wäre jener günstige Fall der Psychologie gewesen. Aber eben gegen jene Richtung wendet sich T. Daß weiter der Raumcharakter nur bei der äußeren Empfindung zurecht besteht, nicht bei der inneren, zeigt auch nicht direkt psychische Beobachtung, sondern längere Arbeit der Wissenschaft. Liegt doch geradezu ein psychischer Zwang vor, auch Geistiges räumlich zu fassen, dem sich auch der wissenschaftlich Aufgeklärte nicht völlig entziehen kann.²⁾ Diesen Zwang zu brechen, während sonst auf einem solchen eine Vernunftgesetzlichkeit aufgebaut wird, dazu wäre beschreibende Psychologie allein nicht imstand gewesen. Damit ist schon dem letzten Verfahren, der Konstatierung von Naturgesetzlichkeit des Verstandes, präjudiziert. Der psychische Zwang gibt keine unbedingt sichere Anweisung, auf substantielle Notwendigkeit zu schließen. T. selbst nennt Fälle, wo er nicht in genügender Stärke vorhanden ist, um einen Streit über solche Notwendigkeit auszuschließen; diese Fälle umfassen alle außer dem des Widerspruchsgesetzes, sogar den des Satzes vom Grunde.³⁾ Er hätte auch Fälle nennen können, wo der Zwang resp. sein Fehlen irreführt (Begriff des Zufalls). Remedur wird nicht geschafft durch den Rat, den T. gibt, als Hilfsbeweis die Harmonie der Grundsätze unter einander eintreten zu lassen, sondern allein durch den Weg, die Harmonie der Grundsätze und der Folgen zu studieren. Dabei wäre T. seine Einsicht, daß jeder Grundsatz zunächst „Voraussetzung“ ist, zugutgekommen: Die Voraussetzungen müssen sich durch ihre Konsequenzen erproben. All dies zeigt, die Psychologie muß das Denken, seine objektive Giltigkeit benützen und voraussetzen, wenn sie die Bedingungen aufstellen will, unter denen eine Tatsächlichkeit auf Wirklichkeit hinweist. Dies ist nicht der allgemeine, bei jeder kritischen Methode unumgängliche Zirkel, daß bei Prüfung des Denkens dessen Giltigkeit schon vorauszusetzen ist; sondern die Sache ist, daß bei Festsetzung

1) Oben pag. 130 f.

2) Er faßt die Räumlichkeit bei Geistigem figürlich. — Sogar die Zeitvorstellung bedarf ja zur Verdeutlichung des räumlichen Bildes.

3) Oben pag. 80.

der Bedingungen, die über den Wirklichkeitswert des Tatsächlichen entscheiden, psychologische und rationale Methode zusammenwirken müssen. Wir haben also eine doppelte These auseinanderzuhalten. Einmal: das Denken muß eine Tatsachenunterlage haben, dies ist die der Domäne der psychologischen Analyse zugehörige Empfindung. Sodann: es gibt eine ächte und eine scheinbare Tatsächlichkeit, die Entscheidung liefert das Denken; die Psychologie in der Aufweisung des Funktionenapparats gibt die Erklärung des Zustandekommens der falschen.

Es bleibt noch die Frage, welche Art von Empfindung die Tatsachenunterlage des Denkens bietet, die des inneren Sinns oder die des äußeren — wobei der letzteren Seite alle inhaltlich sich entweder der physischen oder der psychischen oder der physisch-psychischen Objektsphäre zukehrenden Empfindungen zugewiesen werden. Der Theorie nach, die das *excepto intellectu* nicht gelten läßt, müßten Vernunftgebilde auf dem ersteren Weg realisiert werden durch Achten auf das, was die auf den Gebrauch hin einsetzende innere Empfindung über sie aussagt. Faktisch schlägt das Abstraktionsverfahren und die Lockeregeln häufig den zweiten Weg ein. Der Substanzbegriff im Hw. z. B. ist eine „Abstraktion“¹⁾ von einem gewissen Empfindungsganzen. Dieses Empfindungs Ganze ist zunächst die Tatsächlichkeit, die unter den Vernunftbegriff subsumiert wird, nicht der Eigeninhalt des Vernunftbegriffs selbst. Dieses wird es nur so, daß der Eigeninhalt des Begriffs im Moment des „Ganzen“ schon in die Sinnlichkeit hineingelegt erscheint; so kann es aus der Sinnlichkeit herausgeholt werden, und der Begriff ist nur eine intellektuelle Repetition des schon in der Sinnlichkeit Gesetzten. Im allgemeinen will T. den Intellektualien ihren Eigeninhalt vorbehalten, der durch die nachträgliche innere Empfindung erfaßbar sein sollte, und die Sinnlichkeitsgrundlage, die er auch „Stoff“ heißt wie das durch die innere Empfindung Gelieferte,²⁾ ist nur das Anwendungsgebiet für die Intellektualien. Weiteres bei Kant. Bei der inneren Empfindung ist von Wichtigkeit das Nebengefühl des Zwangs, das den Ausgang bildet für Konstatierung von Naturgesetzen des Verstandes.

Daß T. die Schwächen des psychologischen Standpunkts selber findet (eben im Fehlen dieses Nebengefühls) und ihn ge-

1) Oben pag. 131.

2) Oben pag. 124.

legendlich durch Hilfsmethoden anderer Art ergänzt, zeigt seinen offenen Wirklichkeitssinn, beweist aber auch, daß er nicht der erste Erfinder jenes Verfahrens mehr ist, sondern eben schon der deutsche Locke.

Stellen wir der T.'schen Position noch kurz die Kantische gegenüber. Kant war von Haus aus, durch Einfluß von Knutzen u. a., leibniz-wolffisch gesinnt und hat gerade in dieser Richtung, wie „Spekul.“ und Hw. zeigen, T. beeinflusst. Durch den Wolffgegner Crusius, durch naturwissenschaftliche Arbeiten, durch die Engländer, durch immanente Begriffskritik kam er aber früh teilweise vom Schulstandpunkt ab und empiristischen Tendenzen nahe. Die Verachtung der Metaphysik, die in der Zeit lag, machte er mit — aus verschmähter Liebe, in der Hoffnung, sie doch noch auf einem neuen Wege zu gewinnen. Mit Lambert arbeitete er an solch neuer Methode. Als er sie fand, war aber aus der Reform eine Revolution geworden. Der erste Ansatz 1770 sah noch einer Reform gleich, aber die „Kritik“ war die Revolution. — Wie hatte sich die Ontologie gegenüber seither, speziell gegenüber T. verändert? Mit der Definition der Prinzipien als „synthetischer Urteile a priori“ sind ausgeschlossen die analytischen d. h. die logischen im engeren Sinn. Das Apriorische oder Vernunftmäßige mit seinen Merkmalen allgemein und notwendig schließt alles Erfahrungsmäßige oder Zufällige aus, ohne irgend eine Brücke zuzulassen. Innerhalb der Prinzipien schaffen bedeutungsvolle Unterscheidungslinien die Abschnitte Ästhetik, Analytik, Dialektik. Der Gegensatz Begriff und Anschauung schneidet die Analogie der Mathematik ab. Der Begriff „Naturgesetz“ wird jetzt für die Empirie vorbehalten, hinter allen Naturgesetzen liegende „transzendente“ Prinzipien werden gesucht. Der Begriff „Form“ wird strenge angezogen.¹⁾ Die Vielheit der Prinzipien zeigt sich als einer obersten Einheit, der der „transzendentalen Apperzeption“, unterstellt. Die „Zahl“ derselben im einzelnen wird mittelst „metaphysischer Deduktionen“ festgelegt. Für die „Erkenntnis“ der Prinzipien wird der Dienst der (empirischen) Psychologie abgelehnt.

1) Lambert hatte in seinen einfachen Begriffen einen „Übergang von der Form zur Materie“, cf. die Selbstkritik in „Log. u. philos. Abhandl.“, herausg. v. Bernoulli 1782, I, S. 415. 428. Über neuerliche Versuche, das Apriorische inhaltlich zu fassen, als zugrundgelegten Totalentwurf des Wissenssystems, cf. Eucken, Kampf um einen geistigen Lebensinhalt S. 75; Scheler, Transz. u. psychol. Methode S. 78.

Bei der „Beziehung auf die Wirklichkeit“ wird ein scharfer, ewig unkorrigierbarer Idealismus, ein immanenter Objektbegriff, daneben eine (praktisch zur Geltung kommende) Noumenalwelt behauptet, für die theoretische Erkenntnis aber jede Überschreitung der Grenzen der Immanenz verboten. — Allein die Veränderungen reduzieren sich bei näherem Zusehen. Auch Kant muß die spezifisch logischen Gesetze als Erkenntnisprinzipien doch beibehalten, und es bleibt bei ihm nur ein Schwanken darüber, ob ihre Anwendung auf den Erfahrungsstoff der der synthetischen Prinzipien vorausgeht oder nachfolgt. Die Analogie der logischen Gesetze für die ontologischen Prinzipien prägt Kant noch deutlicher aus als T., sofern sich ihm die Ontologie in eine „transzendente Logik“ verwandelt. Er erweitert wie dieser den Denkbegriff, um alle Erkenntnisprinzipien zu erhalten. Beim Begriff Naturgesetz hat sich auch T. vor zu genauer Parallelisierung mit empirischen Gesetzen gehütet, wie seine Ausstellung an Lossius zeigt. Andererseits hat Kant, trotzdem er später den Ausdruck vermeidet, das Wesentliche der Analogie immer festgehalten, Geistiges und Natürliches demselben Zwang unterstellt. Wenn die Kategorien Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung heißen, so steht „Bedingung“, wie Gesetz, in dem doppelten, sowohl logischen als realen Sinn, daß sie als Allgemeines dem Besonderen gleichzeitig als Grund und als beherrschende, unterwerfende Ursache gegenübersteht. Auch die Analogie mit dem mathematischen Axiom fällt nicht ganz dahin. Der Unterschied von begrifflich und anschaulich macht nur für die ontologischen Prinzipien eine Deduktion notwendig, was die Axiome nicht brauchen. Gleichzeitig verursacht der Dualismus von Form und Inhalt einen Bruch im syllogistisch von oben herabzuführenden Wissenssystem: Die besonderen Naturgesetze bedürfen noch der Erfahrung. Trotzdem wird die in der Mathematik am reinsten sich befriedigende Wesenstendenz der Vernunft, welche Allgemeinheit und Notwendigkeit verlangt, für alles Erkennen beibehalten, die Norm mathematischer Gewißheit an alle Wissenszweige, speziell auch an die Metaphysik ohne alle Ermäßigung angelegt. Solange dies der Fall ist und solange daneben in der Vernunft „bereitliegende“ Prinzipien im einzelnen angenommen werden, solange ist die „mathematische Methode“ im Grund nicht gebrochen. Weiterhin besteht die Ähnlichkeit mit T., daß der Begriff Form doch nicht bis zu Ende durchgeführt und ein Rest inhaltlicher Vernunft-erkenntnis stehen gelassen wird in den analytischen Begriffsver-

hältnissen.¹⁾ Was die Abtrennung der „Ästhetik“ betrifft, so ist sie Kants originale Leistung. Aber es läßt sich bei T. und in der seitherigen Ontologie noch die Stelle erkennen, wo Kant einsetzte. Raum und Zeit kamen seither an zwei Orten vor, als selbständige Glieder in der Reihe der Grundbegriffe und als Bestimmungen am Begriff des Dings oder der Substanz. Gerade die letztere Sonderstellung hat Kant trotz der idealistisch umgebogenen Würdigung der beiden Begriffe festgehalten, sie sagen Entscheidendes über den Wirklichkeitswert, die objektive Bedeutung der Sinnestatsachen aus.²⁾ T. hingegen hat an der zweiten Stelle nichts Neues mehr über das vorher Gesagte hinaus beigebracht. — Den ausschließenden Gegensatz von apriori und Erfahrung hat T. nicht. Kant steht zu Leibnizens *excepto ipso intellectu*, das T. bestreitet. Aber indem T. der Vernunft den Tatsachen-, ja geradezu den Sinnestatsachencharakter retten will, möchte er so wenig wie später Fries³⁾ das Mindeste von Allgemeinheit und Notwendigkeit der Vernunftserkenntnis preisgeben und rückt deshalb mit Kant und Leibniz, unter Einspruch von empiristischer Seite möglichst weit von einer die strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit bedrohenden induktionsmäßigen Gewinnung des apriori ab. — Für die Lehre von der „transzendentalen Apperzeption“ konnten wir bei T. irgend ein stichhaltiges Analogon nicht entdecken.⁴⁾ — Die „metaphysische Deduktion“ der Kategorien verbirgt nicht völlig die Tatsache, daß die Kategorien eben auch wie bei T. zunächst der Tradition entnommen und erst hinterher künstlich mit der Urteilstafel harmonisiert worden sind. Angesichts dieses Sachverhalts ist auch irrelevant, daß Kant aus der Urteilstafel die Kategorien, T. aus den Kategorien dann die Urteilstafel ableitet.⁵⁾ Hat doch auch Kant zum Zweck jener Harmonisierung die gewöhnliche Urteilslehre etwas abgeändert. Noch stärker als T. lehnt Kant mit dem Versuch, die Erkenntnisformen aus den Urteilsformen zu konstruieren, die Ontologie an die Logik an, und wenn wir von T. sagten, er gehe

1) Dieser Rest verschwindet, wenn die Semirealität der Begriffe und der analytische Charakter des Syllogismus fällt; für ersteres cf. Paulsens „Kant“, für letzteres H. Maier in Kantstudien 1898, S. 407; Philos. Abhandlungen, Chr. Sigwart gewidmet, 1900, S. 232.

2) Als *intuitus purus*.

3) Oben unter Fries; zur Sache noch Elsenhans, Fries und Kant II, S. 60. 66. 70. 98 und die *matter of fact* bei Husserl, Log. Untersuch. II, S. 670.

4) Oben pag. 135. 193 f.

5) Oben pag. 123 u. pag. 80.

in der unmittelbaren Übertragung des Logischen aufs Objekt zu weit, so ist derselbe Vorwurf hier bei Kant zu wiederholen. — Als Ort, wo sich die Tatsachen des Geistigen erheben lassen, nennt Kant, wie ja auch T., der ebenso zum Teil den Verstand aus seinen Wirkungen studiert, die Wissenschaften. Daneben noch den direkten Weg, den des „anthropologischen“ Verfahrens (Fries) einzuschlagen, will Kant allerdings vermieden wissen, um alles Empirische fernzuhalten. Er steigert später die intuitive Erfassung mittelst Aufmerkens, die er in der Dissertation hat, zu einer geradezu apodiktischen Selbsterkenntnis der Vernunft. Er drängt die psychologischen Partien der 1. Aufl. der Kritik in der 2. auf ein Mindestmaß zusammen. Aber ein Mindestmaß bleibt eben doch, eine „Transzendentalpsychologie,“¹⁾ eine „subjektive Deduktion“ mit der Frage: Wie ist das Vermögen zu denken selbst möglich?²⁾ — Was die Beziehung der Prinzipien zur Wirklichkeit betrifft, so ist diese in der Kritik³⁾ wie schon im Herzbrief von 1772 das Grundproblem. Die Objektpsychologie konstruiert er hier mittelst der Apperzeption: Dem einheitlichen Subjektbewußtsein korrespondiert ein einheitliches Objektbewußtsein. Die eigene Sphäre, die Noumenalwelt, die noch nach der „Dissertation“ dem Denken erreichbar sein soll, hat er nur für die theoretische, nicht für die praktische Erkenntnis aufgegeben — eine Position, die T. nie teilte. Für die theoretische Erkenntnis erreicht das Denken nunmehr die Wirklichkeit nicht, seine Objektform bleibt leere Hülse, wenn nicht die Sinnestatsächlichkeit dazukommt als Füllung.⁴⁾ Wo das Denken seinen Stoff selbst schafft, wie bei der „Hypo-stasierung“⁵⁾ der Vernunftideen, kommt keine objektiv gültige Erkenntnis zustande. Obwohl die Ideen ebenso im Wesen des Denkens liegen wie die Kategorien, haben sie keine konstitutive Bedeutung für Erkenntnis der Wirklichkeit, nur regulative. In dieser Schätzung der Ideen kommt die Einsicht in die Inadäquatheit der Existenz des Rationalen, des schrankenlos Allgemeinen, jede Einschränkung durch Einzelnes immer wieder Überspringenden, mit der Existenz des Tatsächlichen, des Einzelnen siegreich zum Durchbruch. Wird

1) Vaihinger, Komm. I, S. 324; cf. Scheler, Transz. u. psych. Meth. S. 151.

2) Kritik Kehrb. S. 8.

3) Kehrb. S. 104.

4) Bei Husserl die „Bedeutungserfüllung“, die sich mit der „Bedeutungs-intention“ decken muß (Log. Untersuch. II, S. 524).

5) Kehrb. S. 462 Anm.

so die objektive Giltigkeit des Denkens stark beschnitten, so wird sie auf der anderen Seite doch ebenso energisch anerkannt. Von der Kosmologie her infolge von Widersprüchen, Antinomien auf die Idealität von Raum und Zeit geführt¹⁾ dehnt er diese Idealität auch auf die von ihnen als Formen bestimmte Erkenntnis, die Sinnenerkenntnis aus und benützt sie, einerseits alle Gegenstandsmetaphysik (Ding an sich) abzuschneiden, andererseits den Sinnlichkeitsbestandteil als dem Denken absolut unterworfen hinzustellen. Muster hierbei ist ihm wohl wieder die Mathematik. Er kommt so auf seinen Kopernikanismus und immanenten Objektbegriff, der das Objekt als durchaus vom Subjekt und zwar vom denkenden Subjekt abhängig darstellt. Objektivität bedeutet hier Vernotwendigung der Sinnestatsächlichkeit, und zwar ist diese Vernotwendigung, weil an einer nicht unabhängigen, sondern von der Subjektivität durchaus abhängigen Tatsächlichkeit vorgenommen, eine absolute. Ähnlich wie bei T. erscheint hier das Denken als der wesentlichere Bestandteil im Erkennen gegenüber der Sinnlichkeit als dem unwesentlicheren, Denkgiltigkeit tritt an Stelle des naiven Wahrheitsideals der Übereinstimmung mit dem Objekt. — Diesem rationalistischen Gedankengang tritt nun aber auch hier ein empiristischer durchaus diametraler wie bei T. an die Seite. Seine kritische Methode besteht auch bei ihm darin, an die Wichtigkeit der Sinnestatsächlichkeit für die Wirklichkeitserkenntnis zu erinnern. Die Sinnestatsache setzt sich aus Empfindungs- und räumlichzeitlichem Bestandteil zusammen und gerade der letztere charakterisiert sie nach Kant am treffendsten. Mochte derselbe vorher noch so scharf ideal gewertet sein, die Ursache ewiger Phänomenalität der Erkenntnis darstellen, mochte seine Subjektivität als hergeleitet aus der Tendenz der Vermeidung von Antinomien im Sinn von bloß subjektiv, nicht ohne Widersprüche in dieselbe Fläche mit der Objektivität zu legen verstanden werden müssen, in dem jetzigen Gedankengang erscheint er doch als wichtigstes Kennzeichen der auf die Wirklichkeit hinweisenden Tatsächlichkeit. Kant möchte die Tatsache damit schärfer definieren, als das vorher mit Hilfe der Empfindung geschah. Daneben hält er, hier nun wieder wie T., auch das Indicium der Empfindung fest, die ebenfalls zugleich Zeichen des Objekts als ihrer Ursache ist. Ein weiteres Merkmal der Tatsache, das des Einzelnen, läßt Kant, wie

1) Deshalb nicht abwägend wie T., sondern rücksichtslos sicher.

T., häufig beiseite,¹⁾ weshalb er die Induktion nicht so würdigt, wie es sein müßte. Auch bei Premierung dieser Tatsachenseite für das Problem der objektiven Gültigkeit kann sich Kant außer auf den Empirismus noch besser auf die Mathematik und ihren anschaulichen Charakter berufen. Anschaulich nimmt aus dem Erfahrungsbegriff eben das Moment der (räumlichzeitlichen) Tatsächlichkeit heraus und läßt das Moment des Einzelnen und damit Zufälligen weg. Als Konsequenz der sagen wir empiristischen Gedankenreihe ergibt sich für die Prinzipien, daß sie ihre objektive Bedeutung sich durch Fußen auf der Tatsächlichkeit erwerben müssen; nicht in der Weise, daß sie selbst auf ein inneres Tatsachenfundament untersucht werden, sondern so, daß sie ihre Berechtigung aus ihrer Funktion bei der Tatsachenerkenntnis beziehen. — Betreffs der Erkenntnisgrenze läßt Kant die räumlichzeitliche Tatsächlichkeit scharf abschneiden. Was über sie hinauszielt, ist ungiltig. Alle Metaphysik im transzendenten Sinn liegt „zermalmt“ am Boden.

Sehen wir noch die transzendente Methode an in ihrem Verhältnis zur psychologischen. Aus der Grundposition über objektive Gültigkeit sollte, wie wir sahen, die Methode fließen. Sie müßte dargestellt sein durch eine Kombination des rationalen und empirischen Moments. Nun ist merkwürdig, daß sowohl T. als Kant nur das letztere, das empirische Moment bei der kritischen Frage ausdrücklich in Betracht ziehen,²⁾ das rationale mehr als gesicherte Voraussetzung behandle. Es wird ja beiderseits von der objektiven Gültigkeit des Denkens ausgiebiger, teilweise zu ausgiebiger Gebrauch gemacht. Man denke an den Platonismus, Kopernikanismus, den immanenten Objektbegriff bei beiden, ferner an die Ableitung aller Prinzipien als fertiger Größen aus dem denkenden Subjekt, ohne Rücksicht darauf, ob nicht auch vom Objekt, vom Erkenntnisstoff her sich im Lauf der Arbeit Prinzipien empfehlen könnten, weiter an die Festhaltung des mathematischen Ideals strengster Allgemeinheit und Notwendigkeit für alles Wissen, sowie an die zu genaue Parallelisierung von Logischem und Realem. Aber in das Licht des kritischen Fragepunkts ist nur das empirische Moment gerückt, die Bindung des Denkens an die Sinnestatsächlichkeit. Der Grund liegt in der Zeitlage, in dem Gegensatz gegen

1) cf. „Erfahrung überhaupt“, cf. „Erscheinung“ als Inbegriff möglicher Wahrnehmungen.

2) cf. oben pag. 99.

eine rationalistische Metaphysik, die auch den Erkenntnisstoff aus dem Denken ziehen möchte.

Dabei hält Kant in seiner transzendentalen Methode das Verfahren der seitherigen Ontologie scheinbar aufrecht, allein vom Denken aus über die Wirklichkeit zu befinden. Darauf zielt der Vorwurf von T.,¹⁾ reine Vernunft könne sowenig wie reine Mathematik etwas über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit bestimmen. Es ist richtig, daß die transzendente Methode zu stark im Rationalismus stecken bleibt. Kant könnte von seinem veränderten Standpunkt aus höchstens sagen: das Denken hat zwar Giltigkeit fürs Objekt, aber ist unfähig, sich seinen Stoff selbst zu schaffen, muß ihn sonstwoher beziehen. Wenn er außerdem weiß, wie dieser Stoff beschaffen sein muß, daß er räumlichzeitlich orientiert sein muß, so weiß er das nicht mehr als Vernunft-, sondern als Erfahrungsphilosoph. Es geht eine „Problemkonversion“ bei ihm vor, sein System hat zwei Brennpunkte, während er zu lang den Anschein erwecken will, als sei nur einer da. Faktisch hat die ontologische Methode bei ihm den Zielpunkt gewechselt. Rationalistische Tendenz war, die objektive Giltigkeit des Speziellen durch Subsumtion unter das als objektiv giltig ohne weiteres gesetzte Allgemeinste garantiert sein zu lassen. Kant will die objektive Bedeutung des Allgemeinen durch Hinweis auf den objektiven Charakter des Speziellen, das als sinnlich-anschaulich Wirklichkeitswert besitzt, sicherstellen. Es steckt darin zweierlei: einmal das rationale Verfahren, das Prinzip durch die Folgen zu rechtfertigen, sodann das, was wir empirische Methode heißen können und was auf Bindung des Denkens an die Tatsächlichkeit hinausläuft. Letzteres Moment ist auch bei Kant die Hauptsache, ersteres ist viel weiter auszubilden, als Kant noch tat.

Auch T. nimmt in „Spek.“ Bezug auf die alte ontologische Methode, aber durchaus nicht in rationalistischem Sinn; es ist ihm eine Ergänzung der empirischen Methode, der Lockeregeln, das Achten auf die beim Vorkommen der Fundamentalien in der Erfahrung mitgegebene Art der Sinnestatsächlichkeit zu empfehlen, weil diese einen Schluß auf den Umfang der objektiven Giltigkeit der Fundamentalien zulasse — ein Verfahren, das konsequenterweise ein Mitbestimmungsrecht der Tatsachenunterlage für die

1) Oben pag. 174; auch Scheler, Transz. u. psychol. Methode, stellt aus, die transzendente Methode bleibe innerhalb des Begrifflichen, nur die psychologische führe auf die Wirklichkeit.

Aufstellung von Prinzipien fordern sollte, das also das Gegenteil von Rationalismus ist. An Kants Zielwechsel klingt leicht an die Bezeichnung „angenommenes“ Axiom, also die Auffassung der Prinzipien als Voraussetzungen bei T.: Voraussetzungen bewähren sich durch ihre Konsequenzen.

Bindung des Denkens an die Tatsächlichkeit enthält einen Doppelsinn. Sie kann so verstanden werden, daß das Denken sich auf Tatsachen außerhalb seiner selbst bezieht, oder so, daß das Denken selber als Tatsache behandelt wird. Die psychologische Methode des T. schwankt zwischen diesem doppelten Sinn hin und her. Nicht selten, überall wo jenes Transzendenzverfahren in Betracht kommt, auch oft bei der gewöhnlichen Lockeregeln, zum mindesten beim Vorliegen „empirischer Begriffe“ (Kant), ja auch bei Anwendung auf Vernunftbegriffe ist unter Tatsächlichkeit das gemeint, was Kant allein darunter verstanden wissen will, die Tatsächlichkeit nämlich, welche Begriffe unter sich haben. Wenn bei dieser T. mehr ihren Empfindungscharakter, Kant mehr ihren räumlichzeitlichen Charakter betont, so ist das kein Gegensatz, sondern eine Ergänzung innerhalb derselben, nämlich der empirischen Methode. Freilich daneben hält T. den anderen, von Kant, auch von Leibniz mit seinem *excepto intellectu* abgelehnten Sinn von Tatsächlichkeit aufrecht: diejenige, welche die Begriffe in sich haben. Diese innere Tatsächlichkeit soll den Existenzwert und den an die äußere Tatsächlichkeit herangebrachten Eigeninhalt aller Begriffe, auch der Vernunftbegriffe nachweisen. Ähnlich ist, wenn bei Vernunftgrundsätzen auf das „Gefühl der Notwendigkeit“ aufmerksam gemacht wird, das eine Wesensgesetzlichkeit des Verstandes erschließen lasse. Hier wie dort wird der Vernunft selbst Erfahrungscharakter beigelegt. Das Widerspruchsgesetz soll so z. B. sowohl Erfahrungssatz als Axiom sein.¹⁾

Die Vorwürfe Kants richten sich vor allem gegen den zweiten Sinn. Freilich entgeht die Lockeregeln, auch im ersten Sinn genommen, dem Einwand nicht, daß sie „nur“ Empirie gebe. Es hängt dies mit dem von T. doch mitverschuldeten Mißverständnis zusammen, die (äußere) Tatsächlichkeit ^{den} auch den Eigeninhalt der Vernunftbegriffe liefern. Ebenso ^{ist} ^{selbe} auch gegen den ersten Sinn sich wendende Ausstellung²⁾ an ^{setzen} ^{se,} der Hinweis auf den psychologischen Entstehungsprozeß ^{des} der Sinnes-

1) Hw. I, S. 541.

2) Oben pag. 190.

tatsachen als Realbedingung für Auslösung der Vernunftbegriffe entscheide nichts über Objektivgiltigkeit der Erkenntnis. Nur zieht T. die Genesis eben bei zur Erklärung, zur Illustration logischer Verhältnisse; die Tatsachen sind bei ihm nicht bloß Real-, sondern logische Bedingung, sind dasselbe, was Kant „empirisches Kriterium“¹⁾ für Anwendung der Vernunftbegriffe heißt: sie geben Anhaltspunkte, die sich in Merkmale für bestimmtes Reagieren der Vernunft umsetzen. Weit mehr jedoch kehrt sich Kants Argwohn gegen die Auffassung der Vernunft selbst als Erfahrungstatsache. Sie erhalte dadurch bloß subjektive Bedeutung, sagt er und kann an diesem Punkt ignorieren, daß an einem anderen Punkt, im Zusammenhang der rationalen Methode T. ja auch den Kantischen Objektbegriff hat. Weiter: keine ächte Notwendigkeit komme heraus, das „Gefühl“ der Notwendigkeit brauche der Skeptiker nur zu leugnen, um zu triumphieren. Diese Polemik Kants ist nicht völlig berechtigt.²⁾ Jener subjektive Charakter widerspricht einem aus anderen Gründen angenommenen objektiven nicht.³⁾ Auch Kant braucht die Tatsächlichkeit der Vernunft, wenn er sie auch nicht durch direkt psychische Beobachtung, sondern mehr aus der Betrachtung der hervorragendsten Betätigungen der Vernunft, besonders die in der Mathematik gewinnt. Auch Kant braucht eine „Transzendentalpsychologie,“ eine Kunde der Erkenntnisfunktionen, als notwendige Voraussetzung für die die Giltigkeitsfrage behandelnde Erkenntnistheorie; das Erkennen selbst kann sie entbehren, nicht aber eine über das Erkennen reflektierende Theorie. Die Tatsächlichkeit wirkt eben in dem anfangs genannten doppelten Sinn faktisch auf das Denken ein, sie bestimmt es von außen und von innen. Teilt man die Erforschung der Bestimmung des Denkens durch immanente Tatsächlichkeit der psychologischen Methode zu, so kann auch Kant diese nicht entbehren. Die Anerkennung solch innerer Tatsächlichkeit wirft die ächte Notwendigkeit nicht um; es kann etwas zugleich Tatsache und ins Ideelle umgesetzt logischer Grund sein. Darin hat aber Kant Recht daß (innere) Tatsächlichkeit für sich allein keinen sicheren Schluß auf Wirklichkeit, objektive Bedeutung zuläßt. Gründe, auf zulassenderzeit von Tatsachen einmal fest-

1) Oben pag. 174.

2) S. oben pag. 174; auch S. 175. S. 176. S. 177. S. 178. S. 179. S. 180. S. 181. S. 182. S. 183. S. 184. S. 185. S. 186. S. 187. S. 188. S. 189. S. 190. S. 191. S. 192. S. 193. S. 194. S. 195. S. 196. S. 197. S. 198. S. 199. S. 200. S. 201. S. 202. S. 203. S. 204. S. 205. S. 206. S. 207. S. 208. S. 209. S. 210. S. 211. S. 212. S. 213. S. 214. S. 215. S. 216. S. 217. S. 218. S. 219. S. 220. S. 221. S. 222. S. 223. S. 224. S. 225. S. 226. S. 227. S. 228. S. 229. S. 230. S. 231. S. 232. S. 233. S. 234. S. 235. S. 236. S. 237. S. 238. S. 239. S. 240. S. 241. S. 242. S. 243. S. 244. S. 245. S. 246. S. 247. S. 248. S. 249. S. 250. S. 251. S. 252. S. 253. S. 254. S. 255. S. 256. S. 257. S. 258. S. 259. S. 260. S. 261. S. 262. S. 263. S. 264. S. 265. S. 266. S. 267. S. 268. S. 269. S. 270. S. 271. S. 272. S. 273. S. 274. S. 275. S. 276. S. 277. S. 278. S. 279. S. 280. S. 281. S. 282. S. 283. S. 284. S. 285. S. 286. S. 287. S. 288. S. 289. S. 290. S. 291. S. 292. S. 293. S. 294. S. 295. S. 296. S. 297. S. 298. S. 299. S. 300. S. 301. S. 302. S. 303. S. 304. S. 305. S. 306. S. 307. S. 308. S. 309. S. 310. S. 311. S. 312. S. 313. S. 314. S. 315. S. 316. S. 317. S. 318. S. 319. S. 320. S. 321. S. 322. S. 323. S. 324. S. 325. S. 326. S. 327. S. 328. S. 329. S. 330. S. 331. S. 332. S. 333. S. 334. S. 335. S. 336. S. 337. S. 338. S. 339. S. 340. S. 341. S. 342. S. 343. S. 344. S. 345. S. 346. S. 347. S. 348. S. 349. S. 350. S. 351. S. 352. S. 353. S. 354. S. 355. S. 356. S. 357. S. 358. S. 359. S. 360. S. 361. S. 362. S. 363. S. 364. S. 365. S. 366. S. 367. S. 368. S. 369. S. 370. S. 371. S. 372. S. 373. S. 374. S. 375. S. 376. S. 377. S. 378. S. 379. S. 380. S. 381. S. 382. S. 383. S. 384. S. 385. S. 386. S. 387. S. 388. S. 389. S. 390. S. 391. S. 392. S. 393. S. 394. S. 395. S. 396. S. 397. S. 398. S. 399. S. 400. S. 401. S. 402. S. 403. S. 404. S. 405. S. 406. S. 407. S. 408. S. 409. S. 410. S. 411. S. 412. S. 413. S. 414. S. 415. S. 416. S. 417. S. 418. S. 419. S. 420. S. 421. S. 422. S. 423. S. 424. S. 425. S. 426. S. 427. S. 428. S. 429. S. 430. S. 431. S. 432. S. 433. S. 434. S. 435. S. 436. S. 437. S. 438. S. 439. S. 440. S. 441. S. 442. S. 443. S. 444. S. 445. S. 446. S. 447. S. 448. S. 449. S. 450. S. 451. S. 452. S. 453. S. 454. S. 455. S. 456. S. 457. S. 458. S. 459. S. 460. S. 461. S. 462. S. 463. S. 464. S. 465. S. 466. S. 467. S. 468. S. 469. S. 470. S. 471. S. 472. S. 473. S. 474. S. 475. S. 476. S. 477. S. 478. S. 479. S. 480. S. 481. S. 482. S. 483. S. 484. S. 485. S. 486. S. 487. S. 488. S. 489. S. 490. S. 491. S. 492. S. 493. S. 494. S. 495. S. 496. S. 497. S. 498. S. 499. S. 500. S. 501. S. 502. S. 503. S. 504. S. 505. S. 506. S. 507. S. 508. S. 509. S. 510. S. 511. S. 512. S. 513. S. 514. S. 515. S. 516. S. 517. S. 518. S. 519. S. 520. S. 521. S. 522. S. 523. S. 524. S. 525. S. 526. S. 527. S. 528. S. 529. S. 530. S. 531. S. 532. S. 533. S. 534. S. 535. S. 536. S. 537. S. 538. S. 539. S. 540. S. 541. S. 542. S. 543. S. 544. S. 545. S. 546. S. 547. S. 548. S. 549. S. 550. S. 551. S. 552. S. 553. S. 554. S. 555. S. 556. S. 557. S. 558. S. 559. S. 560. S. 561. S. 562. S. 563. S. 564. S. 565. S. 566. S. 567. S. 568. S. 569. S. 570. S. 571. S. 572. S. 573. S. 574. S. 575. S. 576. S. 577. S. 578. S. 579. S. 580. S. 581. S. 582. S. 583. S. 584. S. 585. S. 586. S. 587. S. 588. S. 589. S. 590. S. 591. S. 592. S. 593. S. 594. S. 595. S. 596. S. 597. S. 598. S. 599. S. 600. S. 601. S. 602. S. 603. S. 604. S. 605. S. 606. S. 607. S. 608. S. 609. S. 610. S. 611. S. 612. S. 613. S. 614. S. 615. S. 616. S. 617. S. 618. S. 619. S. 620. S. 621. S. 622. S. 623. S. 624. S. 625. S. 626. S. 627. S. 628. S. 629. S. 630. S. 631. S. 632. S. 633. S. 634. S. 635. S. 636. S. 637. S. 638. S. 639. S. 640. S. 641. S. 642. S. 643. S. 644. S. 645. S. 646. S. 647. S. 648. S. 649. S. 650. S. 651. S. 652. S. 653. S. 654. S. 655. S. 656. S. 657. S. 658. S. 659. S. 660. S. 661. S. 662. S. 663. S. 664. S. 665. S. 666. S. 667. S. 668. S. 669. S. 670. S. 671. S. 672. S. 673. S. 674. S. 675. S. 676. S. 677. S. 678. S. 679. S. 680. S. 681. S. 682. S. 683. S. 684. S. 685. S. 686. S. 687. S. 688. S. 689. S. 690. S. 691. S. 692. S. 693. S. 694. S. 695. S. 696. S. 697. S. 698. S. 699. S. 700. S. 701. S. 702. S. 703. S. 704. S. 705. S. 706. S. 707. S. 708. S. 709. S. 710. S. 711. S. 712. S. 713. S. 714. S. 715. S. 716. S. 717. S. 718. S. 719. S. 720. S. 721. S. 722. S. 723. S. 724. S. 725. S. 726. S. 727. S. 728. S. 729. S. 730. S. 731. S. 732. S. 733. S. 734. S. 735. S. 736. S. 737. S. 738. S. 739. S. 740. S. 741. S. 742. S. 743. S. 744. S. 745. S. 746. S. 747. S. 748. S. 749. S. 750. S. 751. S. 752. S. 753. S. 754. S. 755. S. 756. S. 757. S. 758. S. 759. S. 760. S. 761. S. 762. S. 763. S. 764. S. 765. S. 766. S. 767. S. 768. S. 769. S. 770. S. 771. S. 772. S. 773. S. 774. S. 775. S. 776. S. 777. S. 778. S. 779. S. 780. S. 781. S. 782. S. 783. S. 784. S. 785. S. 786. S. 787. S. 788. S. 789. S. 790. S. 791. S. 792. S. 793. S. 794. S. 795. S. 796. S. 797. S. 798. S. 799. S. 800. S. 801. S. 802. S. 803. S. 804. S. 805. S. 806. S. 807. S. 808. S. 809. S. 810. S. 811. S. 812. S. 813. S. 814. S. 815. S. 816. S. 817. S. 818. S. 819. S. 820. S. 821. S. 822. S. 823. S. 824. S. 825. S. 826. S. 827. S. 828. S. 829. S. 830. S. 831. S. 832. S. 833. S. 834. S. 835. S. 836. S. 837. S. 838. S. 839. S. 840. S. 841. S. 842. S. 843. S. 844. S. 845. S. 846. S. 847. S. 848. S. 849. S. 850. S. 851. S. 852. S. 853. S. 854. S. 855. S. 856. S. 857. S. 858. S. 859. S. 860. S. 861. S. 862. S. 863. S. 864. S. 865. S. 866. S. 867. S. 868. S. 869. S. 870. S. 871. S. 872. S. 873. S. 874. S. 875. S. 876. S. 877. S. 878. S. 879. S. 880. S. 881. S. 882. S. 883. S. 884. S. 885. S. 886. S. 887. S. 888. S. 889. S. 890. S. 891. S. 892. S. 893. S. 894. S. 895. S. 896. S. 897. S. 898. S. 899. S. 900. S. 901. S. 902. S. 903. S. 904. S. 905. S. 906. S. 907. S. 908. S. 909. S. 910. S. 911. S. 912. S. 913. S. 914. S. 915. S. 916. S. 917. S. 918. S. 919. S. 920. S. 921. S. 922. S. 923. S. 924. S. 925. S. 926. S. 927. S. 928. S. 929. S. 930. S. 931. S. 932. S. 933. S. 934. S. 935. S. 936. S. 937. S. 938. S. 939. S. 940. S. 941. S. 942. S. 943. S. 944. S. 945. S. 946. S. 947. S. 948. S. 949. S. 950. S. 951. S. 952. S. 953. S. 954. S. 955. S. 956. S. 957. S. 958. S. 959. S. 960. S. 961. S. 962. S. 963. S. 964. S. 965. S. 966. S. 967. S. 968. S. 969. S. 970. S. 971. S. 972. S. 973. S. 974. S. 975. S. 976. S. 977. S. 978. S. 979. S. 980. S. 981. S. 982. S. 983. S. 984. S. 985. S. 986. S. 987. S. 988. S. 989. S. 990. S. 991. S. 992. S. 993. S. 994. S. 995. S. 996. S. 997. S. 998. S. 999. S. 1000. S. 1001. S. 1002. S. 1003. S. 1004. S. 1005. S. 1006. S. 1007. S. 1008. S. 1009. S. 1010. S. 1011. S. 1012. S. 1013. S. 1014. S. 1015. S. 1016. S. 1017. S. 1018. S. 1019. S. 1020. S. 1021. S. 1022. S. 1023. S. 1024. S. 1025. S. 1026. S. 1027. S. 1028. S. 1029. S. 1030. S. 1031. S. 1032. S. 1033. S. 1034. S. 1035. S. 1036. S. 1037. S. 1038. S. 1039. S. 1040. S. 1041. S. 1042. S. 1043. S. 1044. S. 1045. S. 1046. S. 1047. S. 1048. S. 1049. S. 1050. S. 1051. S. 1052. S. 1053. S. 1054. S. 1055. S. 1056. S. 1057. S. 1058. S. 1059. S. 1060. S. 1061. S. 1062. S. 1063. S. 1064. S. 1065. S. 1066. S. 1067. S. 1068. S. 1069. S. 1070. S. 1071. S. 1072. S. 1073. S. 1074. S. 1075. S. 1076. S. 1077. S. 1078. S. 1079. S. 1080. S. 1081. S. 1082. S. 1083. S. 1084. S. 1085. S. 1086. S. 1087. S. 1088. S. 1089. S. 1090. S. 1091. S. 1092. S. 1093. S. 1094. S. 1095. S. 1096. S. 1097. S. 1098. S. 1099. S. 1100. S. 1101. S. 1102. S. 1103. S. 1104. S. 1105. S. 1106. S. 1107. S. 1108. S. 1109. S. 1110. S. 1111. S. 1112. S. 1113. S. 1114. S. 1115. S. 1116. S. 1117. S. 1118. S. 1119. S. 1120. S. 1121. S. 1122. S. 1123. S. 1124. S. 1125. S. 1126. S. 1127. S. 1128. S. 1129. S. 1130. S. 1131. S. 1132. S. 1133. S. 1134. S. 1135. S. 1136. S. 1137. S. 1138. S. 1139. S. 1140. S. 1141. S. 1142. S. 1143. S. 1144. S. 1145. S. 1146. S. 1147. S. 1148. S. 1149. S. 1150. S. 1151. S. 1152. S. 1153. S. 1154. S. 1155. S. 1156. S. 1157. S. 1158. S. 1159. S. 1160. S. 1161. S. 1162. S. 1163. S. 1164. S. 1165. S. 1166. S. 1167. S. 1168. S. 1169. S. 1170. S. 1171. S. 1172. S. 1173. S. 1174. S. 1175. S. 1176. S. 1177. S. 1178. S. 1179. S. 1180. S. 1181. S. 1182. S. 1183. S. 1184. S. 1185. S. 1186. S. 1187. S. 1188. S. 1189. S. 1190. S. 1191. S. 1192. S. 1193. S. 1194. S. 1195. S. 1196. S. 1197. S. 1198. S. 1199. S. 1200. S. 1201. S. 1202. S. 1203. S. 1204. S. 1205. S. 1206. S. 1207. S. 1208. S. 1209. S. 1210. S. 1211. S. 1212. S. 1213. S. 1214. S. 1215. S. 1216. S. 1217. S. 1218. S. 1219. S. 1220. S. 1221. S. 1222. S. 1223. S. 1224. S. 1225. S. 1226. S. 1227. S. 1228. S. 1229. S. 1230. S. 1231. S. 1232. S. 1233. S. 1234. S. 1235. S. 1236. S. 1237. S. 1238. S. 1239. S. 1240. S. 1241. S. 1242. S. 1243. S. 1244. S. 1245. S. 1246. S. 1247. S. 1248. S. 1249. S. 1250. S. 1251. S. 1252. S. 1253. S. 1254. S. 1255. S. 1256. S. 1257. S. 1258. S. 1259. S. 1260. S. 1261. S. 1262. S. 1263. S. 1264. S. 1265. S. 1266. S. 1267. S. 1268. S. 1269. S. 1270. S. 1271. S. 1272. S. 1273. S. 1274. S. 1275. S. 1276. S. 1277. S. 1278. S. 1279. S. 1280. S. 1281. S. 1282. S. 1283. S. 1284. S. 1285. S. 1286. S. 1287. S. 1288. S. 1289. S. 1290. S. 1291. S. 1292. S. 1293. S. 1294. S. 1295. S. 1296. S. 1297. S. 1298. S. 1299. S. 1300. S. 1301. S. 1302. S. 1303. S. 1304. S. 1305. S. 1306. S. 1307. S. 1308. S. 1309. S. 1310. S. 1311. S. 1312. S. 1313. S. 1314. S. 1315. S. 1316. S. 1317. S. 1318. S. 1319. S. 1320. S. 1321. S. 1322. S. 1323. S. 1324. S. 1325. S. 1326. S. 1327. S. 1328. S. 1329. S. 1330. S. 1331. S. 1332. S. 1333. S. 1334. S. 1335. S. 1336. S. 1337. S. 1338. S. 1339. S. 1340. S. 1341. S. 1342. S. 1343. S. 1344. S. 1345. S. 1346. S. 1347. S. 1348. S. 1349. S. 1350. S. 1351. S. 1352. S. 1353. S. 1354. S. 1355. S. 1356. S. 1357. S. 1358. S. 1359. S. 1360. S. 1361. S. 1362. S. 1363. S. 1364. S. 1365. S. 1366. S. 1367. S. 1368. S. 1369. S. 1370. S. 1371. S. 1372. S. 1373. S. 1374. S. 1375. S. 1376. S. 1377. S. 1378. S. 1379. S. 1380. S. 1381. S. 1382. S. 1383. S. 1384. S. 1385. S. 1386. S. 1387. S. 1388. S. 1389. S. 1390. S. 1391. S. 1392. S. 1393. S. 1394. S. 1395. S. 1396. S. 1397. S. 1398. S. 1399. S. 1400. S. 1401. S. 1402. S. 1403. S. 1404. S. 1405. S. 1406. S. 1407. S. 1408. S. 1409. S. 1410. S. 1411. S. 1412. S. 1413. S. 1414. S. 1415. S. 1416. S. 1417. S. 1418. S. 1419. S. 1420. S. 1421. S. 1422. S. 1423. S. 1424. S. 1425. S. 1426. S. 1427. S. 1428. S. 1429. S. 1430. S. 1431. S. 1432. S. 1433. S. 1434. S. 1435. S. 1436. S. 1437. S. 1438. S. 1439. S. 1440. S. 1441. S. 1442. S. 1443. S. 1444. S. 1445. S. 1446. S. 1447. S. 1448. S. 1449. S. 1450. S. 1451. S. 1452. S. 1453. S. 1454. S. 1455. S. 1456. S. 1457. S. 1458. S. 1459. S. 1460. S. 1461. S. 1462. S. 1463. S. 1464. S. 1465. S. 1466. S. 1467. S. 1468. S. 1469. S. 1470. S. 1471. S. 1472. S. 1473. S. 1474. S. 1475. S. 1476. S. 1477. S. 1478. S. 1479. S. 1480. S. 1481. S. 1482. S. 1483. S. 1484. S. 1485. S. 1486. S. 1487. S. 1488. S. 1489. S. 1490. S. 1491. S. 1492. S. 1493. S. 1494. S. 1495. S. 1496. S. 1497. S. 1498. S. 1499. S. 1500. S. 1501. S. 1502. S. 1503. S. 1504. S. 1505. S. 1506. S. 1507. S. 1508. S. 1509. S. 1510. S. 1511. S. 1512. S. 1513. S. 1514. S. 1515. S. 1516. S. 1517. S. 1518. S. 1519. S. 1520. S. 1521. S. 1522. S. 1523. S. 1524. S. 1525. S. 1526. S. 1527. S. 1528. S. 1529. S. 1530. S. 1531. S. 1532. S. 1533. S. 1534. S. 1535. S. 1536. S. 1537. S. 1538. S. 1539. S. 1540. S. 1541. S. 1542. S. 1543. S. 1544. S. 1545. S. 1546. S. 1547. S. 1548. S. 1549. S. 1550. S. 1551. S. 1552. S. 1553. S. 1554. S. 1555. S. 1556. S. 1557. S. 1558. S. 1559. S. 1560. S. 1561. S. 1562. S. 1563. S. 1564. S. 1565. S. 1566. S. 1567. S. 1568. S. 1569. S. 1570. S. 1571. S. 1572. S. 1573. S. 1574. S. 1575. S. 1576. S. 1577. S. 1578. S. 1579. S. 1580. S. 1581. S. 1582. S. 1583. S. 1584. S. 1585. S. 1586. S. 1587. S. 1588. S. 1589. S. 1590. S. 1591. S. 1592. S. 1593. S. 1594. S. 1595. S. 1596. S. 1597. S. 1598. S. 1599. S. 1600. S. 1601. S. 1602. S. 1603. S. 1604. S. 1605. S. 1606. S. 1607. S. 1608. S. 1609. S. 1610. S. 1611. S. 1612. S. 1613. S. 1614. S. 1615. S. 1616. S. 1617. S. 1618. S. 1619. S. 1620. S. 1621. S. 1622. S. 1623. S. 1624. S. 1625. S. 1626. S. 1627. S. 1628. S. 1629. S. 1630. S. 1631. S. 1632. S. 1633. S. 1634. S. 1635. S. 1636. S. 1637. S. 1638. S. 1639. S. 1640. S. 1641. S. 1642. S. 1643. S. 1644. S. 1645. S. 1646. S. 1647. S. 1648. S. 1649. S. 1650. S. 1651. S. 1652. S. 1653. S. 1654. S. 1655. S. 1656. S. 1657. S. 1658. S. 1659. S. 1660. S. 1661. S. 1662. S. 1663. S. 1664. S. 1665. S. 1666. S. 1667. S. 1668. S. 1669. S. 1670. S. 1671. S. 1672. S. 1673. S. 1674. S. 1675. S. 1676. S. 1677. S. 1678. S. 1679. S. 1680. S. 1681. S. 1682. S. 1683. S. 1684. S. 1685. S. 1686. S. 1687. S. 1688. S. 1689. S. 1690. S. 1691. S. 1692. S. 1693. S. 1694. S. 1695. S. 1696. S. 1697. S. 1698. S. 1699. S. 1700. S. 1701. S. 1702. S. 1703. S. 1704. S. 1705. S. 1706. S. 1707. S. 1708. S. 1709. S. 1710. S. 1711. S. 1712. S. 1713. S. 1714. S. 1715. S. 1716. S. 1717. S. 1718. S. 1719. S. 1720. S. 1721. S. 1722. S. 1723. S. 1724. S. 1725. S. 1726. S. 1727. S. 1728. S. 1729. S. 1730. S. 1731. S. 1732. S. 1733. S. 1734. S. 1735. S. 173

gelegt, müssen zuerst mit den Folgen konfrontiert werden und müssen sich oft dabei die einschneidendsten Umformungen gefallen lassen, ehe ihnen definitive objektive Giltigkeit zugesprochen werden kann. Diese Arbeit ist Sache der rationalen Methode, die auf diese Weise die psychologische ergänzt. Daß bei der äußeren Tatsächlichkeit diese Ergänzung durch die rationale Methode ebenfalls nötig ist, um Wahrheit und Schein zu scheiden, war bei den Ausführungen über T.¹⁾ schon da. Wie dort die Phantasie Empfindung vortäuschen konnte, so kann sie, wenn wir auf Kant sehen, auch Raumzeitcharakter vortäuschen in jener „Hypostasierung“ der Dialektik, von der die Rede war. Auch hier ist die Einsicht in die Täuschung nicht immer direkt, oft nur mittelst des rationalen Verfahrens zu gewinnen.

Eine weitere Begrenzung nicht durch die rationale, sondern durch die alte ontologische Methode erfährt die psychologische dadurch, daß die Voraussetzung nicht zutrifft, alle Prinzipien seien wie das Widerspruchsgesetz Denkgesetze. Der historische Kant mit seiner transzendentalen Methode teilte ja jene Voraussetzung auch. Aber diese Methode läßt sich, wie die neukantischen Umbildungen zeigen, von der Kombination mit der Vernunftphilosophie loslösen, auf ihre Wurzel, die alte ontologische, zurückführen. Wenn T. ebenfalls Ansätze hat, die Prinzipien nicht bloß aus dem Geist, sondern auch aus der Natur zu ziehen, so kommt dies daher, daß er eben neben der psychologischen auch auf der alten ontologischen fußt.

Noch ein letztes, was wiederum für Ergänzung durch rationales Verfahren spricht, ist der fragmentarische Charakter des Tatsächlichen. Dieser nötigt schon in der Immanenz Supplierungen hypothetischer, analogiemäßiger Art mit dem Tatsachenstoff vorzunehmen. Für diese Ergänzungen ist dieselbe Phantasie, die vorher Täuschungsquelle war, zuständig, jetzt aber, worauf schon T. hinwies,²⁾ als Freund, nicht als Feind. Sie arbeitet jedoch nicht selbständig, sondern unter Direktive des Denkens. Ist dies schon in der Immanenz so, warum sollte an der Grenze des Tatsachenstoffs plötzlich alles abschneiden, dasselbe rational-hypothetische Verfahren nicht, soweit es geht, fortzusetzen sein?³⁾ Kants Lehre

1) Oben pag. 226.

2) Oben pag. 112.

3) cf. auch K. Österreich, Kant und die Metaphysik 1906, S. 109; Elsenhans, Fries und Kant II, S. 200 ff.

von der Erkenntnisgrenze verkennt, daß die rationale Methode weit tiefer in die empirisch-transzendente eingreifen muß, als er einräumen wollte. T. blieb hier der allgemeinen Heerstraße, aber auch der Wahrheit näher. Die Linie jedoch, die auch von der psychologischen Methode aus aufs Transzendente weist,¹⁾ hat T. nicht gezogen.

Wir sind am Ende. Wie nun?²⁾ Ist T. „Vorläufer“ des kritischen Kant? Nein, eher Nachfolger des vorkritischen. Ist er sein „Doppelgänger“? Ja, sofern er, wie Kant Vernunftphilosoph, die kritische Frage doch einseitig nach englischem Muster stellt und löst. Ist die psychologische Methode ein „Irrweg?“ Ja, falls auf psychischer Tatsächlichkeit allein Objektivgiltigkeit der Erkenntnis aufgebaut werden wollte; im übrigen ergänzt sich diese und die transzendente Methode innerhalb der empirischen. Ist T. ein „Gegner“ Kants? Ja, in der Festhaltung der überkommenen Metaphysik. In der Hochschätzung der Ethik aber als der höchsten Form menschlicher Spontaneität steht T. Kant zur Seite. Nur fehlt der noumenale Unterbau. Nur fehlt, was für die weltgeschichtliche Stoßkraft entscheidend ist, der Impetus des Nicht — Sondern: Nicht Metaphysik, sondern Ethik! So läßt sich Harnacks Wort³⁾ anwenden auf T.'s Geschick: „Die Geschichte pflegt mit den relativen und peripherischen Vorzügen einer alten Denkweise wenig Federlesens zu machen, wenn sie einen Umschwung der Dinge betreibt. Die Enkel mögen zusehen, wie sie die Güter wieder einbringen, welche ihre Großväter als unwert bei Seite werfen mußten, um ihre neuen Ideale durchzusetzen.“

1) Das religiöse Postulat, oben pag. 222.

2) cf. oben pag. 2.

3) Gesch. der Berl. Akademie II, S. 616.

Druckfehler:

S. 18, Anmerkung 2: lies 1810 statt 1880.

Ergänzungshefte der „Kantstudien“.

Herausgegeben im Auftrag der „Kantgesellschaft“ von H. Vaihinger
und B. Bauch.

(Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35.)

Für Abonnenten der „Kantstudien“ zu ermässigtem Preis.

Für Jahresmitglieder der „Kantgesellschaft“ in dem betr. Jahre gratis.

Die Ergänzungshefte zu den „Kantstudien“ enthalten grössere, in sich abgeschlossene Abhandlungen, welche in dem Rahmen der „Kantstudien“ selbst keinen Platz finden, deren separate Publikation in Form eines Einzelheftes der Wissenschaft jedoch dienlich sein kann. Anträge auf Aufnahme von Abhandlungen in diese Sammlung sind zu richten an Professor Dr. Bauch in Jena, Wörthstrasse 7, von dem auch die Bedingungen der Aufnahme zu erhalten sind.

Zum Band XI (1906).

1. **Guttmann, J., Dr. phil.** Kants Gottesbegriff in seiner positiven Entwicklung. IV u. 104 S. Mk. 2.80. (Mk. 2.10.)
2. **Oesterreich, K., Dr. phil.** Kant und die Metaphysik. VI u. 130 S. Mk. 3.20. (Mk. 2.40.)
3. **Döring, O., Dr. jur. et phil.** Feuerbachs Straftheorie und ihr Verhältnis zur Kantischen Philosophie. IV u. 48 S. Mk. 1.20. (Mk. 0.90.)

Zum Band XII (1907).

4. **Kertz, G., Dr. phil.** Die Religionsphilosophie Joh. Heinr. Tieftrunks. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantischen Schule. Mit einem Bildnis Tieftrunks. VIII u. 81 S. Mk. 2.40. (Mk. 1.80.)
5. **Fischer, H. E., Dr. phil.** Kants Stil in der Kritik der reinen Vernunft nebst Ausführungen über ein neues Stilgesetz auf historisch-kritischer und sprachpsychologischer Grundlage. VIII u. 136 S. Mk. 4.—. (Mk. 3.—.)
6. **Aicher, Sev., Dr. phil.** Kants Begriff der Erkenntnis, verglichen mit dem des Aristoteles. Gekrönte Preisschrift. XII u. 137 S. Mk. 4.50. (Mk. 3.60.)
7. **Dreyer, Hans, Dr. phil.** Der Begriff Geist in der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. IV u. 106 S. Mk. 3.20. (Mk. 2.40.)

Zum Band XIII (1908).

8. **O'Sullivan, John M., Dr. phil.** Vergleich der Methoden Kants und Hegels auf Grund ihrer Behandlung der Kategorie der Quantität. VI u. 129 S. Mk. 4.50. (Mk. 3.60.)
9. **Rademaker, Franz, Dr. phil.** Kants Lehre vom inneren Sinn in der Kritik der reinen Vernunft. 45 S. Mk. 1.75. (Mk. 1.40.)

Ergänzungshefte der „Kantstudien“.

Herausgegeben von H. Vaihinger und B. Bauch.

(Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35.)

Für Abonnenten der „Kantstudien“ zu ermäßigtem Preis.

Für Jahresmitglieder der „Kantgesellschaft“ in dem betr. Jahre gratis.

10. *Amrhein, Hans, Dr. phil.* Kants Lehre vom „Bewusstsein überhaupt“ und ihre Weiterbildung bis auf die Gegenwart. VIII u. 210 S. Mk. 6.80. (Mk. 5.—.)
11. *Müller-Braunschweig, Karl.* Die Methode einer reinen Ethik, insbesondere der Kantischen, dargestellt an einer Analyse des Begriffes eines „praktischen Gesetzes“. VI u. 73 S. Mk. 2.80. (Mk. 2.10.)

Zum Band XIV (1909).

12. *Bache, Kurt, Dr. phil.* Kants Prinzip der Autonomie im Verhältnis zur Idee des Reiches der Zwecke. VI u. 43 S. Mk. 1.75. (Mk. 1.40.)
13. *Kremer, Josef, Dr.* Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. Gekrönte Preisschrift der Walter Simon-Preisaufgabe. XII u. 210 S. Mk. 7.50. (Mk. 6.—.)
14. *Ernst, W., Dr. phil.* Der Zweckbegriff bei Kant und sein Verhältnis zu den Kategorien. IV u. 82 S. Mk. 3.—. (Mk. 2.40.)
15. *Hessen, Sergius, Dr. phil.* Individuelle Kausalität. Studien zum transzendentalen Empirismus. XI u. 151 S. Mk. 5.50. (Mk. 4.20.)

Zum Band XV (1910).

16. *Ristitsch, Svetomir, Dr. phil.* Die indirekten Beweise des transzendentalen Idealismus. Ein kritischen Beitrag zur Kantforschung. IV u. 100 S. Mk. 3.50. (Mk. 2.80.)
17. *Wieggershausen, Heinrich, Dr. phil.* Aenesidem-Schulze, der Gegner Kants, und seine Bedeutung im Neukantianismus. IV u. 93 S. Mk. 3.40. (Mk. 2.70.)
18. *Toll, Charles Hansen, Dr. phil.* Die erste Antinomie Kants und der Pantheismus. 46 S. Mk. 1.50. (Mk. 1.20.)
19. *Mugdan, Bertha, Dr. phil.* Die theoretischen Grundlagen der Schiller'schen Philosophie. VI u. 86 S. Mk. 3.—. (Mk. 2.40.)
20. *v. Zynda, Max, Dr. phil.* Kant-Reinhold-Fichte. VI u. 97 S. Mk. 3.50. (Mk. 2.60.)

Ergänzungshefte der „Kantstudien“.

Herausgegeben von H. Vaihinger und B. Bauch.

(Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35.)

Für Abonnenten der „Kantstudien“ zu ermässigtem Preis.

Für Jahresmitglieder der „Kantgesellschaft“ in dem betr. Jahre gratis.

Zum Band XVI (1911)

21. **Frank, Erich, Dr. phil.** Das Prinzip der dialektischen Synthesis und die Kantische Philosophie. IV u. 60 S. mit einer Tabelle. Mk. 2.80. (M. 2.10.)
22. **Mechler, Walter, Dr. phil.** Die Erkenntnislehre bei Fries, aus ihren Grundbegriffen dargestellt und kritisch erörtert. VIII u. 93 S. Mk. 3.60. (Mk. 2.80.)
23. **Buzello, Herbert, Dr. phil.** Kritische Untersuchung von Ernst Mach's Erkenntnistheorie. IV u. 94 S. Mk. 3.60. (Mk. 2.80.)
24. **Uebele, Wilhelm, Professor, Dr. phil.** Joh. Nic. Tetens, nach seiner Gesamtentwicklung betrachtet unter bes. Berücksichtigung des Verhältnisses zu Kant. Unter Benützung bisher unbekannt gebliebener Quellen. Mit einem Bildnis von Tetens. VII u. 238 S. Mk. 8.—. (Mk. 6.—.)

Zum Band XVII (1912)

25. **Sternberg, Kurt, Dr. phil.** Beiträge zur Interpretation der kritischen Ethik.
26. **Lanz, Heinrich, Dr. phil.** Das Problem der Gegenständlichkeit in der modernen Logik.
27. **Breuer, Jacob, Dr. jur.** Der Rechtsbegriff auf Grundlage der Stammler'schen Sozialphilosophie.

Ferner voraussichtlich folgende Arbeiten:

- Jörges, R., Dr. phil. et Dr. jur.** Kants Lehre vom Rechtszwang.
Eine vergleichende Studie mit bes. Rücksicht auf R. Stammler.
- Schmitt-Wendel, Karl, Dr. phil.** Kants Einfluss auf die englische Ethik.

